This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SA 93 23.57

HARVARD COLLEGE LIBRARY

SOUTH AMERICAN COLLECTION

THE GIFT OF ARCHIBALD CARY COOLIDGE, '87
AND CLARENCE LEONARD HAY, '08
IN REMEMBRANCE OF THE PAN-AMERICAN SCIENTIFIC CONGRESS
SANTIAGO DE CHILE DECEMBER MDCCCCVIII

SA 9528.57

Mittheilungen

über

das

soziale und kirchliche Leben

in der

Republik Uruguay

von

Dr. Otto Woysch

Garnisonprediger und Stadtpfarrer zu Pillau.

Berlin, 1864.

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Besserſche Buchhandlung.)

SA9328.57

Harvard College Library
Gift of
Archibald Cary Coolidge
and
Clarence Leonard Hay
26 January 1910

BOUND APR 25 1910

Vorwort.

Anfangs des Jahres 1857 wurde mir der Auftrag gegeben, nach Montevideo zu gehen, um als Pastor eine deutsch-evangelische Gemeinde zu sammeln. Einige deutsche Kaufleute hatten die Bildung einer solchen Gemeinde gewünscht und mehrfach an den Evangelischen Oberkirchenrath zu Berlin geschrieben um die Sendung eines Geistlichen bittend. Nach längerer Thätigkeit daselbst zurückgekehrt in die Heimath theilte man mir vielfach mit, daß die Republik Uruguay Gegenstand des Interesses für große Kreise geworden sei, indem man die deutsche Auswanderung auf dieses Land hinrichten wolle. Theilweise hatte man bereits in Montevideo hierüber gesprochen, und nicht allein einsichtige Privatleute, sondern auch die Regierung des Landes billigte solche Bestrebungen. Da ich Gelegenheit gehabt habe, mich mit den dortigen Verhältnissen vorurtheilsfrei bekannt zu machen, so konnte ich der Aufforderung verschiedener Bekannten nachkommen, welche von mir Mittheilungen über die gesellschaftlichen Zustände Uruguay's wünschten. Natürlicher Weise war das kirchliche Leben der dortigen Einwohnerschaft ein Gegenstand meiner besondren Theilnahme gewesen, und deshalb habe ich ausführlicher in den nachfolgenden Blättern darüber gesprochen. Meine viel-

fachen Beziehungen gewährten mir indeß auch sichre Einblicke in das übrige soziale Leben daselbst, wobei ich Land und Leute recht lieb gewann. Um nicht zu ermüden, ist in den nachfolgenden Blättern der Uebergang von einem Gegenstand zum andern ziemlich leicht gemacht und bitte ich diejenigen, die sich darüber wundern möchten, freundlich um Entschuldigung. Am La Plata selbst urtheilte man häufig sehr scharf über die Urtheile, die in Europa im Interesse von Spekulationen oder vom Standpunkt persönlicher Eitelkeit aus über dortige Zustände verbreitet wurden. Ein Urtheil, das in Europa zuweilen Autorität war, beschäftigte in heitrer Weise die Abendzirkel der Kaufleute in Montevideo und Buenos Aires. Im Ganzen aber bildet sich allmählig — vor Allem durch die praktischen Handelsverbindungen — namentlich auch in Deutschland ein richtiges Urtheil über die La Plata-Länder aus, und was die Republik Uruguay anbetrifft, so hat die Ernennung eines eignen Generalkonsuls für diese Republik in Berlin dazu beigetragen, das Interesse anzuregen und das Urtheil zu berichtigen, was dortige Zustände anbetrifft. Sollten diese Blätter nach Montevideo kommen und daselbst gelesen werden, so sende ich Grüße an alle lieben Landsleute, deren Gemeinschaft unter einander immer enger und inniger und deren Einfluß im Land immer größer werden mag.

Pillau, am Sylvestertage 1863.

Der Verfasser.

Erſtes Kapitel.

Einleitung. Gründung Montevideos. Mittheilungen Azara's über die Einwohnerzahl der Stadt und über Import und Export am Rio de la Plata. Ankunft in Montevideo. Eindrücke der letzten Reiſetage. Einfahrt in den Hafen. Eindruck der Stadt und ihrer Einwohner. Die Zeiten der Oribe'ſchen Verwaltung und Belagerung der Hauptſtadt. Die Präſidenten Flores und Pereira. Unabhängigkeitserklärung zu La Florida. Einweihung des Teatro de Solis. Das Volksleben, die Modefamilien, die Häuſer, die Gärten, der Markt, der Hafen und die Fremden. Eine Spazierfahrt, das Städtchen Union und die Quintas. Kirche, Theater und Hospital. Hermanas de la caridad und Bekehrungsverſuche. Allerlei politiſche Bewegungen und Tod des General Oribe.

Montevideo wurde unter dem Gobernador von Buenos Aires Don Bruno Mauricio Zavala gegründet, welcher letztere, ein Baske von Geburt, am 11. Juli 1717 von ſeinem Amte Beſitz genommen hatte. Obgleich die weiten Felder der Provinz Buenos Aires mit Heerden überfüllt waren, ſo war die Provinz doch arm, dieſe große Armuth war eine Folge des Reſtriktiv- und Monopolſyſtems, welches auf allen ſpaniſchen Kolonien laſtete. Nur von den Städten Sevilla und Cadiz aus, war es dem Handel erlaubt, dieſe weit ausgedehnten Kolonien mit europäiſchen Waaren zu verſehen, und diejenigen, welche von dieſem Privilegium Gebrauch machten, thaten ihr Möglichſtes, den Handel auf wenige Theilnehmer zu beſchränken, um die Waaren zu vertheuern und ohne große Mühe und bedeutende Kapitalien einen ſtarken Gewinn herauszuziehen. Das iſt immer die nothwendige Wirkung des Monopols, ſagt Don Luis L. Dominguez in ſeiner Historia argentina (Buenos Aires 1861), es vertrocknet die Quellen der Induſtrie, es wirkt auf die ſtaatswirthſchaftlichen

Verhältniſſe wie Opium auf den thieriſchen Organismus, es ſchläfert ein, es tödtet endlich.

Zu den vielen Urſachen, welche im 18. Jahrhundert gleichſam zuſammen ſich verſchworen hatten, um die mächtige ſpaniſche Monarchie zu ſchwächen, geſellte ſich auch das Prohibitivſyſtem hinzu. Induſtrie und Handwerk erlag darunter; die Kolonien ſchleppten ſich nur ſo in thatenloſer Exiſtenz ohne geiſtige Anregungen dahin. Der Geiſt der Bevölkerungen wurde entnervt, heftige Erſchütterungen bereiteten ſich vor, man wartete nur auf die erſte günſtige Gelegenheit, die ſich darböte, um gründlich zu ändern. Der Gobernador hatte zunächſt gegen die Kontrebande ſein Augenmerk zu richten, welche von Schiffen aller Nationen eingeführt wurde, beſonders von denjenigen Nationen, deren Seebedeutung ſich gehoben hatte, während die der Spanier ſank. Die Portugieſen, welche ſtets ſpaniſche Beſitzungen in Südamerika zu uſurpiren ſuchten, hatten zu jener Zeit beſchloſſen, im heutigen Montevideo ſich feſtzuſetzen. Sie hatten zu dem Ende ein ſ. g. reducto, eine bewaffnete Schanze, gebaut und 200 Mann Garniſon hineingelegt. Aber ſchon im Januar 1724 vertrieb Zavala ſie von dort, errichtete dagegen ſelbſt eine Feſtung, unter derem Schutz 1726 die Stadt San Felipe y Santjago de Montevideo mit 20 Familien gegründet wurde, welche von den kanariſchen Inſeln kamen, desgleichen mit andern Anſiedlern, welche der Gobernador in Buenos Aires dadurch bewogen hatte, bei dem neuen Unternehmen ſich zu betheiligen, daß er jedem 200 Kühe und 100 Schafe, einen Bauplatz in der Stadt, eine Suerte Land, Sämereien, eiſerne Werkzeuge und Abgabenfreiheit auf einige Zeit verſprach. Indeß noch zu den Zeiten des berühmten Reiſenden Azara hatte Montevideo nur eine Parroquia und 15,245 Einwohner, von denen die Hälfte noch außerhalb der Mauern und in einiger Entfernung von der Stadt wohnte. Derſelbe Reiſende theilt die Durchſchnittszahl der Export- und Importwerthe in den Jahren 1792 bis 1796 mit. Danach gingen nach ſämmtlichen Häfen des Rio de la Plata aus Cadiz, Barcelona und Malaga, Coruña, San Andres, Vigo, Jijon, San Lucar 53 Schiffe jährlich, und ſie brachten Waaren

im Werth von 2,545,364 Pesos, dafür gingen 47 Schiffe aus sämmtlichen Häfen des La Plata Gebiets nach Cadiz, Barcelona und Malaga, Coruña und San Andres zurück und ihre Waaren hatten einen Werth von 4,667,166 Pesos. (Azara: Viajes por la America del Sur desde 1789 hasta 1801 in der biblioteca del Comercio del Plata, Tomo II, Montevideo 1846).

Wie ganz anders belebt war der Hafen von Montevideo, als ich 1857 im Juli dort eintraf, noch ganz erfüllt von den Eindrücken des Meeres. Am 3. Juli konnte ich in mein Tagebuch schreiben: nahe an der brasilianischen Küste kaum eine Tagesreise von Bahia, umwehen uns brasilianische Düfte, lächelt über uns brasilianisches Himmelblau, thürmen sich gegen uns auf brasilianische Küstennebel, während der Südpassatwind die heiße Tropenluft so angenehm kühlt, daß namentlich die von Mondschein umglänzten Abende einen Ersatz für die herrliche Urwaldsnatur Brasiliens bieten, die wir nicht sehen. Dabei rauschen plötzlich die Böhen heran, zusammengesetzt aus Regen und Wind und spielen etliche Stunden auf dem Tauwerk unsres schwer arbeitenden Schiffes ihre pfeifenden Melodien. In der Nacht, wenn das Dunkel der Kojen uns von der Außenwelt abschließt, nimmt sich dann das Brausen des Meeres, das Pfeifen des Windes und das Getöse der Regenmassen ganz schauerlich aus. Zumal wenn die Schiffsmannschaft sich ihre Befehle aus voller Brust durch Sturmesgeheul und Wolkendunkel zuruft. Anders nimmt es sich am hellen Tage aus. Dann könnte ein Maler die gründlichsten Studien machen. Während an dem einen Theil des Horizonts die südliche Himmelsbläue ihre volle Frische und Klarheit behauptet, thürmen sich graue Nebelmassen und weiße Windwolken an der andern Seite mit imposanter Schnelligkeit auf, rasen über den Himmel hin, lassen über Meer und Himmel feurig glänzende Regenbogen spielen, deren letzte Säume im Abglanz fast die Takelage des Schiffes röthen, entladen sich endlich über den Ocean in Strömen sanft kühlenden Regens und fliegen nach kurzer Zeit dahin, als stürzten sie sich in die unendlichen Fluthen. Dann wird es plötzlich stille, aber schon deutet ein schnell über das Meer sich fortbewegender schwarzer Streif eine herannahende Brise an, die

bald das Schiff wieder fröhlich vorwärts treibt. Den herannahenden Regen bezeichnet ein weißer Streif auf den tief blauen Wogen, die noch immer in sanften Kreisen über den Rand des Schiffes zu fluthen suchen. So klare reine Luft, so blaue malerische Wellen, so blendend weißes Mondlicht, so bunt farbige Höfe um den Mond herum, wie hier, haben wir noch nicht gehabt. Die liegende Sichel des Mondes thront gerade über unsern Häuptern, und wenn sie nach Mitternacht verschwindet, singt häufig eine herannahende Böhe dem scheidenden freundlichen Silberlicht ein schauriges Abschiedslied nach.

Noch immer — heißt es unter dem 10. Juli — scheidet uns das weite Meer von Brasiliens Gestaden, noch immer erfreuen wir uns an den herrlichen Wolkenbildungen und an des Oceans tief blauer Wogenpracht. Bald eilen tiefe Wolken über den umdüsterten Himmel und erinnern uns den einen Tag daran, daß wir bereits in Gegenden uns befinden, in denen der Winter herrscht, bald lacht wieder über uns ein heitrer Himmel, so heiter, wie wir ihn kaum in der heißen Zone bewundern konnten. Dabei ziehen des Südens warme Lüfte noch immer über Meer und Schiff, und von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang und bis in die tiefe Nacht hinein bewundern wir die uns umgebenden farbenreichen Elemente. Wie glühend roth und feurig ist der Abendhimmel, wenn umspielt von allen Farbenschattirungen und ruhend auf vielgestaltigem Wolkenthron, die klare Sonne in die Fluthen taucht. Das feurigste Rosenroth, so intensiv glänzend, daß keine Farbe der Künstler den brennenden Eindruck wiedergeben könnte, thronend auf langen Federwolken und umspielt von Gelb, Braun und Grün, geht allmählig nach Norden und Süden in ein köstliches Violett über und giebt dem ganzen Himmel einen so rosigen Anhauch, daß man die Armuth der Sprache beklagen möchte, die für die feinen Farbennüancirungen vergeblich nach Worten ringt. Ein stilles Meer dazu, dessen leise gezogene Wogen geheimnißvolle Töne in ihrem Rauschen uns zuzurufen scheinen, ein voller Mond über uns, der gleichsam frei zu schweben scheint, so daß man erst im Hintergrund das tiefe, durchsichtige Blau in Ruhe sich ausbreiten sieht, ein leises Tönen in den nur wenig

geſchwellten Segeln und endlich die Feuerpracht der Abſchied nehmenden Sonne, Alles iſt geeignet uns ein Bild des Friedens, ein Bild der Natur in ihrem träumeriſchen Friedensſchlummer vorzuführen. Doch ſchlummert im Frieden der Natur der verborgene Kampf der freien Elemente. Wenn des Vollmonds Silberſchein ſeine Lichtwellen über den Ocean ausſchüttet, dann erfaßt das unruhige Meer eine tiefe Sehnſucht. Die blauen Waſſerwogen möchten ſich an den lichten ſilberprangenden Hof des Mondes begeben, und ſo manche kleine Meeresgöttin möchte ſo gern an dieſem farbigen Hofe eine gefeierte Hofdame werden. Darum brauſte das Meer um die Zeit des Vollmonds heftig auf. Eine tiefgehende ſüdöſtliche See thürmte ſich Dienſtag auf bei einem heftigen Wehen der in die Sehnſucht der Meereswellen verſtrickten Winde, bis endlich eine Windſtille eintrat, die uns jetzt im Winter gleichſam das Bild eines Meeresfrühlings aufzauberte. Was ſoll ich ſagen von dem köſtlichen Sonnenaufgang, der heute Morgen uns entzückte, wie kann ich ſchildern das Morgenroth, deſſen tiefe Gluthen zum erſten Male das Bild der roſenfingrigen Eos, wie es Homer beſchreibt, in mir lebendig machte. Wie ein mit langen Federn geſchmücktes Diadem ruhte roſig eine tief dunkle Wolkenſchicht in der Gegend des öſtlichen Himmels. Die einzelnen wallenden Federn, die ſich über den dritten Theil des Himmels harmoniſch ausbreiteten, glichen rieſigen Blättern, wenn man das feine Geäſte und Geäder ihres grauroſigen Innern betrachtete. Und jede graue Wolkenfeder trug auf ihrer Spitze eine Krone, nemlich eine ſchneeweiße kleine runde Wolke, die wunderbar ſchön auf dem violetten Hintergrund des Himmels ſich erhob. Endlich funkelte der Goldglanz der Sonne auf, deren königlicher Lauf allen andern Glanz verzehrte und die zarten Blüthen zerſtörte, welche die roſenfingrige Morgenröthe ihr ſo reichlich und ſo entzückend auf den Weg geſtreut hatte. Während noch in den Tiefen des Meeres die Sonne ruhte und nur die Morgenröthe da war, rauſchte in der Nähe des Schiffes ein Wallfiſch auf. Bald warf er den gewaltigen Körper aus dem Meeresſchoß in die Lüfte, bald richtete er den Vordertheil ſeines rieſigen Körpers in die Höhe, ſchnaubend wie eine friſch geheizte

Dampfmaſchine, bald ſank er wieder in die Fluthen, bis unſre Wege ſich ſchieden. Unterdeſſen hatten ſchwarze Seemöwen und kapſche Tauben ſchon ſeit geſtern uns umkreiſt.

Schauerlich war die Nacht von Sonntag auf Montag — ſo ſchrieb ich am 15. — Düſtres Dunkel hüllte den mondloſen Himmel und das ſchweigende Meer ein. Dicke Luftmaſſen thürmten ſich von allen Seiten über den kaum ſichtbaren Horizont hin. Gewaltiges Wetterleuchten blitzte im Südweſten durch die ſchwarzen Wolkenberge. Kein Sternlein brach ſich durch Nebeldickicht ſeinen Weg. Kaum hörte man das Plätſchern des windſtillen Meeres. Man athmete die ſchwüle Luft der von uns ſcheidenden warmen Erdgegend. In banger Erwartung der Dinge, die da kommen könnten, begaben wir uns um 10 Uhr auf das Verdeck. Bald begann der Regen in Strömen über das ungewiſſe Meer ſich zu ergießen, bald erkannten wir auf dem finſtern Schiffsverdeck kaum Einer den nur als dunklen Gegenſtand umherirrenden Andern, bald ſteigerte ſich der Wolkenbruch und das Wetterleuchten in einer Weiſe, daß alle Segel allmählig feſtgemacht wurden. In jedem Augenblick erwarteten wir nemlich den Pampero, dieſen heftigen Südweſtſturm, aus Buenos Aires und Montevideo her, der unter ſolchen Vorzeichen plötzlich heranzupfeifen und dann die Segel zu zerreiſſen pflegt. Jeder heftigere Regenguß, jede ſtärkere Windbewegung ſchien uns den gefürchteten Augenblick herbeizuführen. Er kam nicht. Der unendliche Regen ſchloß mit einer Windſtille. Dagegen ſtürmte es letzte Nacht aus Nordoſt, ſo daß alle Segel feſt und wir die ganze Nacht wieder ſchlaflos waren. Jetzt iſt ſtille dicke Luft. Schon winkt uns unter 33 Grad 9 Minuten die Banda oriental. Am 17. ſchrieb ich: Schon nahe dem Ziel unſrer Reiſe ſind wir durch einen heftigen Sturm daran verhindert worden in den La Plata einzulaufen. Schon frühe deutete geſtern eine dunkle nebelreiche Luft auf eine Aenderung des Wetters hin. Gegen Mittag kam unter Regen eine ſüdliche Briſe, welche ſich ſo ſteigerte, daß Nachmittags um 5 Uhr die meiſten Segel eingerafft und feſt gemacht wurden. Dabei ward es frühe ganz dunkel, keine Sonne, kein Mond, kein Sternenlicht durchbrach die Nebelmaſſen. Dabei brauſte und pfiff

der Sturm durch die Taue des Schiffes, welches beständig mit Seewasser bedeckt war. Heftig schwankten wir von einer Seite zur andern. Der Pampero war endlich da. Aber mitten im Aufruhr der empörten Elemente entzückte uns ein Naturschauspiel. Das Meer leuchtete, so weit man blicken konnte. Lange goldene Strahlen tauchten dicht an einander zwischen den schaumspritzenden Wogenbergen auf, ein ganzes Meer von goldenen Perlen fluthete an einzelnen Stellen durch das Weltmeer hin. Und so allgemein war diese Meereserscheinung, daß selbst das Wasser, welches die südwestliche See über das Verdeck strömen ließ, in tausend goldrothe leuchtende Perlen sich aufzulösen schien. Dabei ersetzte dieses Licht einigermaßen den fehlenden Mondschein. In der Nacht stürmte es heftig fort. Einige Sturzseen kamen über das Deck, ohne erheblichen Schaden anzurichten. Es war unmöglich zu schlafen. Die Gegenstände der Kajüte fingen ab und zu an umherzurollen. Gegen Morgen hatte der Pampero die Nebel verscheucht, und bei anhaltendem Sturm traten die friedlichen Sternbilder am Himmel Gottes hervor. Nur leichte weiße Luft eilte in Ballen über den Horizont. Etwas später gegen Morgen wurde der Wind schwach, die Sonne strahlte über den dunkelgrünen Wogen, die ihre tiefblaue Farbe in diesen Gegenden schon mit dem Grün vertauscht hatten. Empfindliche Kälte hatte der Pampero mitgebracht, gleichsam wie mit einem Schlage sind wir aus dem Sommer in den Winter versetzt. Doch hatte noch Luft und Wasser 12 Grad Wärme. Hunderte von kap'schen Tauben, großen Albatrossen und schwarzen Möwen umkreisen das Schiff und geben der hochgehenden brausenden See ein eigenthümlich belebtes Kolorit.

Dienstag, den 21. Juli kamen wir nemlich beim Cap Mary an, und der Strom setzte so schnell ein, daß wir noch im Laufe des Vormittags bei der Felseninsel Lobos vorüberfuhren, die zahlreichen Seehunden Wohnung anbietet. Abends um 6 Uhr sahen wir schon die Feuerlichter von der Insel Flores und von dem Cerro von Montevideo, bis wir endlich an Flores fast vorüberflogen und die Rhede erreichten. Einen eigenthümlichen Eindruck macht die Stadt mit ihren Lichtern, mit

dem Berg, der Hafenbucht und den Schiffen. Da lag nun der Ort, an welchem ich länger als 5 Jahre leben und arbeiten sollte und wie es gewöhnlich demjenigen geht, der als Erster in eine Stellung eintritt, Schwierigkeiten überwinden, welche dem später Kommenden fast gar nicht verständlich sind. Wo so viel Nationen vertreten sind, der einzelne oft rathlos dem guten und dem bösen Willen der Menschen gegenübersteht, viele Leute Ansprüche machen und wenige dafür Hilfe leisten, da hat man oft Gelegenheit in die Nachtseiten der menschlichen Herzen tiefe Blicke hineinzuthun, die sehr lehrreich sind, doch immer ein unangenehmes Gefühl hinterlassen, wenn man nicht im Egoismus den Leitstern des Lebens findet.

Grau und düster war der Morgen des 22. Juli, dicke Wolken hingen wieder über dem Himmel und über dem Meer, und der Regen begann zu stürmen, doch verscheuchte auch hier die aufgehende Sonne die Nebel. Fröhlich fuhren wir von der Außenrhede in die Innenrhede. Sehr feierlich klang aus der Stadt der schöne Glockenton zu uns herüber und wallte über die weißen Häusermassen hin. Kaum waren es zwei Monate her, da hatten die Glocken der Stadt viel zu klagen gehabt, denn gar viele trug man zur letzten Ruhestätte, die ein Opfer verheerender Krankheit geworden waren. Einige Tausende raffte das bis dahin hier unbekannte gelbe Fieber unter den lebenslustigen Montevideanern hinweg, da standen denn viele Straßen fast leer, geflohen und ausgestorben waren die Bewohner. Doch war diese Zeit der Thränen nun vorüber, zum Frühdienst riefen die Glocken die andächtigen Leute. Das allen südamerikanischen Städten eigenthümliche bunte Leben hatte längst wieder die Wunden äußerlich überdeckt, die der Tod so vielen geschlagen. Wer heute in die reinliche, zierliche und elegante Stadt eintritt, der findet im Aeußerlichen alles anders, als wir es damals fanden, denn tüchtige Präsidenten haben mit großer Kraft auf Ordnung gesehen. Das Gewand, in welches sich die schöne Stadt am La Plata kleidet, bezeugt es heute. Aber auch jetzt kann man noch von der Stadt sagen: prächtige Häuser wechseln ab mit Hütten und Prachtbauten mit Ruinen. Die Straßen sind sorgsam ge-

pflastert und haben ein schönes Trottoir, doch bildet auch heute noch an manchen Stellen ein starker Regenguß kleine Teiche, sonderlich da, wo die vornehme Welt nicht leben mag. Viele phantastische Trachten, Maulesel, häßliche alte Negerweiber und auffallend schlechte Fuhrwerke erregten damals unser Interesse, jetzt bändigt so mancher Jünger des Merkur kühne Rosse, die einen leichten Wagen nach neuster Erfindung dahinführen. Ab und zu verirrte sich ein Offizier in die Straßen. Er sah so aus, als ob die Republik gar sehr das Bunte liebe. Alte citronengelbe Spanierinnen und einige junge schöne Damen lagen hinter den mächtigen Fenstern und suchten sich eine recht anmuthige Stellung zu geben. Straßenschutt schien der Harmonie wegen an einigen Plätzen abgelagert zu sein, um den Mangel an Häusern architektonisch zu verdecken. Sehr schön erschien uns gleich beim ersten flüchtigen Ueberblick die hohe Matriz-Kirche mit den Thürmen, vor welcher einige vergnügte Priester lustwandelten.

Aber sehr bunt sieht es auch auf einem ankommenden Handelsschiff aus. Sehr gern kehrten wir für den ersten Abend auf unser Schiff zurück. Die nur mit Dampfschiffen reisenden Herren und Damen sehen sehr viel vom kleinen Leben und von dem, was lokale Eindrücke interessanter Art giebt, nicht. Da häufen sich auf solch einem Handelsschiff die Güter und die Ballen über einander, da fragen dann von allen Seiten in allen Sprachen die ansegelnden Böte nach abzuliefernden Packeten, der Schiffsführer begrüßt Bekannte, man erzählt von der Heimath, das Landsmännische tritt heimathlich auf, das auf den schönen Dampfern dem blaßen Kosmopolitismus weichen muß. Mir ist es wenigstens so vorgekommen, als ob man sich vom Segelschiff schwerer trennt als vom Dampfschiff, mag mir dies vielleicht ketzerische Urtheil der schöne Saintonge verzeihen, den ich in Rio de Janeiro und der Béarn, den ich in Bourdeaux mit ziemlich leichtem Herzen verließ. Es scheint so eine Art rechtschaffne deutsche Seele durch ein gutes deutsches Handelsschiff zu ziehen, und dieses empfand ich auch auf dem Bremer Lessing. Es giebt Leute, welche über den Speisezettel in Entzücken ge-

rathen können, der auf franzöſiſchen Dampfſchiffen zierlich die viel verſprechenden Platten des Dejeuner und Diner verräth, das klingt ihnen wie ein Gedicht von Geibel oder von Lenau, ſie würden nur als kraſſe Unbildung auf die Erzählungen eines alten Steuermanns herabſehen, der manchesmal auf einem guten deutſchen Segelſchiff das unendliche Meer wüthen ſah, ohne mit Heine zu rufen, Thalaſſa, Thalaſſa, ſei mir gegrüßt du ewiges Meer.

Ein Sprachenwirrwarr der ſchönſten Art ſcheint in der Stadt zu herrſchen, das iſt das Gefühl, welches den zum erſten Male durch die geraden freundlichen Straßen herumwandelnden Deutſchen ergreift, Inſchriften in ſpaniſcher und franzöſiſcher Sprache, ja in engliſcher und in deutſcher weiſen die intereſſanten Orte nach, an denen man die niederen und die höheren Bedürfniſſe des Lebens kaufen kann. Das ganze Getreibe, namentlich in den Hafengegenden, hat etwas morgenländiſches, wozu die Neger und Mulatten das ihre beitragen. Es iſt das Gewimmel verſchiedener Trachten und Völkergeſtalten und Göthe hat ja ſchon, wenigſtens für die Poeſie, dieſes Verwandte des Morgenländiſchen und des Spaniſchen hervorgehoben; im weſtöſtlichen Divan, im Hikmet Nameh, Buch der Sprüche heißt es: Herrlich iſt der Orient über's Mittelmeer gedrungen; nur wer Hafis liebt und kennt, weiß was Calderon geſungen.

Als Roſas Diktator von Buenos Aires und von den weiten Provinzen war, die ſeinen Namen und ſeine Blutbefehle fürchteten, da gab's eine Zeit für Montevideo, die noch heute manchen mit Erinnerungen goldenen und ſilbernen Gewinns erfreut, wenn ihm ein beweglicher Traum geſtern und heute verband. Damals bekam jener Mann, dem Schwieriges, faſt Unmögliches gerathen war, mit England und Frankreich Streit. Dieſe blokirten ihm ſeine Hauptſtadt, und der ganze Handel zog ſich nach Montevideo, das zuſehends aufblühte und ſich mit Einwohnern füllte. Die Miethen waren damals ſehr theuer, aber jeder gewann viel Geld. Roſas, der Buenos Aires nach manchem Jahr des Streits gezähmt hatte, konnte den Aufſchwung der Nachbarſtadt nicht mit gleichgültigen Augen an-

ſehen. Er, in dem Leidenſchaft und Klugheit zugleich wirkten, miſchte ſich in die innern Angelegenheiten des orientaliſchen Staates, als das Volk von Montevideo, wie es damals Sitte war, den General Oribe vor Ablauf ſeiner Präſidentſchaft verjagte und den General Riveira an ſeine Stelle wählte. Oribe von dem Manne unterſtützt, der die Einwohner von Buenos Aires wie in einem Bauer eingeſperrt hielt, blokirte nun ſeinerſeits die aufblühende freundliche Stadt Montevideo und bewirkte, daß die Zufuhr und damit der Handel aufhörte neun lange Jahre hindurch. Wer noch etwas hatte, ſetzte es allmählig zu. Die Menſchen vergaßen, was ſie ſonſt entzückte und plagte, und von den platten Dächern der belagerten Stadt ließen alte Herren und junge Kinder Papierdrachen ſteigen, um die Schwere des Daſeins zu ertragen. Der am andern Ende der Hafenbucht gelegene Cerro war mit ſeiner Feſtung auf der hohen Spitze im Beſitz der belagerten Stadt. Wollten nun die eingeſchloſſenen Montevideaner etwas die Luft verändern, ſo fuhren ſie über die Hafenbucht, um dort am Cerro ſich an dem daſelbſt befindlichen Sande, den zahlreichen Fliegen, den umherlaufenden Schweinen und den wenigen Ombubäumen zu erfreuen, die ihnen das Landleben repräſentiren mußten. Oft aber geſchah es, daß Oribe's Reiter plötzlich angeſprengt kamen und Kugel auf Kugel entſandten, und mit Gieremund in Reineke Fuchs mußten die geſtörten Stadtbewohner ſprechen: Es fielen Schläg' auf Schläg' mir über den Pelz, ich hatte mein Leben keinen traurigern Tag und kaum entrann ich dem Tode. Sonſt bildete man die Tanzgeſellſchaften in dieſen Jahren der Muße aus. Immer an die Stadt gefeſſelt und unbeſchäftigt gingen die jungen Herren in eine bekannte oder unbekannte Familie jeden Abend, und ſo heiter wie damals iſt man ſpäter in Montevideo nicht geweſen; ſo manche Dame, die heute aus Mangel an Intereſſen in die ſonnige Vergangenheit zurückſchaut, geſteht es, damals hauſte noch das Glück in Montevideo. Andre dagegen klagen, wie ſchwer und genußlos jene Zeiten geweſen, und wie man ſich meiſtens nur von Bohnen genährt habe, die aus Südbraſilien auf dem Waſſerwege importirt worden ſeien.

Eine franzöſiſche und eine italieniſche Fremdenlegion theilten die Gefahren und Mühen der Stadtvertheidigung, zu Zeiten muß wohl der Kampf ganz geruht haben, das hinderte indeß viele nicht, höchſt ungeduldig zu werden. Wenn es ſo ſonnte um die Stadt und leicht der junge Tag durch die hellen Strahlen lachte, dann dachte man an das Land da draußen und an das Grün und an die Gärten und an die Pferde und an die Rinder und an die kleinen Städte und an die klaren Flüſſe und an den Morgen auf der duftenden Flur. Aber dafür hatte man in der Stadt den Garibaldi und im Hafen die fremden Kriegsſchiffe und in den Herzen den Haß gegen Roſas und Oribe. Sonſt endet jeder Krieg damit, daß es einen Sieger und einen Beſiegten giebt, aber nach 9 Jahren waren beiden Partheien die Schwingkräfte ſo weggeſchnitten, daß dieſe Adler alle matt waren und den großen Krieg um das neue Troja damit endeten, daß ſie erklärten, es gäbe keine Sieger und Beſiegte.

Nun öffneten ſich die Thore der Stadt. Alte Leute, die ſo lange das geliebte Land und ſein Grün nicht geſehen, tanzten umher wie die Kinder. Die Kinder, die in den 9 Jahren geboren waren und nichts kannten vom Blüthenteppich der Natur, wurden nicht müde unter den Aloes und Kaktus, welche außerhalb der Stadt weitarmig den Staub des Landweges aufhalten, nach Inſekten und Käfern zu jagen. Bis dahin hatte der ſorgſame Papa zum Enriquito oder Albertito oder wie ſonſt das Knäblein hieß, mit Göthe ſagen müſſen: Soll ich dir die Gegend zeigen, mußt du erſt das Dach beſteigen. Nun wurden in Montevideo die Spaziergänge Mode, namentlich nach der Stadt Union, welche inzwiſchen während der 9 Jahre von dem General Oribe gebaut worden war. Sie ſollte eine Gegenhauptſtadt werden. Eine ſchöne Kirche, dem heiligen Auguſtinus geweiht, und ſelbſt eine Univerſität waren die erſten öffentlichen Bauten, welche dieſe Hauptſtadt ſchmückten. Noch heute halten ſich die Einwohner dieſes Städtchens ſtreng zur weißen Parthei. Auch eilten die Montevideaner, die ſich zuriefen: öffne dir die Pforte, die in's weite Leben führt, nach dem Cerrito hin.

Hier auf dieſem kleinen kahlen Berge hatte der Oribe ſein Hauptquartier gehabt, manche Schandthat war hier verübt, viel Blut gefloſſen. So fiel ein Offizier, der ſpäter Oberſt und auch eine Zeit lang Kriegsminiſter im Jahre 1861 und 1862 war, den Weißen in die Hände. Oribe, der manches Neue liebte, zwang ihn Gras zu eſſen, ließ ihn wie ein Pferd aufzäumen, und Jahre lang hielt er ihn ſo auf dem Cerrito feſt.

Ganz andre Stücke verſtand freilich Roſas in Buenos Aires aufzuführen. Dieſer Protektor von Oribe, der in Buenos Aires ſein wollte, was Aeſchylus vom Zeus ſagte: Zeus iſt die Erde, Zeus die Luft, der Himmel Zeus, ja Zeus iſt Alles und was über Allem iſt, ließ vornehme Damen an die Karre ſpannen und ſetzte abgeſchnittene Ohren ſeiner Feinde den Gäſten vor. Nach dem friedlichen Ende des langen Streites und als die eingeſchloſſenen Montevideaner ſich genug die Landſchaft angeſehen hatten und die beiderſeitigen Helden hinlänglich geprieſen, die gern den lauten Ruhm annahmen, und als man nicht mehr an Union und Paſo Molino und Cerrito dachte, da galt es nach dem Maskenball romantiſcher Partheipolitik die Staatszuſtände zu dauerhaften Geſtaltungen zu verklären, und Flores, ein Gaucho, ein früherer Pferdevermiether, der als General der Republik herrliche Thaten geſehen, wurde der Präſident. Arm war er, als man ihn wählte, und als er nach 2 Jahren von ſeiner eignen Parthei vertrieben wurde, hatte er den Troſt, ſich eine reiche Eſtanzia, eine Landbeſitzung mit großen Viehheerden, kaufen zu können.

War ſchon das Land durch den Krieg ſehr tief heruntergekommen, ſo kam es durch die Flores'ſche Verwaltung noch tiefer in Zerrüttung hinein. Zu friedlichen geſitteten Zuſtänden führte der Freiheit aufgeklärter Blick das Land nicht hin. Man hatte dieſem General zu viel zugetraut und deshalb fiel er. In jenen Zeiten wurden politiſche Verbrechen, Revolutionen und Staatsſtreiche nicht beſtraft, ſelbſt eine Verbannung aus dem Lande gehörte zu den Seltenheiten, und hatte man einmal nicht umhin können, polttiſche Verbrecher à la sombra (in den Schatten) wie man ſagt d. h. in's Gefängniß zu führen,

ſo kam, wenn um die Geängſtigten die Wellen der Trübſal tobten, ein Feſttag wie der 25. Mai, an welchem Tage Buenos Aires 1810 den erſten Schritt that, um ganz Südamerika von Spanien loszureißen, oder der 18. Juli, an welchem Tage im Jahre 1830 die Konſtitution des orientaliſchen Freiſtaates feierlich beſchworen wurde, und dann konnte die auf Nachwirkungen ruhmreicher Vergangenheiten geborne Staatsregierung nichts andres thun, als die armen Landeskinder zu begnadigen. Denn wenn die politiſche Begeiſterung den Geiſt der Staatslenker erhebt, dann nennen ſie disgracia Unglück ein ſolches Verbrechen. Mörder ließ man damals oft ſo lange im Gefängniß ſitzen, bis ſie ſich durchbrachen. Der Mörder des bekannten Staatsmannes Varela, der während der Belagerung vor ſeinem eignen Hauſe niedergeſtochen wurde, weil die Belagerer vor den Thoren anders ſeine Stimme in dem von ihm redigirten Comercio del Plata nicht zum Schweigen bringen konnten, wurde auch nach Beendigung des Partheikampfes nicht gerichtet, denn es galt als ein offenbares Geheimniß, daß das Haupt der weißen Parthei ihn zum Mord in die Stadt entſendet hatte. Der Glanzpunkt der rothen Parthei war mit Varela erloſchen, in mancherlei Geſtalten verlangte das junge Volk ſeiner Parthei ſpäter Rache, aber die Regierung wollte durch Vergeſſen vergeben und ſah vor ſich in's Freie.

Mit der Präſidentſchaft Pereira begann Anfangs 1857 ein Umſchwung in allen Verhältniſſen des Landes, Pereira war ein feſter und rechtlicher Mann und auch ein ſehr reicher Mann, ein Mann des Friedens, der nie Soldat geweſen, und bei beiden Partheien angeſehen. Seine Wahl ſoll durch ein Kompromiß der Generäle Oribe und Flores zu Stande gekommen ſein, aber einmal im Beſitz der Gewalt und auf eine neue Form in der Verwaltung wohl bedacht, machte er ſich von dem Rath und Einfluß dieſer Männer unabhängig, und wirkten auch nicht größere Gedanken im Volksleben als bisher, ſo nahmen Sicherheit und Rechtlichkeit doch allmählich mehr Beſitz von dem geſammten Staatsweſen und auch die Kunſt ertheilte dieſer neuen Zeitperiode ihre Weihe.

Es war nemlich am 20. Auguſt 1825, alſo vor über 30 Jahren, im Städtchen La Florida die erſte geſetzgebende Verſammlung des orientaliſchen Freiſtaates zuſammengetreten, und ſie hatte am 25. feierlich die Unabhängigkeit des Landes von Braſilien erklärt, welches letztere ſeit 1817 im Beſitz deſſelben geweſen war. Darüber entſtand allerdings ein Krieg zwiſchen Braſilien und den La Plata-Staaten, der erſt am 4. Oktober 1828 endigte, an welchem Tage zu Montevideo die Traktate ratificirt wurden, in denen Braſilien ſowohl wie die argentiniſche Konföderation die politiſche Selbſtſtändigkeit der Republik Uruguay anerkannten, indeß wenn vor den Blicken der älteren Orientalen alle dieſe Ereigniſſe ſich mit friſchen Farben ſchmückten und die leiſen Töne der Erinnerungen durch ihre Herzen klangen, dann dachten ſie mit Vorliebe an die freie Mannesthat zu La Florida.

Zu dieſen älteren Orientalen gehörte der Präſident Pereira. Zu La Florida war er auch geweſen. Die Erklärung, welche am 25. Auguſt 1825 die edelſte von allen Gaben, die Freiheit, dem Lande bringen ſollte, ſah unter den Unterſchriften der Repräſentanten auch ſeinen Namen. Unter ſeiner Präſidentſchaft am 25. Auguſt 1856 wurde nun zur Erinnerung an jene Begebenheiten das große Teatro de Solis feierlich eingeweiht. Ein Jahr ſpäter habe ich an demſelben Tage dieſes ſchöne Theater zum erſten Male geſehen.

Man vermuthet nicht in Montevideo ein Theater zu finden, das durch ungewöhnlichen Glanz, durch Schönheit und Größe mit den beſten Theatern der Welt wetteifern kann. Auch Burmeiſter, der gegenwärtig als Direktor des Muſeums in Buenos Aires lebt, ſagt von ihm: „Ich glaube den Werth dieſes ſchönen Bauwerks hinreichend zu bezeichnen, wenn ich ſage, daß daſſelbe jeder europäiſchen Reſidenz zur Zierde gereichen würde und alle unſre deutſchen Stadttheater an Eleganz der Ausſchmückung hinter ſich läßt.“ (Reiſe durch die La Plata-Staaten Theil I S. 31.) In ihm findet ſich die feinere Geſellſchaft der Stadt zuſammen. Bedeutend wirkt ein edler Schein, ſagt Göthe, und ſo ſondern ſich denn hier im Glanz der farbig

hellen Beleuchtung gewiſſe Familien aus, die beſonders in die Augen fallen und namentlich den Fremden gezeigt werden. Schwer hält es da zu entſcheiden, wer unter all' den Roſenknoſpen und Spätroſen die Königin des Blumenreichs genannt werden könnte. Mir wurde damals in einer Loge des Theaters beſonders der Schwager des Diktators Roſas der General Mancilla mit ſeiner Gemahlin gezeigt, die nach dem Sturze Roſas bisher in Montevideo lebten. Die Frau hat früher für die ſchönſte Dame von Buenos Aires gegolten und war eine Zierde der dortigen Bälle, ja man nannte ſie die ſchönſte Frau von Südamerika, und obgleich ſie damals wohl in den Funfzigern war und Großmutter, ſo hatte ſie doch anſehnliche Reſte ihrer Schönheit bewahrt, die ſie in prächtiger Toilette zu ſchauen gab.

Aber eine Familie trat vor im Glanz des feinſten Tones, das war die des Advokaten C., die galt und gilt vielleicht noch als ein Typus der guten Sitte, ihr unterwarf man ſich in Modeſachen und durch ihre Gegenwart wurde jedes Theater und jede Geſellſchaft als fein legitimirt. Ihren Salon beſuchten beſchäftigte und unbeſchäftigte Diplomaten, Kriegsſchiffsoffiziere uud allerhand berühmte Leute unterſchiedlicher Art, auch ſaßen junge Engländer, die noch nicht ſpaniſch ſprachen, nachdenklich und ſtumm daſelbſt auf den Stühlen. Da gab es auch ſpäter maskirte Bälle, wo nur die Damen maskirt waren, wie im Karneval 1863 und ſonſt gar vielerlei. Gar mancher junge Kaufmann machte hier Wilhelm Meiſters Lehrjahre in der Geſellſchaft nach. Aber es gab auch andre Erziehungsſtätten in der eleganten Stadt und unter ihren liebenswürdigen Familien. Im Theater zeigte man damals auch die Familie des frühern Miniſters G. als eine beſonders vornehme. Auch bei ihr tändelte, wenn auch nicht des Anakreon blumenglückliche ſturmathmende Gottheit, ſo doch manch junges und manch ältliches Leben im Salon um die Blumen umher.

Der Eindruck, den die Schönheit der Damen macht, wird allerdings durch ihre oft viel zu freiſinnige Toilette ſehr geſtört, ſie gehören meiſtens entſchieden der Fortſchrittsparthei an. Vergleicht man ſie mit Roſen, ſo haben ſie ein entſchiedenes Knospenzeitalter von nur geringer Dauer. Früh rollen ſie ihre rothen

Blätter auf, um freilich auch bald genug eine herbstliche Landschaft in ihren Gesichtszügen zur Schau zu stellen. Einen weißen Teint zu haben, gilt den bräunlich anzuschauenden Señoras und Señoritas für höchste Schönheit. Um ihn beneiden sie die Engländerinnen. Eine junge Dame, Tochter eines Arztes, führte geradezu im Publikum den Namen Afrika, wegen ihrer in's Schwärzliche verschwebenden Bräunlichkeit. Außerdem zeigte man die drei Töchter eines Obersten, die sich als kühne Reiterinnen auszeichnen sollten. Längst sind sie zu den Freuden des häuslichen Heerdes bekehrt worden. Mit Fächern und großen Blumensträußen geschmückt sehen diese spanischen Damen alle wie ein lebendiger Blumengarten aus, der über das Theater sich ausbreitet, in der Nähe beschaut bewahren indeß nur wenige interessante Gesichtszüge und geistige Schönheit. Nur auf einen kleinen Theil derselben würde Göthe seine Worte anwenden: Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor, er verdeckt mir zwar das Gesicht, aber das Mädchen verbirgt er nicht, weil das Schönste, was sie besitzt, das Auge mir in's Auge blitzt.

Am 25. Juli, kurz nach meiner Ankunft, hörte ich zum ersten Mal spanisch predigen, am Tage Santiago Apostol. Dieser Apostel ist der Schutzpatron der Spanier, und die zahlreichen Unterthanen Spaniens lassen es sich nicht nehmen, diesen Tag kirchlich und sonst zu feiern. Es herrschte damals schon wieder viel Leben auf den Straßen, obgleich die Stadt verödet gewesen war. Das gelbe Fieber hatte vielen das kurze Leben ja genommen, nun sah man zwar viele Frauen in Trauerkleidern, hörte indeß auch fröhlich in italienischer, spanischer, portugiesischer, baskischer und deutscher Mundart sprechen.

Es war damals Winter, aber wir hatten doch schon des Morgens 8 bis 10 Grad Wärme. Freundlich war es in der Frühe von den Balkons der Häuser aus hinauszuschauen auf die Straßen. Da sah man zahlreiche Basken auf Mauleseln reitend die süße Milch den Häusern bringen. Außer dem Reiter muß das Maulthier auf linker und rechter Seite die zinnernen Gefäße tragen, in denen die hier sehr feurige Milch bewahrt wird. Neger in ihren phantastischen Trachten, die oft-

mals nur eine bunte Decke umgehängt hatten, eilten mit Körben auf den Markt oder kehrten heim, Fische, Gemüse und Fleisch bringend. Sobald ein Neger den andern, oder ein altes Negerweib irgend eine Bekannte trifft, begrüßen sie sich mit der allergrößten Förmlichkeit, bleiben stehen und Erkundigungen nach dem Wohlbefinden aller Familienglieder in der feierlichsten Art hören eine Zeitlang gar nicht auf. Sie haben vollständig die Umgangsformen der vornehmen Leute für ihren Verkehr adoptirt und kopiren das auf eine äußerst komische Weise.

Die Häuser der Stadt haben die Form eines Vierecks, die Seite, welche nach der Straße zu liegt, ist bedeutend schmäler als die nach Innen gehende. Im Innern sind freie unbedeckte Höfe, meistens mit Marmor gepflastert. Ist das Haus aus zwei Etagen bestehend, so laufen Gallerien mit Blumen geschmückt oben ringsumher, von denen herab man auf die Höfe schaut. Die Dächer sind platt, mit eisernen Geländern versehen, auf ihnen luftwandelt man des Abends, wenn die Sonne in's Meer sinkt oder wenn der freundliche Mond in farbigem leuchtenden Nebel aufschwebt. Auf der hintern Seite des Daches erheben sich oft Ueberbauten mit hohen Balkonen, auf denen sitzend man weit in's Meer und bis auf die mächtigen Kriegsschiffe schaut, wenn sie Abends mit Sonnenuntergang ihre Flaggen niedersenken, die Musik spielt und ein Kanonenschuß das Zeichen der Nacht giebt. Oft hört man zu gleicher Zeit Musik von den Kriegsschiffen und Musik von dem Platze vor der Hauptkirche her, und der Abend ist meistens schön und frisch auch nach heißen Sommertagen. Es liegt in der Luft jener Gegenden etwas überaus Beruhigendes, milde und freundlich Stimmendes, unzufriedene und verdrießliche Menschen sieht man selten, die von der Ruhe des Abends nicht berührt sind. Auch großes Unglück läßt sich hier leichter tragen, etwas Versöhnendes schwebt durch die sanften Wellen dieser gesunden Lüfte. Manche Häuser haben kleine Thürme, Mirador's genannt, sie sind aber meistens offen und von ihnen aus schaut man erst recht auf das Meer und über die bunte Stadt.

Köstliche Blumen blühen auch im Winter hier. Eine

Fülle von Rosen, Heliothrop, Hyacinthen sieht man auf dem Markt, dazu Berge von Apfelsinen aufgehäuft und Bananen, Pfirsiche und Quitten. Dabei verkaufen die Italiener auf dem Markte auch süße Kartoffeln und viel Gemüse. Erdbeeren hat man fast das ganze Jahr, auch Radieschen. Der Blumenkohl ist ausgezeichnet und die Spargel von seltener Größe. Liebesäpfel oder Tomates, Kürbis und Wassermelonen reihen sich an die Artischocken an, und weiße Wurzeln ruhn als Nachbarn der kleinen weißen Bohnen. Auch Papageien, Kardinäle, europäische Vögel, kleine Kaninchen, Füchse, oft ein Gürtelthier, oder ein kleines Beutelthier, Comadrija oder eine Viscacha, ein Pampaskaninchen oder ein Meerschweinchen, das s. g. Cunejo oder junge eingefangene Sträuße sind hier zu verkaufen. Straußeneier und Kokosnüsse fehlen auch nicht. Man sieht jedesmal etwas Neues und Anziehendes, wenn man über den großen Markt geht.

Auch der Hafen ist schön und bietet tagtäglich neue Eindrücke dar. Dampfschiffe gehen die Flüsse hinauf bis Paraguay und Matto Grosso, Dampfschiffe gehen nach den Häfen der brasilianischen Ostküste, Dampfschiffe gehen nach Europa. Zuweilen kommen aus Australien Dampfschiffe, welche Kohlen einnehmen, oder russische Kriegsschiffe legen an, die auf der Rückreise aus Kamtschatka einige Wochen hier bleiben. Von China, Mauritius und der Kapstadt kommen viele Handelsschiffe her, andere gehen nach Valparaiso, China und San Francisco. Die Brasilianer haben stets viele Kriegsschiffe im Hafen und selbst ein türkisches Schiff ist da gewesen.

Ist man in einer größeren Gesellschaft, so kommt man mit allen möglichen Leuten zusammen. Die einen sind in Konstantinopel, Odessa und Smyrna gewesen, die andern in Rom und Neapel. Ein dritter ist in Malaga oder Lissabon gebürtig, ein vierter hat sich Jahrelang in Paris aufgehalten. Einer ist an den Amur-Quellen in China gewesen, der andere hat auf den Sandwichsinseln gelebt. Einer erzählt, wie es in der Kapstadt aussieht und der andere schildert Patagonien und die Falklandsinseln. Genug, dem Leben geht nichts an Vielseitigkeit ab.

Mehr als die Hälfte der Einwohner Montevideo's besteht aus Fremden. Wenn Kinkel von den Klassikern singt: Ein Kunstwerk war für Euch das Leben, uns war es nichts als eine That, so kann man von der verschiedenen Majorität dieser Fremden sagen: Ihnen ist das Leben nichts als ein langsames Gelderwerben. Namentlich arbeiten Handwerker und kleine Kaufleute aus Frankreich, Spanien und Deutschland oft 20 bis 30 Jahre lang und entziehen sich alle Gemüthlichkeit in ihrer Häuslichkeit und sparen und sparen immer mit dem Gedanken, einmal mit Frau und Kind heimkehren und von den Renten leben zu können. Viele sterben früher, viele halten es später in Europa vor langer Weile nicht aus, anderen bringen das Geld die Söhne durch, die, meistens über ihren Stand erzogen, nur das Aeußerliche in der Lebensweise der reichen Klassen der Bevölkerung annehmen.

Sehr bunt sieht es auch auf den Dampfschiffen aus, die zwischen Montevideo und Buenos Aires fahren, namentlich auf den kleineren. Höchst phantastische Gestalten aus den niederen Volksklassen sieht man stolz in ihrer bunten Kleidung auf dem Verdeck promeniren, während das gelbliche Wasser des mächtigen La Plata in stillem Rauschen das Schiff umspült und lärmende Franzosen mit der ihrer Nation eigenen Lebhaftigkeit ihre Volkslieder singen. Einsam wie ein Storch, der Frösche sucht, wandelt unterdeß ein Engländer im stolzesten Bewußtsein seiner nationalen Würde auf und ab. Man fährt Nachmittags um 4 Uhr oder um 5 von Montevideo ab und kommt gegen Morgen in der Nachbarstadt an. Ich schrieb von meiner ersten Reise nach Buenos Aires: Von den Ufern des La Plata sieht man bei der ungeheuren Breite des gewaltigen Stromes nichts. Endlich tauchten die goldenen Spitzen der zahlreichen Kirchen von Buenos Aires aus den Fluthen des La Plata empor und beim Glanz der unvergleichlich schönen Morgenröthe entschleierte sich immer mehr die niedrige Küste, an welcher einige unbedeutende Erhöhungen und hie und da ein Ombubaum das Einerlei unterbrechen.

Heimgekehrt nach Montevideo sah ich bald darauf das Fest Himmelfahrt Mariä und das des heiligen Rochus (San Roque) feiern. Die Militärmusik spielt dann in den Kirchen auch Polka's,

Kanonen werden auf dem Fort abgefeuert und Alles eilt auf's höchste geschmückt in die Kirchen. Des Abends, wenn es dunkel wird, nach der s. g. Oration, brennt man auf den Plätzen vor den Kirchen Feuerwerke ab. Der Mittelpunkt des Festes des San Roque war die alte Kirche des heiligen Francisco, die mittlerweile nicht mehr benutzt wird, da sie baufällig ist. Von ihr aus zog die Procession durch die geschmückten Straßen. An den Ecken hatten sie Altäre aufgebaut, mit Heiligenbilder selbige geschmückt und mit vielen Blumen umkränzt, auch viele Fahnen umgaben sie. An jedem solchem Straßenaltar hält die Procession an, auf silbernen Leuchtern flammen die Kerzen und Priester und Volk knien nieder vor dem Allerheiligsten. Auch Militärmusik und Truppen in Paradeuniform erhöhen die Festfreude. Aus allen Oberetagen der Häuser wehen die prächtigsten Teppiche herab und aus zierlichen Körbchen streuen Blumen über die heiligen Priester und über die heiligen Zeichen die Töchter des Landes. In hundertfältiger Mischung folgt die Flora der jungen Damenwelt dem heiligen Zuge. Doch alle diese bunten Bilder verwirren doch zuletzt den Blick und wahre Erhebung ist da etwas Unmögliches.

So war es auch am Fest der Himmelfahrt Mariä. An diesem Tage feierte ein Theil der französischen Bevölkerung den Namenstag des Kaiser Napoleon, und der französische Minister ließ ein Hochamt singen. Wir Deutsche haben an einem solchen Tage auch gefeiert, denn die Handelswelt ruhte aus von ihren schweren Sorgen. Ich hatte eine Einladung zu einer Spazierfahrt. Einige Herren holten mich ab im Wagen, und ungefähr 20 andere begleiteten uns zu Pferde. Als der Himmel am Morgen rein sich rundete, fuhren wir über den Wiesenteppich und über die anmuthig sich wölbenden Hügel zunächst nach dem Städtchen Union, sodann bei einigen Landhäusern vorbei nach dem Ort der Stiergefechte, welche ja so oft beschrieben sind und auch in Montevideo zum Schauen gereizter Stiere und jammervoll sterbender Pferde so wie geschickt tödtender Matadore die wildesten Gauchos und die feinsten jungen Damen einladen und alle hoch entzücken (s. Alban Stolz, Spanisches für

die gebildete Welt S. 221—234). Dann nahmen wir den Cerrito in Augenschein, ihn durch's Augenglas historischer Rückerinnerungen betrachtend, so daß seine kahle Spitze im Lichte jüngster Traditionen etwas zu erglänzen begann, und ruhten uns später im Schatten eines köstlichen Gartens aus, wo Rosen, Veilchen und Hyacinthen dufteten und die Orangenbäume im Schmuck ihrer goldenen Früchte prangten, während die Feigenbäume schon Blätter hatten und die Pfirsiche und Aprikosen ihre rosalilaen Blüthen im leisen Luftzug eines kühlenden Windes träumend bewegten. Auch noch ganz volle Citronenbäume zeigten ihre mattgelben Früchte, während auf den Orangen der Sonnenstrahl feuriger spielte. Das war die jedem Montevideaner so wohl bekannte Quinta Margat, die neben der großartigeren und ausgedehnteren Quinta Buschenthal und der zierlichen Quinta Esteves jedem Fremden gezeigt wird.

Der Besitzer des erst genannten Gartens Herr Margat war ein langjähriger Freund des verstorbenen Bonpland, der ihn auch oft in Montevideo zu besuchen pflegte, zuletzt im Anfang der funfziger Jahre. Die andern beiden Herren sind nicht Kunstgärtner wie der genannte Herr Margat, sondern große Finanziers. Namentlich ist Herr Buschenthal bekannt durch seine großen Handelsunternehmungen und Banquiergeschäfte. Er ist auch spanischer Grande und hat viel Orden, hat auch einmal in Neapel eine diplomatische Mission im Auftrag der Regierung von Parana gehabt, deren einflußreichsten Häupter damals der General Urquiza und der Präsident Derqui waren. Auch als diese legitime Obrigkeit der La Plata-Staaten, welche die argentinische Konföderation bilden (Buenos Aires, Santa-Fé, Entre-Rios Corrientes, San-Luis, Mendoza, San-Juan, Cordova, La Rioja, Santiago del Estero, Tucuman Catamarca, Salta, Jujuy sind es), nemlich zuerst der General Urquiza und sodann als sein Nachfolger in der Präsidentschaftswürde Derqui mit der selbstständigseinwollenden Provinz Buenos Aires Krieg führten, zeichnete sich Herr Buschenthal durch großartige Lieferungen für die Armeen an Dampfschiffen, Montirungsstücken und Verpflegungsartikeln aus.

Jedes Kraut, jede Blume erregt auf ſolcher Landparthie das Intereſſe des Europäers, namentlich die Kaktus und Aloes, welche die Landſtraßen einfaſſen und ſo hoch werden wie die Gebüſche eines Ellernbruches. Herbſt, Winter, Frühling und Sommer fallen faſt in eins zuſammen; im Auguſt, der unſerm Februar entſpricht, gab es ſchon an manchem Tage Morgens 13 Grad Wärme und viel höher ſtieg der Thermometer dann nicht. Der blaue Himmel und das weite Meer glänzen aber an dieſen Tagen gemäßigter Wärme ganz beſonders erfreulich.

Auch in der Stadt gab es gar manches zu ſehen. Am 21. Auguſt wurde in der Igleſia Matriz die Todtenfeier für den am gelben Fieber verſtorbenen Vikar und Chef der Kirche von Uruguay gehalten. Seit der Trennung von Spanien und von dem Bisthum Buenos Aires regiert nemlich ein apoſtoliſcher Vikar die Landeskirche. Man hatte die Kirche zur Erinnerung an den treulich wirkenden Prieſter recht feierlich ausgeſchmückt, zahlreiche Kerzen und viel Trauergewänder zierten die ſchöne Kirche, die in römiſchem Kirchenſtyl aufgeführt eine der ſchönſten Anbetungsſtätten in Südamerika iſt. Sie iſt erſt am 21. Oktober 1804 durch den Biſchof Lué feierlich eingeweiht und am 20. November 1790. in einer Zeit als Lügen und Trügen, Büberei, Täuſchung und Trotz in den friedlichen Kolonialländern wenig bekannt waren und Gaſtfreiheit, Frömmigkeit und einfache Sitten ein patriarchaliſches Geſchlecht auf ruhigen Lebensbahnen erhielt, da hatte man den Grundſtein der Kirche gelegt. 53 Jahre ſpäter, am 1. Januar 1843 legte man den Grundſtein zur erſten proteſtantiſchen Kirche der Republik, nämlich zum anglikaniſchen Tempel in Montevideo. Der Panegyrikus auf den verſtorbenen Vikar Lamas wurde von einem Kanonikus aus Buenos Aires geſprochen, der den Verſtorbenen nach der hieſigen übertreibenden Weiſe mit Gregorius und Boſſuet an Gelehrſamkeit verglich. Höchſt komiſch machte es ſich, als kurz vor Beginn der Trauerfeierlichkeit die Nationalfahnen des orientaliſchen Freiſtaates unter Trommelſchlag in die Kirche gebracht und vor den Hochaltar aufgepflanzt wurden. Die Soldaten, welche die Ehre hatten, das Siegeszeichen des Vaterlandes zu begleiten, liefen ganz unmilitäriſch

einher und nahmen sich in ihren überladenen Uniformen, die namentlich den schwarzen Kriegern sehr zu gefallen schienen, wie vornehme Kutscher aus. Später erschien der Präsident Pereira mit seinen Ministern in Civil, aber eine ganz gehörige Anzahl von Generälen folgte, deren gelbe, dicke und reichbetroddelte Epauletten das Bild des Kaisers Soulouque von Hayti etwas wach riefen. Ein Sängerchor hatte Opernmelodien zu Trauermusik zu verarbeiten, welche indeß ziemlich gut ging, und ganze Schaaren von Damen lagen auf ihren Knieen in den weiten dunklen und durch schwarzen Sammet ernst stimmenden, kerzenbesäeten Räumen ihre Spitzen, ihre seidenen Kleider und ihre hübschen Schleier wieder einmal bewundernden Augen vorhaltend. Ab und zu schlug eine dieser hingegossenen schwarzen Gestalten ein in Schildplatt eingelegtes Gebetbuch auf (meistens das ejercicio cotidiano), um ebenso graciös darin zu blättern, wie sie graciös mit dem Taschentuch und mit dem Fächer ihre brünetten Wimpern kühlen. Die Herren hören entweder der Musik zu oder sie promeniren in den Seitenschiffen. Namentlich für die Offiziere der Kriegsschiffe auswärtiger Nationen ist dies ein stehendes Sonntags- und Feiertagsvergnügen. Und wenn sie eine besonders auffallende Mantille sehen und die schöne Gestalt, die sie umhüllt, so haben sie eine ähnliche Empfindung wie die Zikaden in Herder's Lied: „Groß ist Gott im Größesten und Kleinsten, jauchzten auf die horchenden Zikaden."

Ebenso friedlich, wie auf dem Hochaltar der Matriz, standen einige Tage später die Nationalfahnen auf der Bühne, als von Staats wegen wieder ein Vaterlandsfest gefeiert wurde. Das Regierungsgebäude war festlich illuminirt, überall wehten die blau-weißen Fahnen, Raketen und Schwärmer stiegen von allen Plätzen Abends in die mondhellen Lüfte. Das Theater war von Außen schön geschmückt und Militärmusik spielte vor dem Eingang. Große Menschenmassen umwogten das Theater meistens wegen der bengalischen Flammen und der Raketen, denn für solche feuergefährliche Vergnügungen wird sehr viel Geld aus den Staatskassen bewilligt und oftmals werden ausgezeichnet schöne Feuerwerke abgebrannt, für welche Tausende von Thalern bewilligt waren. Der Präsident,

die Senatoren, die Minister, die Generäle erschienen im Theater. Die Damen waren meistens in weiße und blaue Seide gehüllt, um die Nationalfarben zu ehren. Aus den Familien, welche der rothen Parthei angehörten (dem partido colorado) erschienen die Damen in schwebendem Entzücken in rosa und rothem Atlas. Gar lustig rauschten aber an den meisten Damen blaue Garnirungen und Bänder über schneeweiße Roben und umgekehrt silberne Verzierungen über blaßblauem Hintergrund. Rothe Kamelias auf der Brust und ganze Berge von künstlichen Blumen im Haar, oder auch silberne Schmetterlinge und andere Koiffüren, die im elegantesten pariser Salon nur durch ihre Kostspieligkeit auffallen würden, zeigend, so thronen in lebhaften Farben diese schönen, die kostbaren Fächer leise schwenkenden Gestalten. Das ganze Publikum stand auf, als die Nationalhymne gesungen wurde, ebenso der Präsident. Das leidenschaftliche Bravorufen einer leicht in patriotische Begeisterung gerathenden Bevölkerung hat etwas Anziehendes. Generäle, die furchtbar in den Bürgerkriegen gemordet haben, sahen ruhig hinter ihren Operngläsern dem Schauspiel zu.

Auch ihr Chef, der berühmte General Oribe, der damals noch lebte, aber von seinem Landsitz nie in die Stadt kam, soll ein Mann von sehr feinen Umgangsformen gewesen sein, dem man es nicht ansah, daß er 9 Jahre lang Montevideo belagert und als der Herr des flachen Landes die Parthei der Stadt verfolgt habe, auch was ihm aus der Stadt in die Hände fiel tödten ließ. Seine erste Präsidentschaft, nemlich die zweite konstitutionelle vom 1. März 1835 bis zum 1. März 1839, ist eine sehr glückliche Zeit für das Land gewesen, und auch seine spätern Verdienste trotz des blutigen Bürgerkriegs, in welchem beide Partheien nicht immer die Gesetze der Menschlichkeit achteten, haben ihm einen Namen unter den berühmten Orientalen erworben. Ganz abgesehen davon, daß er ein hervorragendes Mitglied der 33 (der berühmten treinta y tres) war, welche am 19. April 1825 aus Buenos Aires auf orientalischem Boden landeten, um die Patrioten zu Abwerfung des portugiesischen Jochs aufzufordern. Ihr kühnes Unternehmen, welches die Begeisterung der

Landeskinder entflammt, ſah ja auch endlich einen günſtigen Erfolg und die Freiheit des Landes ward bald eine Thatſache.

Außer der Matrizkirche und dem großen Theater de Solis drängt ſich dem Blick entgegen das große ſtädtiſche Hospital mit ſeiner eleganten Kirche, in welcher nicht allein die Kranken ihren Gottesdienſt feiern, denen die Geſundheit verſagt iſt, ſondern auch die vornehme Welt. Eine Damengeſellſchaft, zu welcher die ehrwürdigſten Matronen der Stadt gehören, wie die alte Präſidentin dieſer Sociedad de caridad y beneficencia Doña Eufebia Vidal Paz y Zavala und die Vice-Präſidentin Doña Ines de Herera, und auch viele ſ. g. Beatas, welche den jeſuitiſchen Beſtrebungen gern ihre zarte Hülfe weihen, und auch viele philanthropiſch geſinnte Herren, ſie alle intereſſiren ſich lebhaft für dieſe Anſtalt, auf welche man mit Recht in der Stadt ſtolz iſt. Barmherzige Schweſtern (hermanas de la caridad), meiſtens Italienerinnen pflegen die Kranken und erziehen auch elternloſe Mädchen. Doch macht man auch viel Proſelytenverſuche.

Im Monat Oktober 1857 war ein junger engliſcher Seemann ausgeritten und unterwegs vom Pferde gefallen. Da er ein Bein dabei gebrochen hatte, ſo brachte man ihn in die Caridad. Die barmherzigen Schweſtern ließen ihn ſo da liegen, ohne ſich drei Tage um ihn zu bekümmern. In Folge deſſen wurde die Abnahme des Beines nöthig. Dieſes machten ſie ſo ungeſchickt, daß der Kranke in ein Wundfieber gerieth. In dieſem Zuſtand fand er Gelegenheit eine Botſchaft an den engliſchen Miniſter zu ſenden, in welcher er dieſen bat, doch ſchleunigſt zu ihm zu kommen oder, wenn er ihn nicht mehr lebend fände, doch dafür zu ſorgen, daß er auf dem engliſchen Kirchhof begraben würde. Mr. Tornton, der engliſche Geſchäftsträger, ein allſeitig geachteter und durch ſein würdevolles Benehmen, das vortheilhaft gegen das Benehmen manches andern Diplomaten abſtach, ausgezeichneter Mann, eilte in Folge deſſen in die Caridad und ward von den Hermanas empfangen. Sie ſagten ihm nicht allein ſehr viel ſchmeichelhaftes über ſeine amtliche Stellung, ſondern auch über ſeine perſönlichen Beziehungen, und wie ſie ſich ſo unendlich freuten, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Aber ſo bald er einen Verſuch machte, den eigentlichen Zweck ſeines Kommens anzudeuten, wußten ſie ſolches geſchickt abzulenken. Endlich ging ihm die Geduld aus. Er durchbrach undiplomatiſch die Höflichkeiten und bat den jungen Engländer ſehen zu dürfen. Dieſes wurde ihm höflich aber beſtimmt verweigert, und als er wenigſtens bat, ſeinen zu erwartenden Tod anzuzeigen, damit alles für ein ordentliches Begräbniß auf dem proteſtantiſchen Fremdenkirchhof eingerichtet würde, erhielt er gar keine beſtimmte Antwort. Der Grund, warum man ihn nicht zuließ, war der geweſen, daß einer der ſtationirten Jeſuiten gerade in dieſer Stunde mit dem bewußtlos im Todeskampfe liegenden Engländer die Formeln und Ceremonien des Uebertritts vornahm, um einen neuen Bekehrungsfall an den Vatikan berichten zu können. Sie haben ihn auf dem katholiſchen Kirchhof begraben und die Perſon, welche die Botſchaft an Mr. Tornton brachte, aus dem Hospital gejagt.

Die Journale der Hauptſtadt überſchütteten allerdings anfangs die aus Italien gekommenen Schweſtern mit vielem Lob. Sie lieben überhaupt die Superlative. In jedem Leitartikel findet man mehr Superlative als Poſitive. Die ſpaniſche Sprache eignet ſich dazu auch das allereinfachſte mit einer beſonders brennenden Beleuchtung zu verſehen.

Ein neues Nonnenkloſter (el monasterio de las Salesas) war damals im Bau begriffen. Ich ſah die düſtern Räume. Eine prächtige Ausſicht auf die in die hellweißen La Plata-Fluthen untergehende Sonne iſt das Einzige, was die armen Nonnen an Naturgenuß haben. Kein Baum umgiebt dieſe öde Strandgegend, nur wenige ſchwermüthige Häuſer und der katholiſche Kirchhof ſind nahe. Dicht daneben ſteigt ein italieniſches Hospital empor, welches noch immer nicht fertig iſt, obgleich die ſardinianiſche Regierung bedeutende Summen dazu geſchenkt hat.

Ein wichtiges Ereigniß beſchäftigte in jenen Tagen die leicht beweglichen Einwohner der Hauptſtadt. Die Abgeordneten verwarfen mit 4 Stimmen Majorität einen Handelsvertrag mit Braſilien. Wäre er angenommen worden, ſo hätte das Miniſterium, das ihn vorgelegt, bedeutende Belohnungen von Braſilien empfangen. Der

Vertrag würde die Abhängigkeit von Brasilien ganz eklatant gemacht haben, und deshalb hielt das Ministerium ihn bis dahin geheim. Man erwartete auch in diesem Monat eine Manifestation der Mittelpartei, an deren Spitze damals ein Dr. Magariños stand, Polizeisoldaten standen an den Straßenecken, es wurden aber nur Reden gehalten und Hochs ausgebracht. Aber diese Mittelpartei trat bald in den Hintergrund, sie konnte mit dem Dichter sagen „meine Träume sind nicht wahr und meine Gedanken gerathen nicht." Auch machte die letzte Oktoberwoche das Revolutionsmachen den dafür empfänglichen Gemüthern schwer. Es war die Zeit, wo man für die Seelen im Fegefeuer betet (por las animas en vel purgatoris). Jeden Abend um 7 Uhr strömte alles in die Kirchen und um 8 Uhr heraus, manche mögen auch recht bewegt gewesen sein, denn die schwere Fieberzeit mit ihren Todesfällen hatte jeder Familie fast ein theures Glied geraubt. Jedoch viele von den schwarz gekleideten Gestalten zogen später in die Calle (Straße) Porton, woselbst von 8 bis 10 Uhr Abends unter schöner Mondscheinbeleuchtung die Militärmusik spielte.

Am 1. November gab es überall Wahlversammlungen und die Gemüther waren sehr aufgeregt, es wehte auch ein heftiger Pampero (Südweststurm). Schon am Abend vorher fürchtete man eine Revolution, da der Polizeichef die Wahlversammlungen der rothen Parthei im Theater San Felippe y Santiago verboten hatte und auch der Redakteur des Nacional, ein unruhiger Dr. Gomez, verhaftet worden war. Offenbare Verletzungen des Gesetzes fanden von Seiten der Polizei statt. Es schlug dieselbe auch einen Anschlag an die Straßenecken, in dem den Clubs verboten ward, sich solche Namen zu geben, welche an die alten Partheikämpfe erinnerten. Berittene Polizeiwachen durchstreiften die Straßen. Abends war ich bei der Familie M. gewesen, und es war wirklich etwas unheimlich durch die Nacht nach Hause zu eilen. Ein besonders hervorragender Colorado Floro R. war eben in der Familie gewesen und hatte ihnen angezeigt sie möchten sich nicht wundern, wenn es kleine Unruhen geben würde. Von dem Polizeichef sagten die Damen es un animal!

(Es ist ein Thier). Zum Glück war es am andern Tage schlechtes Wetter, was der Revolution überall schädlich ist. Auch erschienen an ihm, als an einem Montage, keine Zeitungen, sie werfen hauptsächlich Aufregung in den Strudel des Hauptstadtlebens. Es kam überhaupt anders als man dachte, die Regierung unterdrückte die Colorados, exilirte ihre Häupter nach Buenos Aires und hatte namentlich mit allen Mitteln ihre Wahlversammlungen zu vereiteln gesucht. In Folge dessen enthielt sich die ganze Parthei der Abstimmung, und es wählte fast nur die Polizei. Ein Mulatte, welcher gerufen hatte: es leben die Rothen, wurde erschossen. Das war der einzige Zwischenfall bei den Wahlen.

Die Umgegend der Hauptstadt ist von Natur baumlos, alle Baumpflanzungen sind künstlich, doch giebt es schon sehr zahlreiche Gärten mit vielen Bäumen, namentlich hohen Pappeln, Trauerweiden, Gummibäumen und andern schattigen Zierden der Landschaft. Auch gefällt dem Europäer das Laub der Orange- und Citronenbäume, welches von einem so dunklen Grün ist, daß der Licht- und Farbenkontrast mit dem Grün der übrigen Vegetation auf das Auge einen sehr wohlthuenden Eindruck macht. Den einen Montag hatte ich eine Einladung nach einer Quinta in Pignerol. Das durch die Nacht erfrischte Leben der Bäume erfreute uns in dem etwas romantisch verwilderten Garten. Zahlreiche Rosen waren nicht untergegangen unter den Gluthen der Sonne. Selten sinkt in diesen Sommermonaten das Himmelsblau in Wolkennacht, darum ist es Mittags recht glühend heiß, und nur die Ombu-Bäume geben einen eigenthümlich kühlenden Schatten. Einige Palmenbäume mit ihrem langen Stamm und den oben plötzlich auseinander sich breitenden Fächerblättern wechselten ab mit Orangen und Pfirsichen. Die unreif abgefallenen Citronen und Orangen schimmern unter dem hohen Gras heraus, wie bei uns im rauhen Herbst die vom Sturm abgeschüttelten Aepfel. Die Vögel schweigen meistens in der Landschaft; wenn die Morgenröthe durch die Zweige blitzt, begrüßen sie sie nicht und in den stillen Schatten der Nacht singt keine Nachtigall. Gar stille ist es unter der so zahlreichen Vogelwelt, kleine leise Töne ist das Einzige, worin sie ihre Empfindungen kleiden.

Stets ſcheint die Natur zum Stummſein und zum Träumen verurtheilt zu ſein. Dagegen die Schwalben, die ſtets muntern Gäſte, fliegen wie bei uns übers Land und niſten unter den Dächern ganz friedlich. Die Kolibris ſind ſehr zahlreich, nichts ſtört ihren Flug, ſie gleichen den vielen Menſchen in Südamerika, denen kein düſtres Streben und Sehnen das geſtern, das heute und morgen ſo trübt. Ihr Flug gleicht dem der Käfer, ſie ſchweben als grün und gold leuchtende Wunder durch die Lüfte und durch die Oeffnungen dicht belaubter Aeſte. Auch die ſchönen rothen Kardinäle ſitzen nachdenklich auf den Zweigen und beſchauen ſich die wunderlichen Menſchen, welche durch die Gartenwege eilen und hier über Wärme qualvoll ſeufzen, während der Wind von der Landſtraße oft Wolken von Staub über die Bäume weht, während ſie in Europa über Zug und Frühlingskälte jammern, wenn der Wind die Blüthenknospen der Kirſchbäume unſanft berührt.

Im Novembermonat ſtarb auch der General Oribe, von dem wir eben ſprachen, die Regierung bewilligte 6000 ſpaniſche Thaler, um ein Funeral in der Matriz-Kirche ihm zum Gedächtniß abhalten zu laſſen. Ein großartiger Katafalk war aufgerichtet, mit Fahnen und Inſchriften verſehen, und der Staatsminiſter Requena erſchien mit vielen Beamten und Offizieren in der Kirche. Die geſammte weiße Parthei hatte Trauer angelegt. Man fürchtete einen Zuſammenſtoß der Partheien für dieſen Tag und deßhalb erhielt das Militär ſcharfe Patronen. Vor wenigen Jahren hatte alles in der Stadt dieſen General verwünſcht. Und auch jetzt gehörte die entſchiedene Majorität der Orientalen in der Stadt der rothen Parthei an, welche ja eben 9 Jahre lang innerhalb der Hauptſtadtsmauern heldenmüthig ſich vertheidigt hatte. Ein furchtbares Geſchrei erhoben die Journale der rothen Parthei darüber, daß dieſem Nana-Sahib des La Plata in derſelben Stadt ſo große Ehren erwieſen wurden, deren Einwohnerzahl durch ſeine Belagerung von 60000 auf 25000 herabgeſunken war. (In den Jahren von 1852 bis 1863 ſteigerte ſie ſich wieder bis auf 60000, ja bis 80000, die Vorſtädte Cordon und Aguada eingeſchloſſen). Das Funeral iſt verſchieden von

der Begräbnißfeierlichkeit. Gestorben war das berühmte Haupt der weißen Parthei Abends um 12 Uhr und um 2 Uhr des andern Tages wurde er schon auf dem Kirchhof des Paso Molino neben der Kirche begraben. Später wünschten die Einwohner der von ihm gegründeten Stadt Union, daß seine Ueberreste in der Pfarrkirche San Augustin ruhen möchten, und führten unter großen Feierlichkeiten diesen Vorsatz aus.

Die Gesellschaft von Montevideo amüsirte sich unterdessen an der Harfenmusik eines gewissen Franconi und an dem Pianospiel des Wunderkindes Arthur Napoleon.

Nach diesen kurzen Schilderungen, welche nur ein Bild in weiten Umrissen von dem Leben einer Stadt geben sollen, die meistens so unbekannt ist, gehe ich zu einer Schilderung der religiösen und sozialen Zustände und der daraus entstehenden Kämpfe über.

Zweites Kapitel.

Schilderung der religiösen Zustände in den spanischen Republiken mit besonderer Berücksichtigung von Uruguay. Alt-spanisch katholischer Geist und moderne Humanität. Die Häupter des Volkes und die importirte moderne Kultur der jungen Leute. Die Ansichten über die Arbeit. Die Einwirkungen Europa's. Der Gaucho und der Stadtjüngling. Der Kampf des Katholicismus gegen seine Zerstückelung in Nationalkirchen. Der Erzbischof von Bogota. Der Präsident Lopez von Paraguay und andre Staatsmänner. Das Staatspatronat über die Kirche. Die höheren Staatsbeamten und die Besitztitel von Ländereien. Die Ansprüche an den Staat. Die Einwirkungen der Revolutionen auf Handel und Verkehr. Der sogenannte Kouvrirtag.

Ein hervorragender Schriftsteller am Rio de la Plata (Don Alejandro Magariños Cervantes: la iglesia y el estado cap. 1) hat geäußert: „Das religiöse und moralische Gefühl ist das beste Hilfsmittel der Civilisation, des Fortschrittes und der Verbesserungen jeder Art." Diese Stimme aus einem neuen Lande (un pays nuevo, una republica joven lieben die Orientalen ihr Land zu nennen), aus einem Gesellschaftskreis, der einer großen Zukunft entgegengeht, findet ihr Echo unter allen treuen Söhnen des Katholicismus in den Republiken spanischen Ursprungs. Mag man dem evangelischen oder dem katholischen Bekenntnisse angehören, mag man die Sache oder das Verständniß derselben besitzen (Schelling: Philosophie der Offenbarung Th. II. S. 322), jeder gerechte Beurtheiler der südamerikanischen Staats- und Gesellschaftszustände, jeder, der dieses eigenthümlich bunte und chaotisch durcheinander wogende Gähren vielseitiger Gestaltungstriebe aus eigener Anschauung kennt, muß sich dahin aussprechen: alles Würdige, alles Gesunde, alles Zukunftsreiche, alle Tugenden, alle

ehrwürdigen Erbschaften dieser Länder und Völkerschaften ruhen auf der alten Vergangenheit, auf jener romantischen, starken und von der Vorsehung geordneten Vermählung des alt-spanischen und des mittelalterlich-katholischen Geistes. Dagegen alles Unglück, alle Partheikämpfe, alle Ungerechtigkeiten, alles vorzeitige Streben nach vortrefflich klingenden Konstitutionsmustern eine Gesellschaft zu ordnen, welche für sie durchaus noch nicht reif war, alle Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche, alle Widersprüche in den Familien, im Volksleben, kurz alles, was das weltbekannte Elend dieser reichen und schönen Republiken ausmacht, läßt sich meistens auf ein zu frühzeitiges Verlassen der alten Traditionen, auf Mangel einer gesunden Volkserziehung nach modernen Grundsätzen, auf das Fehlen des evangelischen Princips, das an die Stelle der bröcklich gewordenen alt-katholischen Lebensformen zur Erzeugung eines neuen Lebens treten könnte, auf den Geist der falschen Philosophie des 18. Jahrhunderts zurückführen, auf jenes Nachwirken eines in Europa allmählig veraltenden Humanismus, der bald zum Spott und bald zu einem charakterlosen Wohlwollen erzieht, den Egoismus der Partheihäupter nicht sittlich bändigt und als einziges Ziel des Strebens den zahlreichen Generälen, Präsidenten, Prätendenten, Diktatoren ꝛc. schamlose Bereicherung zeigt.

Jeder, der einen Theil dieser Länder kennt, in denen die schöne Natur mißbraucht wird, und aus allen Naturwundern hassende Gedanken gleichsam lauern, und in das Geordnete so schwer jemand sich einbürgern mag, erinnert sich an Generäle, Präsidenten, Caudillos (Häupter, die auf dem Lande großen Anhang haben), welche im gesellschaftlichen Leben mit der allergrößten Feinheit sich ausdrückten und in den höflichsten Salonformen auftraten, und dabei in ihrem öffentlichen Leben bei unerhört sittlicher Roheit schamlos sich bereicherten und kaltblütig ihre Gegner entweder selbst mordeten oder morden ließen. Wenn Schelling von den einzelnen körperlichen Dingen sagt, daß die Einheit ihres Wesens sich in der Erscheinung als Schwere ausdrücke (die vier edlen Metalle G. A. I, 4. S. 514), so kann man von diesen mit Blut und Schrecken

wie mit Contretanz und Salonbouquets bekannten Größen ſagen, daß die Einheit ihres Weſens ſich in eine gewandte Leichtigkeit zuſammenſchließe. Auch finden ſie ſich mit den Formen des Katholicismus ab.

Sogar der Buenos Aires knechtende Roſas, der alle ſeine Wohlthäter und Nebenbuhler mit gleichmäßiger Ruhe hatte tödten laſſen, hielt ſich auf ſeinem Landſitz Palermo einen Kaplan, dem er ſelbſt anſtatt des Chorknaben die Meſſe bediente. Freilich brachte er zuweilen die halbwahnwitzigen Späße ſeiner Tyrannenlaune auf den Katholicismus in Anwendung. So ſetzte er einſt die Schutzheiligen von Buenos Aires ab. Leider iſt mir das Journal nicht bei der Hand, in welchem ich das Dekret las. Da dieſelben die Stadt nicht geſchützt hatten, ſo ließ er ihnen all ihr Unrecht in den Motivirungen des Dekrets vorhalten und dann beſtimmen: der Präſident der Republik dekretirt: Artikel I. die bisherigen Schutzheiligen von Buenos Aires San N. N. und San N. N. ſind abgeſetzt. Artikel II. San N. N. und San N. N. werden zu Schutzheiligen der Stadt ernannt und ihnen alle Ehren, Feſte und Vorrechte hiermit gewährt. Im Ganzen bekämpft ſich auf allen Lebensgebieten altſpaniſcher katholiſcher Geiſt und moderne aufgeklärte Humanität. Wenige ſind, die eine Vermittelung ſuchen. Die im Lauf der Geſchichte gekommene Vermittelung, das evangeliſche Princip, ſtößt beide Partheigruppen ab. Den einen iſt es ruchlos, den andern zu ernſt. Ab und zu vertheidigen etliche Aufgeklärte den Proteſtantismus, mit zweifelhaftem Wortſinn. Dann ſehen ſie in ihm nur einen Feind der altbewährten ſpaniſchen und katholiſchen Traditionen. Namentlich wenn ſie durch Engländer und Nordamerikaner viel Geld verdient haben erweitert ſich ihre Seele zu ſolcher verwegenen Entſchloſſenheit. Oder ſie faſſen ihn als eine volksmäßige und etwas zurückgebliebene Weiſe auf, dieſelben Ideen ſchüchtern und ſtammelnd auszuſprechen, die ſie in viel reinerer, modernerer und ausgebildeterer Form als Denkende beſitzen.

Wenngleich die vielgerühmte Toleranz ſie zu dem Proteſtantismus hinzieht, ſo lieben ſie es doch mehr, wenn ihre Frauen und Kinder und das geringe Volk ſich mit den Formen des Katho-

licismus beſchäftigen, bei welchem die Kirchenfeſte, die Blumen, die Lichter, die Teppiche, die Opernmelodien eine ſo große Rolle ſpielen, ebenſo die Beichten, die Novenas, die Indulgenzen, die ſchwarzen Bänder, welche die Frauen in Folge eines Gelübdes tragen und Aehnliches. Der Katholicismus iſt geeigneter für das Volk als der Proteſtantismus, ſagen die aufgeklärten Advokaten, Aerzte und Kaufleute, die eigentlich niemals die Meſſe hören. Sie ſehen in der Religion nur ein Beruhigungsmittel des Volks und namentlich der Frauen. Die Kirche iſt ihnen ein Inſtitut, welches an glorreichen Schlachttagen und ſonſt ein Tedeum ſingen läßt.

Wenig hat der Proteſtantismus von der Aufklärung, von der Bildung, von der Humanität, von dem Zerbröckeln altkatholiſcher Lebensformen und von dem Mißtrauen gegen Rom zu hoffen. Dem Herzen der Bevölkerungen ſteht er ferne, denn dieſes Herz ſchlägt meiſtens nach der Melodie der Väter und ruhmreicher Vergangenheiten altſpaniſch und altkatholiſch. Wer wollte es richten oder darüber ſpotten, auch wo dieſes Herz ſchwach und alt geworden iſt und den Pulsſchlag des modernen Lebens nimmer zu begreifen vermag, obgleich die Geſellſchaft und das Gottesreich auf andre Bahnen hin kämpfend, ſiegend oder auch ſchwer unterdrückt fortgeriſſen ſind? Und der Verſtand dieſer Völker in ihren neueren Tagen durch ſ. g. Staatsmänner, ſ. g. Gelehrte und mit der europäiſchen Civiliſation tief Vertraute vertreten, nun der hat ſich an der Philoſophie des 18. Jahrhunderts, an der Romanliteratur Frankreichs aus dieſem Jahrhundert und an einigen volkswirthſchaftlichen Theorien theils verſtändiger, theils phantaſtiſcher Art gebildet, ohne an der Gedankenarbeit dieſer Zeiten und ihren Mühen und Entſagungen theilzunehmen.

Wie ſie das Theater beſuchen, ſo ſtudiren ſie auch, wie ſie ſpazieren reiten, ſo denken ſie auch, wie ſie ſich elegante Kleider anlegen, ſo empfinden ſie auch. Es geht alles hübſch ohne Nachtwachen, Sorgen und Schmerzen ab. Wenn ſie von einer Erfindung leſen, ſo glauben ſie, ſie hätten ſie ſelbſt erfunden, wenn ſie Notiz nehmen von einer verdienſtvollen Sache, ſo meinen ſie, ſie hätten ſelber Verdienſte, wenn ſie einem Europäer

ihre Häuser öffnen, so denken sie, er muß sehr glücklich sein, und gehen so weit zu meinen, sie hätten aus englischer, französischer und spanischer Kultur die Blüthenlese zusammengeflochten und ständen also auf der höchsten Stufe freier und vielseitiger Bildung.

Dabei hat sich der Geist der französischen Literatur aus dem 18. und 19. Jahrhundert in einer merklichen Kombination in Südamerika verjüngt, geistige Kolonien gestiftet, bei aufgeklärten Staatsmännern Pathenstelle vertreten und durch die edle spanische Sprache sich sogar einen Schein des Ernsten und Wundervollen gegeben. Damit verachte ich nicht das eigentliche Volk jener Republiken. Ich achte seine edlen Eigenschaften und seine herrliche Sprache. Es giebt viele gute Menschen und viele brave Familien unter ihnen. Wo sie, wie auf dem Lande, in ihrer Naturwüchsigkeit sich erhalten haben, da machen sie den besten Eindruck. Das Schlechte haben sie meistens von Europa gelernt. Das Gute brachte man ihnen dagegen selten.

Die edle spanische Sprache auf römischem Granitgrund sich erhebend, leise aus dem Erhabenen in das Schmelzende und Zarte übergehend, schön in jedem unschönen Munde und selbst in der Wildniß und auf der öden Pampa an sittliches Streben der Jahrtausende durch eine stolze große Würde erinnernd, die Melodien einer nachtumhüllten rachetrunkenen Liebe oft schwermüthig austönend, da wo die Schwerter zucken oder aus dem dunkelrothen Gewand des wüsten Gauchos die Dolche blinken; diese klare freie Sprache, an das lichte Firmament, wenn der ganze Himmel warm leuchtet, und an die süß träumende Poesie des sinnenbefangenden Vollmonds und an vielfarbigen Sternenglanz erinnernd, der über weiße Häuser und dunkelgrünen Orangen gleitet, diese männerstarke Sprache, die zutraulich und doch wie wilder Schwerterklang ertönen kann, sie veredelt und reinigt viel. Sie führt durch altgothische Dome gleichsam und wundervolle schweigsame Moscheen mauriſcher Vergangenheit und durch Haine, wo mit dem Lockton der Nachtigall aus dem Gotteshaus herüberklingende Choräle harmoniren, auch dieses Spotten und dieses kalte Denken und diese materialistischen

troſtloſen Deduktionen und dieſe altersſchwachen humaniſtiſchen Anfangsgründe, und dieſe ſozialiſtiſchen Träumereien, und dieſe volkswirthſchaftlichen Kapriçen und dieſe bedenklichen Romanſchilderungen, an denen ſich in Leitartikeln, Journalfeuilletons, Theaterſtücken, Revües ꝛc., die gebildete Welt in Südamerika erbaut.

Selbſt der Humanismus und Empirismus, der in Deutſchland hausbacken mit Tabakspfeife und Tabaksbeutel auf Reiſen ging, der in Frankreich im gepuderten Haarputz emancipirter Abbés und Fräuleins auf Stelzfüßen ging, in Staatskaroſſen fuhr und ſpöttiſch ſich verzerrte, wenn er vor den Altären und vor dem ſüßen Antlitz der Madonna vorübertänzelte, der in England nüchtern und kalt der alt-brittiſchen Heiterkeit des Lebens arithmetiſche Grenzlinien vorſchreiben und die Poeſie ins Haidekraut ſchicken wollte, ſelbſt er wird poetiſcher, wärmer und entbundener in ſpaniſcher Sprache verkündet. Es reizt die ſchöne Form, der helle Klang, das lichte Wort. Aber kraftlos das Leben zu beherrſchen, zu beſſern und zu bekehren, kraftlos die Erziehung der Bevölkerungen in die Hand zu nehmen, kraftlos um den bekämpften ſpaniſch-katholiſchen Volksſitten andre Lebensformen entgegenzuſtellen, die unter jenen blendenden Himmel die Schwere des Daſeins und das drückende Gleichmaß der Tage harmoniſch befreien könnten, kraftlos um an die Stelle des alten katholiſchen Kirchenjahrs mit ſeinen Monaten und Feſttagen moderne Zeitabſchnitte, patriotiſche Feſte und alle Altersklaſſen begeiſternde Erinnerungen zu ſtiften, geht die in Südamerika importirte moderne europäiſche Kultur und Civiliſation meiſtens in einen ausgeprägten Materialismus des Genießens über.

Die meiſten Auswanderer aus den mittleren Geſellſchaftsklaſſen bringen ihn perſönlich mit. Wenn Tiſchler und Riemer und andere Handwerker viel Geld hier erwerben, ſo ſind ſie ſtolz, daß ſie was ausgeben können, und ſie thun es auch. Auf die anderen Mächte, die das Leben ſonſt noch bewegen außer dem gewöhnlichen materiellen Genuß, ſehen ſie mit einer gewiſſen Verachtung herab, und ſie verachten als Amerikaner, was ſie nicht kennen als Europäer.

Der Traum des Lebens für viele junge Leute in Brasilien ist Paris. Ich reiste mit einer Anzahl junger Brasilianer aus Rio Janeiro und aus Pernambuco. Der Traum ihres Lebens war Paris. Nicht das Paris, welches aus alten Kirchen, modernen Kunstsammlungen, aus klassischen Theatern und historischen Museen den unter dem Lilienbanner erworbenen Ruhm Frankreichs verkündet, ja bis in die Zeiten Ludwigs des Heiligen und der Kreuzzüge hinein den Blick lenkt, nein das Paris der Boulevards. Später heimgekehrt, nachdem sie ohnmächtiger Wünsche Erfüllung gesucht, schreiben sie in allen nur möglichen Superlativen über die allerernstesten und größten Probleme der Zeit und Menschheit die alleroberflächlichsten Zeitungsartikel oder spielen in den gesetzgebenden Versammlungen die tief instruirten Rechtsgelehrten. Abgelöst von der eigentlichen Anschauungsweise ihrer Väter, die allerdings viele bigotte Schranken und nationale Einseitigkeiten hatte, haben sie in Frankreich nichts anderes als die Titel und Ueberschriften vieler Wissenschaften kennen gelernt. Auch die Moden gewinnen ihr Interesse. So ziehen sie ihrem Vaterland den Vorwurf zu eine sehr oberflächliche und äußerliche Bildung zu besitzen, während sie selbst sich dem trügerischen Wahn hingeben, daß sie eine hohe Bildung aus der Fremde mitbringen und in der Heimath ausbreiten.

Die Herren aus den gebildeten und reichen Klassen des Volks sind meistens sittlich sehr tief stehend. Auch ohne Europa kennen gelernt zu haben, sind sie früh verdorben. Ein sehr anständiger deutscher Herr in Buenos Aires sagte mir einmal, niemand in Deutschland würde gern seine Schwestern die Gespräche hören lassen, die dort die eingeborenen jungen Herrn auf den Bällen führen. Ich mußte ihm recht geben. Dieselben zeichnen sich auch durch ihre Vorliebe für den Müßiggang und für das Essen süßen Zuckerwerks aus. Manche genießen dergleichen Sachen den ganzen Tag. Dabei rauchen sie eine Unzahl von Papiercigarren und umlagern die Billarde. Ueber die abgeschmackteste Sache können sie sich stundenlang unterhalten. Dabei mischen sie ihre Unterhaltungen mit vielen s. g. schlechten Worten, und das geht bis in die höchsten Klassen hinein.

Dieſelben Ausdrücke, welche die Straßenjungen als Schimpfworte einander zurufen, entfallen häufig den Lippen der aufs Eleganteſte gekleideten Herrn als Ausrufe der Verwunderung, der Freude, des Schreckens und des Verdruſſes. Es iſt ein kläglicher Anblick dieſes fade junge Volk. Am ärgſten herrſchen dieſe ſchlechten Worte auf dem Lande. Wer dieſe Ausdrücke kennen lernen will, von denen Caramba das einzig decente iſt, muß einmal mit einer Diligencia tief ins Innere des Landes fahren. Sonſt ziehe ich das Landvolk dem gebildeten Stadtvolk vor. Auf einer ſolchen Tour in Amtsſachen weit ins Land hinein fahrend, war ich Zeuge, wie ſich zwei ehemalige Mitſchüler nach 30 Jahren auf einer Station wiedererkannten, wo wir zur Nacht blieben. Ihre Heiterkeit war rührend und ihre Herzlichkeit eine aufrichtige. Faſt die ganze Nacht hindurch machten die alten Herrn, die ganz brav ſonſt waren, ihrem freudigen Herzen Luft durch Ausruf ſolcher unausſprechlicher Worte, die das condiscipulo (Mitſchüler) etwas lebhaft einfaßten. Dieſe Landbewohner ſtehen trotzdem ſittlich viel höher als die müßiggängeriſche Jugend der Hauptſtadt.

Jeder tüchtige europäiſche Kaufmann oder Gewerbtreibende verwundert ſich, wie es dieſe Leute nur aushalten können, ſo träge zu ſein, ſo von ihren Familien ſich unterhalten zu laſſen. Ein ganzes Heer von müßigen jungen Leuten durchzieht die Hauptſtadt. Es ſieht ſo aus, als hätten ſie eine Geſellſchaft zur Ausbreitung des Müßiggangs geſtiftet. Beim Tanz entfalten ſie ihre ceremonielle Höflichkeit, und das Selbſtgefühl iſt aufs Aeußerſte in ihrer thatenloſen Exiſtenz ausgebildet.

Ein junger Landbeſitzer, mit dem ich einmal eine Reiſe im Innern des Landes zuſammen machte, hielt ſich in der Diligencia, in der immer ſehr lebhafte Geſpräche geführt werden, über die Europäer auf und daß ſie ſo viel arbeiten. Auf meine ſehr ſcharfe Entgegnung, in welcher ich auf den Müßiggang ſo vieler ſeiner Kompatrioten Bezug nahm, ſagte er: hombre (Mann — ein Ausdruck, den man braucht, wenn man vertraut wird) porque trabajar? Tenemos mucho dinero, lindas muchachas, un pais rico etc. (warum arbeiten? Wir haben viel Geld, ſchöne Mäd-

chen, ein reiches Land ꝛc.). Derselbe Estanciero nahm es mir auch sehr übel, daß ich nicht den Uruguay für den schönsten Strom der Welt hielt, trotzdem daß ich meine aufrichtige Theilnahme für alles, was das mir so liebe Land Uruguay anbetrifft, ausdrücklich aussprach. Was sei der Rhein, meinte er, gar nichts gegen den Uruguay. Das sei ja auch jedermann bekannt.

In der Hauptstadt bilden sich viele junge Leute heran, die also zu nichts eigentlich zu gebrauchen sind. Die deutschen und englischen Kaufmannshäuser nehmen deshalb höchst ungern eingeborene junge Leute als Commis an, eben wegen ihrer Faulheit, ihres Stolzes und zuweilen auch wegen ihres unzuverlässigen Betragens. Nur auf dem Zollhaus sind sie zu brauchen, weil sie da vieles kennen, worüber man sich nicht zu äußern braucht, namentlich wie die zahlreichen Beamten verhindert werden viele Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten bei dem Import feiner und theurer Artikel zu machen. Die theuersten Weine gehen dann stets als ordinäre durch das Zollhaus, und vieles Andre macht die Freundschaft möglich. Deshalb hält sich gern ein auswärtiges Handelshaus einen eingeborenen jungen Mann als s. g. Douanenkommis. Da stehen dann diese jungen Herrn auf der Moole und unter den Waaren nnd rauchen und erzählen sich Stadtneuigkeiten sonder Mühe.

Viele werfen sich aber auf die Politik und dann schaden sie, höchstens in Revolutionszeiten entfalten sie eine fieberhafte Thätigkeit, die indeß die Feigheit nicht ausschließt. Junge Leute von 17 Jahren redigiren oft knabenhaft geschriebene Journale, die alle allerdings bald zu sterben pflegen.

Es ist merkwürdig, wie kurz das Leben der meisten Journale ist. Von allen, die ich blühen sah, als ich im Juli 1857 sie zu lesen begann, lebt jetzt nur noch eins: la nacion und das ist jetzt ein amtliches Blatt. Selbst die interessanten und von reifen tüchtigen Männern redigirten starben, wie el comercio del Plata.

Die Einwirkungen des außerspanischen Europas haben also bis jetzt in sittlicher Hinsicht, das kann man wohl mit Recht sagen, mehr schädlich als nützlich sich geäußert; in geistiger

Hinsicht haben sie eine frühreife unsolide Aufklärung zu Wege gebracht. Man baut, alles gern mit der Thurmspitze anfangend.

Man müßte ungerecht sein, wenn man die Verbesserungen im äußern Leben gering schätzen wollte, die sich auf gesteigerte europäische Einwirkungen zurückführen lassen, größtentheils aber auch das Resultat europäischer Arbeit, europäischen Unternehmungsgeistes und europäischen Geldes sind. Das hat mit staatsmännischer Offenheit die Regierung von Buenos Aires kürzlich anerkannt, als Peru durch seinen Minister die La Plata-Staaten in ein Europa principiell feindliches Bündniß hineinzuziehen suchte. Ein solches lateinisches Amerika, wie Peru es will, ist an sich ein edler Gedanke, freilich bei dem ausgedehnten Umfang der Länder ein etwas zu kühner und schwer in seiner Verwirklichung zu denkender Gedanke; auch weil in jeder Republik die verschiedenen Partheien so mühsam einen Einigungspunkt des Patriotismus finden. Gegen Europa sich wenden, heißt die erziehende Hand zurückstoßen, die auch noch viel Gutes bringen kann und bringen wird, so bald die richtige Nation vermittelt, das glaube ich könnte die deutsche für Uruguay wenigstens sein.

Der Gaucho (Landbewohner) in den alten spanischen Zeiten war verhältnißmäßig glücklich, der die Haut eines Pferdefußes als Stiefel benutzte, aber jeden Abend, wenn die Glocken zur s. g. Oracion riefen, andächtig vor der Madonna niederkniete, und manchesmal von seinem mit Silberzeug behängten Pferde herabstieg, wenn ein Heiligenbild auf dem Wege ihn zur Andacht aufrief. Hammelfleisch oder Ochsenfleisch, seine einzige Speise, bereitete er sich und den Seinen zur Nahrung, indem er nach Art der Väter den Spieß in die ungebielte Erde seiner Erdhütte (rancho) stieß und daneben auf einen Ochsenkopf als Schemel sich niedersetzte, während draußen am Ombubaum befestigt sein muthiges Pferd, stets mit kostbaren Decken und silberbeschlagenem Geschirr und Steigbügeln geschmückt, bereit stand. Auch wenn er wenige Schritte von seiner Hütte entfernt das Wasser holen mußte, schwang er sich aufs Pferd. Diese Leute thaten und thun noch jetzt nichts zu Fuß. Vielfach hat sich die alte Weise des Lebens noch heute erhalten. Oft ist bei

ihnen das Brot ein Luxusartikel, ſelten nehmen ſie ſich die Zeit eine Kuh aus ihren Heerden zahm zu machen, ſo daß ſie ſich melken läßt. Hinter Ochſenheerden reiten, um ſie nach den Seladeros, den großen Schlächtereien zu treiben, von wo aus man Häute, Talg und Knochen verkauft, in ſchlechten Landfonda's oder Pulperia's Karten ſpielen und ſehr oft alles verſpielen, wobei man oft nicht ſelten Meſſerſtiche ſieht, Hähne mit einander kämpfen laſſen und junge Pferde die ſ. g. Potro's bändigen, das war und das iſt noch des Gauchos Luſt.

Aber manche werden reich, das Land gewinnt Jahr aus Jahr ein mehr an Werth. Der Großſohn eines ſolchen Mannes iſt heute vielleicht gebildeter Stadtjüngling. Wahrlich ich ziehe ſeinen wilden und kräftigen Großvater, die Unkultur der Scheinkultur vor! Da ſteht er nun mit ſeinen Freunden unbeſchäftigt an den Thüren der Confiterias (Konditoreien) und ſchaut ſich die Vorübergehenden an, namentlich die Damen, die ihre Einkäufe machen. Ich will dieſe Herrn nun nicht gerade hohle Masken ohne Blut und Sinn nennen, ſie ſind ſchön friſirt, ſie ſind in Paris geweſen, ſie ſind Deputirte, Senatoren, Rechtsdoktoren, deren Anzahl mit der der Fliegen, Moskitos und Coronels wetteifert, Zeitungsſchreiber oder auch Zollbeamte, höchſtens Kommiſſionäre, denn dabei läßt es ſich hübſch ſpazieren gehen und viel Neues hören, ſie bekommen manchen freundlichen Blick von den Señoritas (den jungen Damen), die ja im ſozialen Leben dieſer Länder eine ſo große Rolle ſpielen und die auf ihren Beſitz oder wenigſtens auf das Tänzertalent derſelben ſicher zählen. Indeß wie gelangweilt gehen ſie durchs Leben! Wie ſehr empfinden ſie das verhaßte Uebergewicht der Fremden! Wenn ſie unter ſich ſind, ſprechen ſie höchſt geringſchätzig über die Fremden, und wenn ſie mit ihnen zuſammenkommen ſind ſie oft kriechend freundlich.

Ein Erbſegen, der auf Altſpanien und ſeinen Nachkommen ruht, ſtattet jedes neugeborne Kind mit großen Talenten, vielen Anlagen, Intelligenz, Körperſchönheit und Anmuth aus. Immer auf's Neue bietet ſich die Möglichkeit dar, durch gute Erziehung, geſchickte Leitung, moraliſche und religiöſe Geſinnungen ein glückliches Volk heranzubilden. Freilich bereitet da die Alleinherr-

ſchaft des römiſchen Katholicismus Schwierigkeit. Mit Recht ſagt Schmid aus Schwarzenberg (philoſophiſche Pädagogik S. 241): „Kant irrte, als er die ſittliche Bildung von der religiöſen trennen wollte. Wie das Menſchenweſen ein Eines und Ganzes iſt, ſo ſtehen alle Potenzen deſſelben in einem ſolchen organiſchen Nexus, daß eine Trennung praktiſch unmöglich iſt.“ Ich glaube nicht, daß der Katholicismus alle dieſe Länder regeneriren könnte. Er hat nur die Grundlage der alten Sitten geben können, deren Zeit ein Ende zu haben ſcheint. Trotzdem meinen es ſeine entſchiedenen Vertreter oft beſſer mit dem Volk als die Anhänger einer oberflächlichen glaubensloſen Halbbildung.

Wie die Roſenblüthe vom Sturm herabgeriſſen wird in den Staub, und wie nach kurzem Daſein die Jasminblüthe vertrocknet und ihr Duft verfliegt, ſo verſchwindet und verfliegt auch raſch das ſeeliſch Schöne in der Kinderwelt, in der Jugend dieſer Länder und Völkerſchaften, ja noch früher als die Körperſchönheit, mit welcher die göttliche Gnade Männer und Frauen ſo reichlich ausgeſtattet hat. Schön iſt der Himmel und ſchön iſt das Meer kann man in dieſen Ländern ſagen, und dabei iſt das Leben ſo leicht, die Arbeit ſo befriedigend, die Ruhe ſo ſüß. Ein Traumbild nach dem andern grüßt gleichſam die Erde, die die Noth, die Sorgen und Thränen ihrer Kinder hier ſo ſelten ſieht, wo jeder leicht ſein Brod und eine paſſende Stelle findet, ſeine Hütte aufzuſchlagen. Alle Jahreszeiten ſind ſchön, ſei es daß das Land im einfachen Schmuck eines grünen Winters, ſei es daß es im Prachtkleid eines herausfordernden Sommers prangt. Nur die Menſchen erkennen alle ſolche Vorzüge nicht an. Sie ſollten ſie zu einer Unterlage ſittlicher Tüchtigkeit und Thätigkeit machen, zu einem Schaffen für Andre ſich gegenſeitig ſtimmen! Wohl hat der Padre Eyzaguirre Recht, wenn er ſagt, daß das Fehlen des religiöſen Elements der Grund der Plagen iſt, welche auf den La Plata-Ländern ruhen.

Die Revolution der ſpaniſchen Republiken, die Trennung vom Mutterlande mag in den verſchiedenen Gegenden des lateiniſchen Amerika's andere Erſcheinungen mit ſich geführt haben, andere in Chile und in den La Plata-Staaten als

in Mejico. Für Mejico mag man an der republikaniſchen Staatsform verzweifeln und die wahrhaft konſtitutionelle Monarchie verlangen (ſiehe „cuestion de Méjico. Si la monarquia constitutional es conveniente y posible en aquel pais. Madrid 1862“). Für Chile und die La Plata-Länder mag man an eine zukünftige geſunde republikaniſche Entwicklung der Staatsververhältniſſe glauben. Jeder aber, der die Zuckungen und Kriſen des politiſchen Lebens in einem ſüdamerikaniſchen Staate beobachtet und den Urſachen der Partheibildungen auf den Grund gegangen iſt, wird zu der Anſicht kommen, daß alle dieſe Länder zu früh frei geworden ſind. Der Uebergang aus dem Druck der ſpaniſchen Bevormundung in ein ganz freiſinniges Selbſtverwaltungsſyſtem war ſo unvermittelt, die einzelnen leitenden Perſönlichkeiten, welche ſich zu Trägern der neuen Ideen machten, entbehrten ſo ſehr der ſittlichen Kraft und der Selbſtloſigkeit, Andre ſahen ſich ſo wenig verſtanden von den Maſſen, namentlich von den Miſchlingen und ihren Häuptern, daß bei der ungeheuern Ausdehnung der Ländermaſſen, welche zu einem Staat zuſammengefügt wurden, Unordnungen, Sinnloſigkeiten, Widerſprüche der ärgſten Art nur das Naturnothwendige, ja beſtändige Revolutionen das Sachgemäße waren.

Es machen viele dieſer Staaten entſchieden den Eindruck frühreifer Kinder. Es giebt in Europa Knaben von 12 Jahren, welche in den Wald gehen, um heimlich zu rauchen, während ihr Vater an ein hohes Amt oder irgend etwas Wohllöbliches, Hochlöbliches, Hohes oder Verehrliches ſchreibt. Der Schatten der Bäume verbirgt das kühne Thun des ſouveränen Knaben. So machen es viele ſüdamerikaniſchen Staaten. Wenn England, wenn Frankreich, wenn die vereinigten Staaten nichts ſehen, wenn keine Kriegsſchiffe lauernd im Hafen liegen, um die tollen Knabenſtreiche ſüdamerikaniſcher Staatsmänner etwas zu beaufſichtigen, damit nur ja nicht die Bäume in den Himmel wachſen oder etwa ja ein Staat ſich einmal unterfange, ſelbſtſtändige Handelspolitik zu treiben, dann wird in den Zeitungen viel vom Nationalruhm geſprochen (la gloria de la patria, la independencia del pays, los heroes de nuestra libertad, los

imortales treinta y tres, la unidad de los hijos del pays ſind die beliebteſten Redeformen). Dann wirft man aller Welt den Fehdehandſchuh hin, dann wird man anzüglich ſelbſt gegen England, läßt auch ſo von Krämervolk einzelne verletzende Redensarten fallen. Man will kühn die Ehre der Nation rächen, die Souveränität des Landes von einem Andern, auch von dem Mächtigſten nimmer angreifen laſſen. Eine einzige Viſite des engliſchen Geſchäftsträgers bei dem Miniſter der äußern Angelegenheiten ändert plötzlich den Ton aller Zeitungen. An Worten iſt man reich und arm an Thaten. Am nächſten Morgen findet man in ihnen nur Ueberſetzungen aus den Feuilletons europäiſcher Zeitungen und Aehnliches. Victor Hugo's miserables nährten z. B. lange Zeit die hungrigen Zeitungen und ihre hungrigen Leſer am La Plata.

An dem unvermittelten Uebergang aus ſpaniſcher Kolonialherrſchaft in freies Staatsweſen leidet das ſittliche, das ſoziale, das kirchliche Leben dieſer Länder. Die Prachtblume der Freiheit welkt vor dem Abend ſchon. Es kann freilich geſchehen, daß dieſe welke Blume wieder ihr Haupt erhebt. Dieſer Hoffnung geben ſich die wahren Freunde der La Plata Länder hin. Allgemein menſchliches Intereſſe und volkswirthſchaftliches Intereſſe reichen ſich dabei die Hand.

Spanien und die ſo eng verbundene römiſche Kirche mußten gleichmäßig angegriffen werden, als die Sehnſucht nach Unabhängigkeit mächtig das lateiniſche Amerika durchſchüttelte. Seit der Zeit kämpft der Katholicismus gegen eine gefürchtete Idee, nemlich gegen ſeine Zerſtückelung in einzelne ſüdamerikaniſche Nationalkirchen, und gegen alles, was allmählig dahin führen muß. Schon den Anläufen tritt er entgegen, ehe die Thaten beginnen, und was er im Hauch trüber Entfernungen kommen ſieht, beobachtet er mit kampfbereiter Klugheit von ferne. Alle ſeine Hilfsmittel und Mächte müſſen ſich bei Zeiten auf dieſen bedrohten Punkt hinrichten. Je kräftiger dies ſeine Vertreter thun, deſto größer iſt ihr Ruhm, deſto anerkennungswerther ſind ihre Verdienſte. Großen Muth der Ueberzeugung, ſtarke Geduld und Treue, ungebrochene Wil-

lenskraft, Heldenmuth im Leiden, der an die Zeiten der ersten Kirche unter der Feindschaft der römischen Kaiser erinnert, ehrenwerthe heroische Unabhängigkeit bewundern wir auch in diesem Theil der Welt an römischen Priestern in ihren Kämpfen mit indifferenten Staatsmännern und ihrer Habsucht und ihrem kirchenräuberischen Gleißen und ihrem halbgebildeten Anhang. Da haben sie das Kreuz dem Herrn nachgetragen in ihrer Weise unter Spott und Hohn der Massen und der falschen Brüder; fest standen sie bei den Traditionen und Befehlen der Kirche, ihrer heiligen Mutter. Das ist etwas Schönes, fremde Verdienste bewundern zu können, auch wenn man an die leitenden Ideen nicht glauben kann.

So starb in Marseille der edle Erzbischof und Metropolitan von Bogotá aus Nueva Granada. Schon am 18. Mai 1850 hatte der Präsident Don José Hilario Lopez die Jesuiten aus dem Lande getrieben, in welches sie durch Dekret vom 3. Mai 1842 hineingerufen waren. Man ließ die Seminare ohne Obern, die Schulen ohne Unterricht, das Volk ohne Lehre, die Gläubigen ohne geistliche Führung. Priester fanden sich, wie immer, welche die ungerechten Pläne der eingefleischten Feinde des Katholicismus befördern halfen. Solche jammervolle Priester, unsittliche, unwissende, wüste Menschen treiben sich in allen südamerikanischen Staaten umher. Der Erzbischof wurde unter nichtigen Vorwänden vor Gericht geführt, weil er die Geistlichen nicht zu bloßen Civilbeamten machen ließ. Man nahm dem Kultus seine Einnahmequellen und nöthigte die Priester zum Betteln. Die freie Presse in den vereinigten Staaten nahm für den Erzbischof Parthei. Doch Geistliche, die es mit den Regierungsmännern hielten, schrieben: Die Regierung ist kein bloßer Famulus von Rom, und der Papst ist nicht der allgemeine Weltherrscher, die Regierungen brauchen gar nicht an ihn zu gehen, Pius IX klatscht Verbrechern Beifall zu, die päpstlichen Entscheidungen sind nicht verpflichtend (el arzobispo de Bogotá ante la nacion, pag. 81). Die neu-granadische Presse verkündigte: Ungehorsam gegen die Bischöfe, Trennung von Rom, Nationalkirche, kurz das Schisma. Im Kongreß erlangte man

Verbannung, Gefängniß, ja den Tod für den Erzbiſchof. Einer erbot ſich ſelbſt in der Verſammlung und Sitzung dem Erzbiſchof den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen. Einen glühenden Patriotismus ſah man darin. Der Erzbiſchof und die Biſchöfe von Cartagena und Antioquia mußten heimlich das Land verlaſſen. Man ſetzte von Seiten der Regierung andere Individuen eigenmächtig als Biſchöfe ein, die Vikare der rechtmäßigen Biſchöfe erkannte man nicht an, aber der Klerus proteſtirte. Für die Vertheidigung der Rechte ſeiner Kirche ſtarb der edle Metropolitan in der Verbannung. Und gerade in Bogotá iſt der Katholicismus ſehr mächtig geweſen in allen Zeiten. Die Kathedrale daſelbſt ſoll neben der von Mejico, Lima und Puebla de los Angeles eine der gewaltigſten und glänzendſten ſein, welche alle Zeugniß von dem Wirken der Biſchöfe geben.

Wir wollen auf ein andres Land ſchauen. In Paraguay durfte noch unter dem vorigen Präſidenten Lopez, der Ende 1862 ſtarb, keine Funktion in der Kathedral-Kirche von Aſuncion vorgenommen werden ohne Erlaubniß deſſelben. Als die Glocken es ankündigten, daß der Grundſtein zu einer neuen Kathedrale in Aſuncion gelegt werden ſolle, ließ der Präſident unter Trommelſchlag folgendes Dekret ausrufen: „Da es nicht in der Ordnung iſt, daß irgend eine Autorität innerhalb oder außerhalb der Kirche mehr verehrt wird, als die höchſte im Lande, ſo befehle ich: Art. 1. daß die Biſchöfe weder eines Thronhimmels, noch des großen Meßgewands (der capa magna) ſich bedienen.“ Art. 2. „Man ſoll weder bei ihrem Eingang, noch bei ihrem Ausgang aus den Kirchen mit den Glocken läuten.“ Art. 3. „Man ſoll vor ihnen nicht die Knie beugen.“ Und der damalige Biſchof Don Fr. Baſilio Lopez, der auch erſt 1861 oder 1862 ſtarb, war ein Bruder des Präſidenten. In dieſem Lande ſind 83 Parochien, aber nur 72 Prieſter bedienen im Ganzen die Gläubigen, und dabei ſind einige Parochien ſo groß, daß 15000 Seelen zu ihnen gehören.

Genug die ſüdamerikaniſchen Staatsmänner ſuchen vielfach die Biſchöfe in den Augen des Volkes herabzuſetzen und ſich in die innern Angelegenheiten der Kirche in einer Weiſe einzu-

miſchen, wie ſie mit den katholiſchen Ideen nicht verträglich iſt. Gerecht gegen den Gegner ſein, zeugt von dem Vertrauen, das man zu ſeiner eignen Kirche hat. Deshalb müſſen Proteſtanten nicht in jedes Geſchrei gegen die katholiſchen Kirchen einſtimmen.

Es iſt in Südamerika manches unredliche Mittel angewendet worden, um die freie Aktion derſelben vielfach zu hemmen und ſie mit ihren eignen Principien in Widerſtreit zu bringen, in ihr architektoniſch ſich geſtaltendes Leben Verwirrung einzuführen und ſie in Nationalkirchen aufzulöſen. Wahrlich, wenn der Katholicismus in Südamerika leidet, dann triumphirt nicht das Evangelium, wenn man dort das Staatspatronat über die Kirche zu einer Schwächung des eigenthümlich katholiſchen Lebens anwendet, dann bereiten ſich nicht proteſtantiſche Lebensformen vor.

Das unredliche Mittel, welches ich beſonders meinte, iſt das ungebürliche Betonen und das elaſtiſche Ausweiten des Staatspatronats. Bekanntlich zeichneten ſich die alten ſpaniſchen Könige durch eine innige Anhänglichkeit an die Kirche und an den Hof von Rom aus. Und weil dieſe Anhänglichkeit ſo ſelten ein Hand in Hand gehen mit der Staatspolitik Roms zum Untergrunde hatte, ſo war ſie um ſo ehrwürdiger. Eine Pietät war es, wie die gleichzeitig hervortretende aber ſchwächere Pietät andrer Herrſcherfamilien für Rom. Da klang noch nach eine Sehnſuchtsſtimme nach dem alten Rom, dem glorreichen, dem Mittelpunkt der alten Welt, das wie verjüngt in der päpſtlichen Univerſalmonarchie erſtanden war. Dieſe Sehnſuchtsſtimme hatte durch die lateiniſchen Völker lange geklungen, deren Bildung und Sprache von Rom ausgegangen war, und ſie hatte ſich, wie alle romantiſchen Beziehungen, am innigſten unter den Edlen und dem Edelſten der Edlen dem Könige eine Herzensſtätte erhalten. Apoſtoliſch aus dem Nachklang des Antiken ſeit lange umgeformt und dem Grabe des heiligen Petrus ſeit Jahrhunderten zugewandt, lebt dieſe Sehnſucht noch heute fort. Sogar der Proteſtant kann ſie nicht ganz entbehren. Selbſt wenn zum größten Schmerz der Völker Kaſtiliens und Aragoniens (man ſehe darüber die Schilderungen im Buche Mignet's über Carl V) der König und der Papſt

im Kriege lagen, blieb der letztere das allseitig verehrte Kirchenhaupt. Wie brach man da beim Friedensschluß in lauten Jubel aus, wie ward man da nicht müde alle Glocken der Dörfer und Städte erklingen zu lassen. Nie hat ein ganzes Volk und der König an der Spitze des Volks den römischen Papst so geliebt, wie das spanische, und bis in die Gegenwart hinein pflanzt sich ja diese Pietät und ritterliche Anhänglichkeit Spaniens fort, welche einen so rührenden Gegensatz gegen das unwürdige Benehmen einer andern katholischen Nation macht, welche mit dem Papste fast spielt, ihn bald zum Schreckbild der Revolution machend, bald ihn selber durch die Revolution erschreckend.

Nun haben die römischen Päpste allmählig den Königen Spaniens rein als solchen, als katholischen Königen, in ihren indischen Kolonien und Reichen viele Rechte eingeräumt. Das Patronat des Königs (patronato real) war das Recht, welches der Chef des Staates hatte, Personen für die Bisthümer, für die sekulären und regulären Prälaturen, für die Würden und Präbenden in den Kathedralen und Kollegialkirchen und für alle kirchlichen Beneficien zu präsentiren. Auch haben die Könige in den innern Angelegenheiten der Kirche viel freie Hand gehabt, namentlich bei Vakanz der Bisthümer (sede vacante), und alles thaten sie mit heiliger Scheu vor den volksthümlichen Rechten der Kirche.

Das Patronat der Könige war ein wirklicher Schutz, der meistens der Kirche förderlich wurde, das Patronat der wechselnden südamerikanischen Regierungen war bisjetzt meistens ein Mittel um reiche Kirchengüter für Staatszwecke oder persönliche Zwecke einzuziehen und die Autorität der kirchlichen Häupter zu beengen und zu schwächen.

Als sich nun die Vicekönigreiche, Provinzen und Kolonien von dem Mutterlande losrissen und unter so vielen innern und äußern Widersprüchen den Versuch machten, selbstständige Staatsorganismen zu bilden, und solches auch ins Werk setzten, war es ganz natürlich, daß die aus dem Mutterlande stammenden Priester und Bischöfe und selbst die in den Kolonien geborenen Geistlichen mehr sich zu der königlichen Parthei hielten und für ein Zusammenbleiben mit dem Mutterlande sich aussprachen.

Ausnahmen bildeten allerdings auch hier viele Kleriker. So Hidalgo in Mejico, der mit 10 schlecht bewaffneten Männern daselbst die Revolution begann und bald um seine Fahne mit dem Bilde der Jungfrau von Guadalupe (virgen de Guadalupe) so viele Schaaren sah, welche: „es lebe die Religion, es lebe unsre allerheiligste Mutter von Guadalupe, es lebe Ferdinand VII, es sterbe das schlechte Regiment" ausriefen. Und Morelos ebenda war auch Priester und Chef der Revolution, der mit einem einzigen Neger von Charos aufbrach, um Acapulco eine der stärksten Festungen an der Küste einzunehmen, und bald 3000 Mann Soldaten um sich sah. Auch ein dritter Priester, der den heut bekannt gewordenen Namen Matamoros führte, spielte damals eine Rolle.

Später haben die spanischen Staatsmänner wirklich nichts gethan, um zur Wiedererlangung gesicherter Herrschaft dem religiösen Gefühl des mexikanischen Volkes Rechnung zu tragen. Im Gegentheil, eine verkehrte und kurzsichtige Politik, den Interessen des Augenblicks ergeben, that alles mögliche, um dieses Gefühl zu schwächen und die Omnipotenz des Staates willkürlich hervortreten zu lassen. Man denke an das Dekret der spanischen Kortes von 1820, welches die in Amerika entstandenen höchst verdienstvollen religiösen Institute der Väter de San Hipólito ó de la caridad, gestiftet in Mejico 1566, und der belemitas, gestiftet in Guetemala ohne Grund aufhob, Institute, welche die Kranken pflegten, Schulen leiteten, in den Pestzeiten unermüdlich waren. Hauptsächlich geschah es wohl wegen der kirchlichen Renten.

In Buenos Aires war einer der eifrigsten Anfänger der Revolution in den Maitagen 1810 der Dominikaner-Provinzial Fray Ignacio Grela.

Im Ganzen aber bildete sich in Folge der Haltung der Geistlichen nach der Revolution eine Abneigung gegen dieselben aus, nicht im Herzen des Volkes, wohl aber in der Meinung der leitenden Staatsmänner und der Schichten der Stadtbewohner, welche überall die öffentliche Meinung zu vertreten pflegen. Man wurde vorsichtig, ja äußerst mißtrauisch in allem, was die Verfassung der römischen Kirche anbetraf.

Nicht wollte man sich in die Dogmen einmischen. Das sieht

man auch heute noch als ein thörichtes Unternehmen in diesen Kreisen an. Das Dogma bekümmert eine Abart starker Geister nicht. Das läßt man ruhig bestehen. Ja je strenger katholisch äußerlich das Leben ist, desto besser, meint der aufgeklärte Don Pedro und der gebildete Don Enrique. Desto besser, je bunter die Pracht, welche bei Processionen und Festen zur Feier fröhlicher Stunden reizt, je eifriger der Beichtstuhl arbeitet und je heller die Kerzen auf blumengeschmückten Altären flammen, je häufiger die Glocken zu allen möglichen kirchlichen Zerstreuungen einladen und je duftender die Blumensträuße prangen, welche man der gnadenreichen Mutter in die das süße Jesuskind tragenden Arme legt, je häufiger auch die Tage wiederkehren, da man an den düster ausgeschlagenen Portalen der Kirchen liest: „hoy se sacan animas" heute zieht man Seelen aus dem Fegefeuer.

Oft machen es die Launen der Staatsmänner und ein augenblickliches Interesse, daß man mit dem Katholicismus verbindlich liebäugelt. Wehe dann dem, der äußerlich den Respekt gegen die bewährten und Ordnung stiftenden Mächte der Kirche vergißt! Gern betont man dann den Satz der Verfassung: la religion catolica apostolica romana es la religion del estado (die römische katholische apostolische Religion ist die Staatsreligion.) Wir selbst, sagen die Staatsmänner und ein großer Theil der vornehmen Leute, glauben ja doch nicht an diese kirchlichen Formen, unter denen das Volk eigentlich sich selbst, seine Ansichten, seine Ueberlieferungen und seine fromme Sitte ehrt. Die Volksgebräuche sind ehrwürdig und jede Religion, besonders die katholische, ist gut. Aber vorsichtig muß man den Verkehr der Geistlichen mit Rom überwachen, eifrig muß man die Souveränetät des Staates der Kirche gegenüber festhalten, kein Staat im Staate darf geduldet werden. Sie sprechen mit den Seeleuten, auf jedem Schiff muß ein Mast der höchste sein, oder denken dasselbe, was der Landmann von den zwei Hähnen denkt, die an einem Orte zusammen sich nicht vertragen.

Der Bischof oder der apostolische Vikar hat es im Allgemeinen in einem solchen Staat und bei solchen Meinungen schwer. Jedes selbstständige Regiment der Kirche erscheint zuweilen wie

ein Eingriff in die Souveränetätsrechte des Staates. Wenn z. B. mißliebige Prieſter von ihrem geiſtlichen Obern abgeſetzt werden, namentlich ſolche, die große Sympathien unter den regierenden Herren haben, etwa als Senatoren oder Deputirte ſich einen Namen machen, ſo bricht der Unwille los. Kein ſelbſtſtändiges Leben paßt in das Staatsſchema hinein, welches die Südamerikaner von Europa ſich abkopirt haben. Staatseinheit, Centraliſation, gleiche Geſetze, gleiche Steuern, gleiche Sitten ſind auch hier die Schlagwörter, in denen der moderne Geiſt ſich bewundert und das Gute übertreibt.

Alſo die Souveränetät des Staates war auf die Präſidenten derjenigen Republiken übergegangen, welche aus den zerbröckelten Vicekönigreichen ſich allmählig gebildet hatten. Die Patronatsrechte der ſpaniſchen Könige ſah man als auf die ſouveräne Nation übergegangen an, die ihrerſeits die höchſten Magiſtrate damit betraute. Nun verbreiteten ſich aber die Elemente einer religiöſen und moraliſchen Zerſetzung der Geſellſchaft mit großer Schnelligkeit. Wo man auch hinſchaut, überall kann man die Anfänge dieſes Proceſſes nachweiſen. Wir wollen z. B. Venezuela hervorheben. Hier giebt es die ſchon bedeutenderen Städte Caracas und Maracaibo, und hier beſonders wurden zu vielen willkürlichen und kirchenfeindlichen Dekreten die höchſten Machthaber angeregt. Leo XII trat in Venezuela ſehr entſchieden den ſ. g. ſpaniſch-amerikaniſchen Regaliſten entgegen. Eine Zeit lang, 1830, mußten auch aus dieſer Republik alle Biſchöfe fliehen. Der Erzbiſchof Mendez von Caracas hatte ohne Erfolg tapfer geſtritten und die Regierung beförderte Kraft ihres Patronatsrechts überall Perſonen zu den Kirchenämtern, die Leo XII nicht anerkannte.

Ich will mich aber auf die banda oriental beſchränken und ihre früheren Zuſtände vergegenwärtigen.

Zur Charakteriſirung der Zuſtände und der Hände, in denen häufig die Patronatsrechte ruhn, ſei es geſagt, wenn ein Präſident, Miniſter oder höherer Staatsbeamter ſeine Stellung nicht zu Bereicherungen benutzt, wozu ſich indirekt ſo viel Gelegenheit bietet, ja was ſelbſt direkt ſo oft geſchieht, ohne daß man bei den vielen Helfershelfern

und bei dem Zuſammenhang der Familien unter einander an eine Beſtrafung denken kann, ſo iſt er in den Augen ſehr vieler Leute wenig angeſehen. Vielfach bemitleidet nennt man ihn un pobre inocente (armer Unglücklicher), was ſo viel als Schwachkopf ſagen will. Man lacht über ihn. In Montevideo hat die im Ganzen ehrliche Verwaltung unter den Präſidenten Pereira von 1856 bis 1860 und Berro von 1860 bis jetzt viel zur Beſſerung dieſer Anſichten und zur moraliſchen Erziehung des Publikums beigetragen, obgleich auch unter der Verwaltung Pereira das Reichwerden eines gewiſſen Miniſters ſchwer zu erklären war.

Iſt jemand im Rauben ſehr geſchickt, verſteht er es gute Geſchäfte zu machen, ohne ſich an eine ſtrenge Ehrlichkeit zu binden, ja ſchlägt er ihr auch ins Geſicht, ſo nennt man ihn un hombre mui vivo, einen ſehr geſcheuten, unternehmenden, gewandten Mann. Die öffentliche Beiſtimmung giebt ihm dieſes ehrende Prädikat, und das hat ſeinen Grund in dem Umſtand, daß viele es wie er machen würden und nur bedauern nicht in der Lage zu ſein, es ihm gleichmachen zu können. Ich will hierüber einiges mittheilen.

Durch die häufig ſich wiederholenden Revolutionen, die in Montevideo bald der weißen, bald der rothen Parthei die Staatsverwaltung, namentlich das Zollhaus und die Einfuhrſteuern in die beweglichen Hände gab, wurden viele Landbeſitze konfiscirt, ſpäter ihren alten Beſitzern zurückgegeben, dann wieder genommen und andern gegeben und ſo ging es fort. Dazu kamen ſie durch Verkauf dann weiter in die zweite und dritte Hand. Ich ſpreche von alten Zeiten, denn die Verwaltung Pereira bezeichnet den Anfang einer beſſern Zeit für Uruguay. Um Mißverſtändniſſe zu vermeiden, ſei dies hervorgehoben. Hier hat man längſt begonnen alles gehörig zu vermeſſen, die Beſitztitel zu prüfen und rechtliche Entſcheidungen in zweifelhaften Fällen zu geben. Die Erhaltung des Friedens und die energiſche Unterdrückung der letzten großen Revolution im Anfange des Jahres 1858 haben auch die Wiederkehr von Verwirrungen in den Landbeſitzverhältniſſen mindeſtens bedeutend erſchwert. Ja jede neue Koloniſtenfamilie trägt dazu bei, die dauerhaften Grundlagen des

Friedens zu ſtärken. Je mehr der Landbeſitz in fremde Hände übergeht, — und das geſchieht allmählig, — deſto geringer wird die Möglichkeit nach Parteiwillkür über Beſitzverhältniſſe zu entſcheiden. Die auswärtigen Reklamationen ſchrecken wenigſtens die noch einigermaßen gewiſſenhaften Staatsmänner von gewagten Unternehmungen zurück, denn ſie bringen dem Lande neue Schulden und ziehen ihm Verwicklungen mit mächtigen Staaten zu, die jede Beeinträchtigung ihrer Nationalen zu ſtrafen wiſſen. Noch immer aber giebt es aus jenen alten Zeiten her Familien, welche über Beſitztitel für weite Länderſtrecken ſtreiten. Es ſind bisweilen drei bis vier Familien da, welche gleiche Anſprüche erheben. In den Zwiſchenzeiten, namentlich während der Bürgerkriege, haben ſich nun noch herumziehende arme Familien auf den unangebauten Ländereien niedergelaſſen. Manchesmal ſind es recht viele. Die haben zunächſt allerdings kein Recht auf Beſitz, aber da ſie thatſächlich auf dem Grund und Boden wohnen, den ſie ſich ausgeſucht haben, ſo kann man ſie nach den beſtehenden Geſetzen nicht vertreiben. Der Eſtanziero mag noch ſo ungehalten ſein, er kann dieſe ſogenannten Intruſos (Eindringlinge) aus ſeinen Grenzen nicht hinausweiſen. Sind nun dieſe Familien lange auf dem ohne Recht benutzten Lande und ſind Kinder und Großkinder in der Folgezeit in die Erbſchaft eingetreten, ſo gehen ſie weiter und beanſpruchen wirkliche Beſitzrechte und Beſitztitel, geſtützt auf Verjährung, thatſächlichen Beſitz, Verbeſſerung und Kultivirung des Landes. Sofort entſtehen, man kann wohl ſagen, blühende Proceſſe. Sofort arbeiten die nicht immer unbeſtechlichen Gerichte. Im Liegenlaſſen der Akten, im Verſchleppen derſelben beſitzt man eine große Geſchicklichkeit, ebenſo im Einreichen immer neuer Papiere und Proteſte, im Abfordern immer neuer Gutachten und Referate. Eine ganze Advokatenfamilie kann glänzend von einem ſolchen Proceſſe leben. Namentlich wenn ſchon zwei oder drei Generationen ſeit der Beſitznahme des Terrains gelebt haben und die Rechtsfrage alſo eine verwickelte iſt, oder wenn ſolche Familien ſich ſtreiten, die an ſich ſchon ſehr reich ſind und ihre Anſprüche bequem durch klingendes Gold unterſtützen können. Des Abends

sieht man die ballmäßig geschmückten Advokaten-Töchter in den Palkos der Theater. Ihren anmuthig schwankenden Fächern, den rauschenden Roben, den reichen Koiffüren, den Brillanten und den süßlächelnden Vätern, die bald ihr Opernglas vor das kluge Auge setzen, bald verbindlich mit einer Visite lispeln, auch den im Hintergrunde der Theaterloge sitzenden, reich geputzten, alle unverheiratheten Männer für ihre Töchter musternden Müttern sieht man es nicht an, daß all ihr Geld und Vermögensstand auf solch einem Proceß sich aufgebaut hat. Prosaisch sagt dann ein ehrlicher Deutscher dem andern, wenn er solch' eine Persönlichkeit sieht, — oft ist es eine sogenannte Entidád, d. h. ein Mann von Wichtigkeit —: „Der hat sich schon ein schönes Vermögen zusammengestohlen." Jahre vergehen über einem Proceß dieser Art. Verschiedene Familien besolden Advokaten und reichen eine Schrift nach der andern den Tribunalen ein. Ist der Minister ein hombre muivivo und kein pobre inocente, so kauft er die Ansprüche einer der streitenden Familien auf und verständigt sich mit den übrigen Prätendenten. Dann giebt es Mittel, daß die Tribunale ein Ende machen müssen. Auch Tribunalspräsidenten können solche Ansprüche aufkaufen, und andere bedeutende Männer verschmähen diese Quelle des Reichthums auch nicht.

Ein Minister, der, wie die Leute sagten, auf zerrissenen Schuhen zu gehen gewohnt gewesen war, hatte früher ein kleines banquerottes Geschäft als Schiffshändler gehabt. Das sind Geschäfte, wo man oft gegen hundert Procent Gewinn Tauwerk, Kartoffeln, Eisensachen und ähnliche schöne Dinge an die Handels- und Kriegsschiffe verkauft. Als später ein Minister gesucht wurde, wählte der Präsident ihn. In Republiken ist alles möglich, und in diesen Möglichkeiten liegt etwas Beruhigendes für Alle, welche Lust und Liebe zu großen Thaten haben, desgleichen für alle diejenigen, welche kein Geld haben. Es war ihm nun Gelegenheit gegeben, den Gentleman wie er sein soll zu spielen. Bald wiegte er sich auf den gepolsterten Sitzen des schönsten Wagens der Hauptstadt und entfaltete in seinem Hause einen sogenannten orientalischen Luxus. Nichts hatte er besessen, der Staat producirte ihm aus Nichts etwas. Bei ihm hätte die

Manchesterschule, Girardin und Proudhon nicht allein etwas lernen, sondern auch ein gutes Souper einnehmen können. Leider hatte er das Unglück, einen großen Theil seines Vermögens in Schuldforderungen an den Staat anzulegen. Diese Papiere nannte man Bonos. Von ihnen waren zahlreiche seit Jahren verfälscht, ohne daß man den Betrug, der in die Millionen ging, ahnte. Eine Gesellschaft, die in Madrid und Paris ihre Agenten hatte, und theilweise aus sehr angesehenen Männern bestand, hatte seit Jahren sehr geschickt und gut im Verfälschen der Bonos gearbeitet. Selbst die ehrwürdigen Hallen der Logen sollen einigen dieser Herren geöffnet gewesen sein. Wenigstens begleiteten die Freimaurer mit ihrer Theilnahme die nach Entdeckung des Betrugs aus einem sehr luxuriösen Leben im Kreise der geachteten Hauptstadtfamilien in gänzliche Armuth gesunkenen Familien der Schuldigen. Eine Zufälligkeit ließ den Betrug entdecken. Es sah sich ein Beamteter auf der Handelsbank veranlaßt, die deponirten Packete der Bonos zu öffnen. Sie hatten übrigens kaum ein Procent Werth, doch hoffte man auf Steigerung desselben. Man schloß bestimmte große Summen dieser Bonos in Packete und zählte nur diese Packete ab. Einer der Haupttheilnehmer des Betruges kam etwas später mit dem englischen Dampfschiff aus Madrid an und war sehr verwundert, als man ihn beim Landen verhaftete. Landhäuser, Möbel, Werthpapiere, alles wurde den Falschmünzern weggenommen. Sehr viele Besitzer von Bonos fanden unter den ihrigen verfälschte. Auch jener Minister befand sich in der Lage. So verschwand ihm ein Theil der orientalischen Pracht. Dem Staat gegenüber war er ganz rechtlich verfahren. Seine den Kammern vorgelegten Papiere und Rechnungen befanden sich in höchster Ordnung, als er nach einiger Zeit aufhörte, Minister zu sein. Es giebt aber viele andere Wege, um in officiellen Stellen Besitz zu erwerben.

Hat z. B. Jemand Ansprüche an den Staat, Forderungen für geleistete Dienste, für Lieferungen an die Heere in Kriegs- und Revolutionszeiten, für persönliche Dienstleistungen zur Vertheidigung des Vaterlandes oder zur Aufrechthaltung der ver-

fassungsmäßig gegründeten Autoritäten gegen irgend einen unzufriedenen General oder gegen Jemand, der aus dem Revolutionsmachen ein Handwerk macht, so können diese Ansprüche für ein Geringes vortheilhaft von den Machthabern aufgekauft werden. Viele Familien sind überhaupt gewohnt vom Staat zu leben, wenn das nicht geht, so intriguiren sie. Von der Familie M. in Montevideo heißt es, die hat dem Staat gehöriges Geld gekostet. Das Geld gab man gewöhnlich in Paris aus.

Einer der unfähigsten Generäle, welche in der Banda oriental sich mit Politik befaßten oder vielmehr von ehrgeizigen Familien der rothen Partei vorgeschoben wurden, war Flores. Seine kurze Präsidentschaft in den Zwischenzeiten zwischen dem Ende des 9jährigen Krieges und dem Anfang geordneter Zustände seit dem 1. März 1856, zu welcher er auf unregelmäßige Weise gekommen war und von welcher er durch eine Revolution seiner eigenen Partei abgesetzt wurde, hätte ihn belehren können, daß sein Platz hinter Ochsenheerden und nicht im Regierungsgebäude sei. Aber er wollte jene Zeiten erneuern, die mit dem 16. Februar 1843 begannen, als Don Manuel Oribe mit 14,000 Soldaten Nachmittags 2½ Uhr vor Montevideo rückte, um 8 Jahre und 7 Monate lang Handel und Freiheit der Stadt zu lähmen. Nichts ist nun leichter als ein Heer zu werben. Gesindel treibt sich in allen La Plata-Staaten umher, es finden sich auch Offiziere, die ein bewegtes Leben der zweideutigsten Art hinter sich haben. Allgemeines Glück, Freiheit, Ruhm, Civilisation, womöglich Regen und Sonnenschein wird in prahlerischen Manifesten vom Haupt der Revolution versprochen, und raubend fällt die Bande ins Land. So machte es auch Flores, als seine Freunde, die Rothen, ihn aus der Stadt getrieben hatten. Den Handel beängstigend näherte er sich der Stadt. Eben hatten sich die Geschäfte etwas erholt und eine unerwünschte Stockung aller Beziehungen stand zu befürchten.

Namentlich die Importhäuser leiden bei solchen Unruhen. Sie haben ihren Sitz in Montevideo, aber ihren größten Absatz nach dem Lande hin. Die sogenannten Almacenero's, Besitzer von Materialwaaren-, Eisengeschäften und Aehnlichem, die man

in größere und kleinere eintheilt (almaceneros en mayór und en menór), die sogenannten Tenderos, die mit Zeugen, Kleidern, Bändern und Modesachen handeln, sind im ganzen Land, auf den Estanzias, in den Städtchen verbreitet, und sie entnehmen ihre Waaren meistens auf Kredit aus einem bekannten Importhaus der Hauptstadt. Wenn sie in die Stadt kommen, so bezahlen sie ihr altes Konto und entnehmen neue Artikel. So stehen sie in beständiger Verrechnung, und viel Vertrauen muß auch unbekannteren Tenderos und Almaceneros geschenkt werden, wenn ein Haus gute Geschäfte machen will. Eine Revolution oder überhaupt auch nur Unruhen im Lande, wie sie Flores vorhatte, hindern diese kleinen Kaufleute, die oft bedeutende Kapitalien besitzen und viel Umsatz mit ihren Waaren haben, in die Stadt zu kommen, ihre Schulden zu bezahlen, Neues einzukaufen und den Transport desselben persönlich zu leiten. Geldsendungen oder Waarentransporte ohne persönliche Beaufsichtigung sind nemlich etwas Gewagtes. In solchen unruhigen Zeiten ist es auch, abgesehen von dem Kommen der Käufer oder ihrem Nichtkommen, oft unmöglich, Waaren ins Land zu senden, weil keine Ochsen und keine Karren in der Stadt sind, oder weil die Besitzer von Ochsenkarren enorme Preise für einen Transport verlangen. Selbst die Dampfschiffe, welche die Flüsse hinauffahren und in gewöhnlichen Zeiten Güter mitnehmen, sind behindert, solches zu thun, denn man kauft sie von Seiten der Regierung auf, um sie als Kriegsfahrzeuge zu armiren. Nun bekommt ein Importhaus beständig neue Waaren aus Europa. In solchem Fall häufen sich die unverkauften und neu angekommenen Waarenmassen an. Die alten Artikel kann man nicht los werden, und gerade solche neue kommen an, nach denen augenblicklich keine Nachfrage ist. Waffen könnte man gut verkaufen, nach ihnen ist Nachfrage, aber die Schiffe, die sie bringen, langen erst nach einigen Monaten an, wenn vielleicht längst wieder Friede ist. Kein Käufer kommt vom Lande an. In der Hauptstadt selbst ist aber auch kein Geld, darum kaufen die Tenderos und Almaceneros, die in der Hauptstadt selbst sich befinden, auch nichts ein und bezahlen natürlich ebenso wenig. In die Haupt-

ſtadt kann kein Geld hineinkommen, wenn das Hinterland unruhig iſt. Die Saladeros arbeiten nicht, die reichen Familien bekommen keine Revenüen aus ihrem Landbeſitz, alles ſtockt. Spazieren gehen die Commis oder ſie rauchen unbeſchäftigt auf den Comptoirs ihre Papiercigarren. Auf dem Lande verkaufen die kleinen Kaufleute nun auch nichts. Jeder hält ſich zu Hauſe, um ſein Vieh und ſeine Pferde zu bewahren. Die Inſurgenten ſtehlen gern Pferde und Rinder, oder die Generäle reclamiren dieſelben gegen zweifelhafte Scheine auf ſpätere Bezahlung, wenn die Partei ans Ruder kommen wird, welche die Revolution macht. Die Exporthäuſer haben es vielleicht etwas beſſer, weil viele Leute an ſie Ausfuhrartikel verkaufen, aus Angſt, die unruhigen Zeiten könnten länger andauern und die Preiſe noch tiefer herabdrücken. Im Allgemeinen aber leiden Handel und Wandel.

Als nun Flores die Abſicht hatte, die Verbindung zwiſchen Hauptſtadt und Land zu unterbrechen, entſprang dem Kopfe eines Jüngers Mercurs die geharniſchte Idee, unter der ausländiſchen Kaufmannsſchaft eine Geldſammlung zu veranſtalten, um den Abzug des Flores und ſeiner Soldaten zu erkaufen. Engliſche deutſche, franzöſiſche, nordamerikaniſche, ſpaniſche, braſilianiſche, italieniſche Häuſer waren bereit in kosmopolitiſcher Einheit ſich zu verſtändigen, und ſie legten eine reſpektable Summe zuſammen für Don Venancio Flores. Der General-Ehrenmann hatte nemlich geäußert, er möchte wohl gern abziehen, aber er wüßte nicht, wie er ſeine Soldaten bezahlen würde. Unter dieſem Titel, zur Bezahlung und zum Reiſegeld für ſeine zu entlaſſenden Soldaten, wurde ihm auch die Geldſumme von einer Deputation von Kaufleuten überreicht, die ſich in ſein Hauptquartier begeben hatten. Der edle General war ſo freundlich, auf die glückliche Idee einzugehen und zu ſagen: „Sie kommen zu rechter Zeit, mein Herz und meine Börſe iſt offen.“ Er wollte das Land nicht weiter mit ſeinen tiefſinnigen ſtaatsmänniſchen Ideen beglücken, er entſagte großmüthig den Träumen ſeines patriotiſchen Herzens und den edlen Intentionen, welche ſeine Bruſt mit dem Enthuſiasmus erfüllten, im Dienſte der Freiheitsidee das blutige Schwert zu ziehen, und er nahm das Geld an.

Nun kamen die ehrlichen Käufer aus den Städtchen, vom flachen Lande und von weit her, und besahen sich die neu angekommenen Muster und bezahlten alte Rechnungen und machten viele Bestellungen. Waren vier, fünf Muster neuer Stickſachen angekommen, so sagte man den Kaufleuten vom Lande, sie seien zu hunderten da, und sie kauften von jedem, von Altem und Neuem, sehr viel. Lagen zwanzig Muster Seidenwaaren da, welche im vorigen Jahre schon die bewundernde Stadtmodistin entzückt hatten, so gab man sie als eben angekommene Neuigkeiten aus. Nordamerikanische Pflüge und französische Weine, Wallnüsse und Spielzeug, Zeitungspapier und Nähnadeln, Alles verkaufte sich gut en gros und im Kleinen. So war die an Flores geschenkte Summe bald wieder verdient. Kamen endlich die bestellten Waffen von Europa an, so kaufte sie der dankbare Kriegsminister für den Staat, und auch viel Tuch zu neuen Montirungen nahm er den Rettern des Staates ab. Allerdings verkaufte man bis in die neueste Zeit nie der Regierung auf Kredit, nur gegen baare Bezahlung erhielt sie etwas. Der Staat hatte einen geringeren Kredit, als jeder Privatmann.

Wir sprachen schon von den Reklamationen an den Staat für geleistete Dienste. Jemand hat 100,000 spanische Thaler zu fordern. Die Größe der Summe muß nicht befremden, es giebt noch höhere Forderungen. Herr B. berechnete für die an das argentinische Heer gelieferten ganz einfachen blauen Tuchkappen das Stück zu 8 Pesos (10 Thalern). Herr M., ein aus Spanien gebürtiger englischer Unterthan, reklamirte eine bedeutende Summe für die Angst, die er einmal im Bürgerkrieg gehabt haben wollte. Ein andrer Herr M. reklamirte Hunderttausende für ein nicht ausgeführtes Bankprivilegium, das ihm so viel Geld hätte einbringen können. Jener Reklamant mit den 100,000 Thalern kommt nun zum Minister und erzählt ihm sein Ach und Weh. Seit dreißig Jahren wartet seine Famile, Kinder und Großkinder, auf die Auszahlung der ihm zugesprochenen Forderung, aber so viele fordern, daß die Regierung nur wenige mit Auszahlungen begünstigen konnte. Einige begünstigte sie vielleicht mit Auszahlung einer geringen Quote zur Beruhigung und

einstweiligen Genügsamkeit. Wahrscheinlich hat unser Reklamant oder sein Vater vor 30 Jahren statt 10,000 Ochsen nur 2000 geliefert, statt 400 Pferden nur 80 oder wohl gar nur 20 in das Heer eingeführt. Vielleicht sind diese 400 Pferde nur auf dem Papier in den Krieg gerückt. Die Kriegstiger (los tigres de la guerra), wie man gern die schwarzen und gelben Soldaten nennt, mußten zu Pferde erscheinen, aber die hatten sie sich schon von selbst geraubt. Vielleicht haben die Soldaten dem Reklamanten eine Hütte, einen Rancho abgebrannt, und ein befreundeter General hat ein schönes Haus aus Augenschwäche abbrennen sehen und den Brand bescheinigt. Was soll nun der Minister dem Reklamanten sagen? Viele Beamte hat der Staat und alle wollen leben, wo soll man das Geld hernehmen, um all' die Landeskinder (los hijos del pais) zu ernähren, die nicht gern arbeiten, ja die es für eine Schande ansehen, als fleißige Tischler, Riemer, Schneider, Kohlenträger oder Maschinenbauer sich emporzuarbeiten. Sie halten es für eine Beleidigung, wenn man ihnen solches zumuthet. Viele Damen bitten um Anstellungen für ihre Söhne, Neffen, Großkinder und Pathenkinder, sei es auf dem Zollhaus, beim Stempelfiskal, auf der Post oder auf den Gerichten und so fort. Für alle muß der Staat sorgen durch Aemter, durch Gehälter. Nach Titel jagen sie nicht, wie die Leute in Europa. Es geht ihnen etwas an der Vielseitigkeit ihrer Bildung ab.

Viele junge Männer lassen ihre Väter und Großväter im Grabe nicht ruhen. Um des Namens oder des Ruhms ihrer Väter willen, muß etwas für sie geschehen. Sie kämpften so tapfer in der Schlacht bei Monte-Cazeros am 3. Februar 1852, als das große Heer des Tyrannen D. Juan M. Rosas von Don Justo José de Urquiza, Gouverneur und General-Kapitain der Provinz Entre-Rios geschlagen wurde und auch eine orientalische Division unter dem Befehl des damaligen orientalischen Obersten Don César Diaz dem Siegerheer angehörte. Oder sie stritten wie die Löwen in der Schlacht bei Ituzaingó am 20. Februar 1827, als der General Alvear an der Spitze der Orientalen die Brasilianer schlug. Oder sie gehörten mit zu den Patrioten,

welche ſchon 1811 am 28. Februar die Stadt Mercedes einnahmen und hier zum erſten Mal auf orientaliſchem Gebiet den Ruf: „Freiheit von Spanien“ ertönen ließen, wie Don Pedro Viera und D. Venancio Benavides. Sollten die Kinder derjenigen verlaſſen werden, welche zum erſten Mal die Fahne des Landes, die blau-weiße mit der Sonne, ſiegreich außerhalb der Republik entfalteten und auf den Feldern von Caceros ſchwenkten? Namentlich wenn die Braſilianer geſchlagen wurden, war ja groß, außer den Verdienſten im Allgemeinen, auch die Tapferkeit der Orientalen geweſen. So am 24. September 1825, als der General Don Fructuoſo Rivera die braſilianiſchen Truppen ſchlug. Ging es gegen die Argentiner, ſo war der Haß nicht ſo groß, aber groß war auch die Tapferkeit, wie damals, als am 20. Dezember 1839 in den Feldern von Cagancha der Präſident der orientaliſchen Republik 6000 Mann ſchlug, welche der argentiniſche General Don Pascual Echague befehligte. So giebt es Familien, welche als hiſtoriſch namhafte dieſes jungen Landes Anſprüche auf die Dankbarkeit des Staats erheben, ohne daß ſie deshalb die andern Familien verachten. Auch hierin geht ihnen etwas von der Vielſeitigkeit der europäiſchen Bildung ab, die mit dem eignen Ruhm ein vornehmes Herabſehen auf Andre zu verbinden pflegt. Man hört häufig ohne Neid ſagen: es una familia mui honrada, una de las primeras familias del pais, d. h. es iſt eine ſehr ehrenwerthe Familie, eine der erſten Familien des Landes. Viele europäiſche Handelshäuſer arbeiten eigentlich mit dazu, daß alle dieſe Familien leben können.

Das alles weiß der Miniſter. Er giebt dem Reklamanten einen maté zu trinken (ſiehe darüber Martin de Mouſſy Description géographique et statistique de la confédération argentine Tom. I. Paris 1860, chapitre II. végétaux cultivés, soit indigènes soit importés. Der Abſchnitt hat die Ueberſchrift yerbamaté. Le Maté (Ilex Paraguayensis) S. 428—434). Er ſpricht mit ihm über Wetter, Pferde, Ochſen und Saladeros, über Kriegsgefahr, über Hahnenkämpfe, über Stiergefechte, über die italieniſche Oper, über Famlienverwandtſchaften, über geahnte Verlobungen einer und der andren Dame, die man auf der Promenade, in der Oper, in der Kirche ſieht — zu allen dreien

gehen dieſe Damen ſo ziemlich mit denſelben Gedanken. Auch geht das vertraulich werdende Geſpräch über auf mit Gewinn herausgekommene Lotterienummern und dergleichen. Und es ſagt nach Allem darauf der menſchliche Miniſter mit tiefer Rührung: Sehen Sie, lieber Freund, 30 Jahre führen Sie ihren Proceß gegen den Staat, immer weiſt man Sie ab oder hält Sie mit Entſchuldigungen hin, ich will Ihnen etwas mittheilen, es wird Ihnen noch andre 30 Jahre eben ſo gehen. Der Staat hat vorläufig noch kein Geld, das Vaterland leidet unter dem Druck der engliſchen und franzöſiſchen Reklamationen, denen müſſen wir gerecht werden, ſonſt bringen uns die Kanonen ſolches in unangenehme Erinnerung. Wir ſparen an allen Ecken und Enden, unſer tapferes Kriegsheer hat keine neuen Uniformen, kaum wagen wir es Paraden zu halten und ſehnen uns doch ſo nach dem Parademarſch und nach den Kirchenparaden. Kaum kann der Tambour-Mayor zum nächſten Kirchenfeſt in eine neue Bärenmütze geſteckt werden. Wir haben nemlich eine machen laſſen, die größer iſt als der Menſch ſelber. Alle Wittwen empfangen nur — es iſt ſeit vielen Jahren eine altbewährte gute Sitte — den vierten Theil der geſetzlich ihnen zuſtehenden Penſion. Wir haben allerdings ein neues, prächtiges Theater bauen laſſen und das Gouvernement erſchien in höchſter Galla bei der Einweihung, wir haben viele Tauſende für Erleuchtung der öffentlichen Gebäude und für Feuerwerk an den Oktoberfeſten ausgegeben, aber noch geſtern fiel, einige tauſend Schritt von den Hauptſtraßen der Stadt entfernt wegen der ſchlechten Wege eine Kutſche um, und die Omnibus können den angeſchwollenen Fluß bei las Piedras wenige Stunden von der Hauptſtadt entfernt nicht durchfahren. Brücke und Fähre giebt's ja nicht. Ja noch geſtern ſchrieb mir der Regierungschef von S. J., daß die für tauſend ſpaniſche Thaler gebaute Steinbrücke am Fluß gleichen Namens (es war allerdings nur ein elend zuſammengeworfener Steinhaufe) von dem kleinen Gewäſſer fortgeriſſen ſei, genug wir haben kein Geld und die Anſprüche ſteigern ſich. Auch die Departementskaſſen ſenden ſehr wenig ein, es iſt merkwürdig, daß man von Colonia aus ſo wenig Wolle exportirt, denn nach den dort er-

hobenen Ausführsteuern zu urtheilen, müssen die Schafe in diesem Jahre daselbst sehr wenig Wolle gehabt haben, ja ein großer Theil muß seit der letzten Schur nackt geblieben sein. Der Herr Präsident ist allerdings sehr sparsam, er hat ein Landhaus, wir Minister müssen uns solche erst erwerben, er hat Estanzias, wir müssen noch in der Hoffnung leben. Doch um auf Ihre Forderung an den Staat zurückzukommen, so sehen Sie, daß dieselbe sich augenblicklich nicht realisiren läßt, daß sie überhaupt nicht zeitgemäß ist, und Geduld haben Sie ja dreißig Jahre lang gehabt.

Gewöhnlich sind die Orientalen nicht auf den Kopf gefallen, sie kennen ihre Leute, sie verstehen sich unter einander, sie haben eine langjährige Praxis in allen solchen Geschäften und Rechtsfragen hinter sich. Auch unserm Reklamanten geht ein Licht auf. Hat ein General aus Augenschwäche einen abgebrannten Rancho für ein stattliches Wohnhaus angesehen und bei 800 empfangenen Pferden 4000 entgegengenommen, und um die Gesundheit seiner Soldaten zu schonen nur den fünften Theil der bezahlten Ochsen liefern lassen, so wird man auch mit einem Minister fertig werden. Mit diesen Männern umzugehen ist wahrlich keine zu große Last. Anständig brauchen sie nur im Publikum zu sein. Vom Zartgefühl wie von allen bürgerlichen Tugenden steht nur in den Leitartikeln der Zeitungen allerhand übertriebenes Zeug geschrieben. Als ein der Zurückhaltung Unfähiger schlägt der seit 30 Jahren reklamirende Mann dem Minister ein Geschäft vor. „Geben Sie mir 30,000 Thaler, spricht er, und ich cedire Ihnen meine wohl begründete Forderung an den Staat. Ihnen als Minister wird es leicht sein, die auf Sie übergegangene Forderung durch Auszahlungsbefehle an die Staatskassen zu realisiren.“ Der Minister versteht recht gut die geeigneten Worte zu finden, wenn er den Aufkauf einer so unsichern Sache ein Lotteriespiel nennt, obgleich er sowohl wie sein Besucher vollständig davon überzeugt ist, daß in der allerkürzesten Frist eine Auszahlung der vollen Summe aus den Staatskassen an den im Besitz der Forderung nunmehr befindlichen Minister erfolgen wird.

Man kann es kaum glauben, wie sehr diese Leute mit Höflichkeiten und mit langen Reden sich gegenseitig belügen, wenngleich jeder den andern vollständig durchschaut. Dieses sittliche Gebrechen fällt den Ausländern so in die Augen, daß viele blind für die guten Eigenschaften der im spanischen Amerika lebenden Leute werden und ihren Charakter im Ganzen verdammen. Rechtsgefühl geht ihnen allerdings ab. Das liegt an der fehlenden sittlichen Erziehung und Würde. Diese kann nicht stattfinden bei der mangelhaften Gestalt der Nationalkirche und bei der mit dadurch und mit durch andere Ursachen bedingten Hemmung ihrer vollen Wirksamkeit. Demnach bereichern sich Minister und höhere Staatsbeamte nicht direkt. Ihre Rechnungen, ihre Kassen, ihre Ausweisungen, ihre Anschläge, Berichte über Einnahmen und Ausgaben können sich durch die klarste Korrektheit auszeichnen, und doch ist es eine Reihenfolge unsauberer Geschäfte, durch welche sie sich zum Besitz und Reichthum emporarbeiten. Jener Minister, der an einem Tage 70,000 Thaler verdient, ist von mir nur eingeführt, um ähnliche Vorgänge zu schildern, wie sie im größern und im kleinern Maßstab fast alle Tage vorkommen und Unredlichkeit wie auch sittliche Würdelosigkeit im Volksleben trotz der Gegenwirkung ehrlicher Präsidenten in trauriger Weise ausbreiten. An diesen Unredlichkeiten haben zahlreiche Beamte Antheil, ohne daß sie direkt den Staat betrügen.

Namentlich die auswärtigen Kaufleute können sich eines Gefühls tiefer Verachtung nicht erwehren, wenn sie von ihren Beziehungen zum Staat, zum Zollhaus, zu Lieferungen an den Staat, zu den Beamten, welche die Patente für kaufmännische und sonstige Geschäfte ausfertigen und zu den Privatleuten reden, welche Landeskinder sind und ihnen verkaufen oder von ihnen kaufen. Sie haben alle so vielfache Erfahrungen von Schlauheit, Rechtslosigkeit, Schutzlosigkeit, Betrug und Umtriebe der Advokaten gemacht, daß sie mit der allergrößten Vorsicht sich benehmen müssen und doch häufig in große Verluste hineingerathen.

Es ist sehr leicht, sich Kredit am La Plata zu verschaffen.

Jemand, der gar kein Kapital hat, kauft auf Kredit von allen Seiten Waaren und etablirt sich als Almacenero oder Tendero, lebt dabei etliche Jahre herrlich und in Freuden. Eines schönen Morgens ist er weg. Die in seinem Geschäftslokal befindlichen Waaren, die noch einigen Werth repräsentiren und vielleicht 50 Procent seiner Verpflichtungen decken würden, sind theilweise schon verkauft, und die Importhäuser, die ihm Waaren auf Kredit geliefert haben, verlieren bedeutend. Oft verlieren durch den Fortgang oder vielmehr durch den Durchgang eines solchen Almacenero's und Tendero's auch solche kaufmännische Häuser, deren Chefs durch Behutsamkeit und Menschenkenntniß sich auszeichnen. Es kam in Montevideo vor, daß solch ein Tendero bedeutende Einkäufe an Tapeten, Seidenzeugen oder Teppichen bei einem Importhaus machte, die er sofort an einen Dritten für einen niederen Preis verkaufte. Das baare Geld behielt er in Händen, dem Importhaus blieb er schuldig. Wenn er es so mit mehreren Häusern gemacht und die an einen Dritten heimlich verkauften Waaren eine Zeitlang scheinbar als noch in seinem Besitz befindlich im Laden gelassen hatte, so war er eines schönen Tages plötzlich nach Rosario oder Brasilien abgereist, um dort mit dem durch Betrug erworbenen baaren Gelde an seinem Glück weiter zu arbeiten. Die aus feinerm Gewebe gesponnene schöne Dame, die an seiner Seite das rechtliche Leben ihm verschönert, weiß, wenn die bestürzten Kommis aus den großen Häusern in das verwaiste Geschäft zornig hineinfallen, nichts von den Beziehungen ihres Mannes, reist ihm aber bald in seine neue Heimath mit aller Ruhe nach. Ohne daß sie oder ihre Familie einen Augenblick des Schmerzes oder der Beschämung gehabt hätten, findet sie bald dort am Rosario oder selbst schon in Buenos-Aires den Vielgeliebten wieder. Viele solche edle aus Buenos Aires abgereiste Männer leben in Montevideo, und andere aus denselben Gründen aus Montevideo abgefahrene in Buenos Aires. Reist nun ein Chef eines großen Handelshauses aus Montevideo nach Buenos Aires, so geschieht es wohl, daß er einem solchen Mann daselbst auf der Straße begegnet. Der hat ihn um Tausende betrogen, er muß sich aber noch ganz höflich

von ihm grüßen lassen. Es ist ja Buenos Aires ein fremder Staat. In Montevideo ging wohl jedes Jahr eine Anzahl Tendero's durch. Dann fragte ein deutscher Kaufmann den andern in dem eigenthümlich dort ausgebildeten Geschäftsdialekt: „Mit wieviel sitzen Sie darin?" Dann hieß es mit tausend Thalern, mit fünfhundert oder mit einer andern Summe. Oder es heißt: „Der Mensch wollte noch vorgestern für acht hundert Thaler Waaren kaufen, aber ich verkaufte ihm nichts." Man verkauft nemlich meistens auf Kredit mit Bezahlung nach frühestens drei Monaten.

Sonnabend ist der allgemeine Zahltag. An diesem Tage durcheilen leichtgeschiefelte Kommis mit fürchterlichen Brieftaschen in den Röcken oder mit geldschweren Beuteln in den Händen die ganze Stadt. Jeder läßt einkouvriren, wie man dort sagt (vom spanischen Wort (cobrar, einkassiren). Der Schuhmacher, der Schneider, der Tischler und andere Handwerker gehen jeden Sonnabend einkouvriren. Gewöhnlich bekommen sie nur einen geringen Theil ihrer Ausstände ein, vielfach vertröstet man sie auf später mit den Worten: „Nächsten Sonnabend!" Kommt Jemand am Mittwoch oder am Donnerstag mit einer Rechnung, so sagt man ihm verwundert: Es ist ja heute nicht Sonnabend! Auch die Kaufleute schicken so umher. Bei vielen Tendero's und Almacenero's heißt es dann, wenn der Kommis mit fragendem Blick hineintritt: „el patron no esta en casa" (der Herr ist nicht zu Hause). Viele solche Herren sind nie Sonnabends zu Hause. Auch vornehme Herren, selbst konsularische Größen, vermeiden es, Sonnabends im eignen Hause zu weilen. Oft gleicht der einkouvrirende Kommis dem Schlachtroß, von dem man sagt: es riecht den Streit von ferne. Er weiß ganz gut, daß der Patron bestimmt zu Hause ist und läßt sich nicht abweisen. Dann heißt es: „el señor almuerze (der Herr frühstückt) con su familia (mit seiner Familie) venga U. despues!" (kommen Sie später!) Aber wiederholt er seinen Besuch nach einiger Zeit, dann ist der Herr wirklich eilig ausgegangen. An den Sonnabenden zwischen 9 Uhr Vormittags und 4 Uhr Nachmittags bewegen sich im buntesten Gemisch alle Geschäftsleute durch die Straßen, um

ihre Gelder zu empfangen. Man ſpricht davon einen guten oder ſchlechten Sonnabend gehabt zu haben. Namentlich iſt die calle Missiones (Miſſionsſtraße) ſehr voll Leben. Hier ſind die meiſten Maklergeſchäfte etablirt, Schiffsmakler, Geldmakler, Wollmakler, Banken und Hotels wechſeln mit einander ab. Der ſchüchterne Anfänger notirt ſich den Cours, und der reich und mächtig gewordene Häute-Baron ertheilt Audienzen. Der unbeſchäftigte Schiffsmakler betrachtet die Straßenecke und der vielgeplagte Vertreter eines großen Hauſes bricht ſich Anſprachen abwehrend durch bekomplimentirende Herrn eine Bahn. Oft hat er aber doch noch Zeit, einige Neuigkeiten anzuhören. „Ich bitte Sie", iſt ſein Lieblingsausdruck, wenn er Verwunderung empfindet. Der höfliche Franzoſe zieht tief den Hut, und der grobe Engländer ſtößt mit dem Ellenbogen. Der ſpaniſche Schiffskapitän geſtikulirt lebhaft und der Hamburgiſche wechſelt mit dem Bremer ſein Plattdeutſch.

Drittes Kapitel.

Die Erschütterung der religiösen Gesinnung. Rivadavia. Die Indifferenten. Das Edikt Carl's des Dritten. Die Universitäten. Die Unwissenheit und Unsittlichkeit der Priester. Die Stadt Colonia del Sacramento und die Kriege Portugals und Spaniens. Ein spanischer Priester, ein eleganter Staatsminister und die Philosophie. Die zahlreiche italienische Bevölkerung in der Stadt.

Nach der voraufgegangenen Schilderung der Staatsmänner und der Geschäftsleute wird man die Tüchtigkeit des souveränen Volkes zu beurtheilen wissen, in dem sich die Staatsidee darstellt. Es bereitet sich allerdings in Uruguay eine entschiedene Besserung vor, indeß ist die ganze neuere Bewegung zum Guten eine sehr junge, die der Kräftigung durch ausländische Elemente entschieden bedürftig ist.

Man sieht, in welche Hände die Patronatsrechte der spanischen Könige im Allgemeinen übergegangen sind. Glücklich die Kirchen und Klöster, welche keine Juwelen, keinen Grund und Boden, keine Häuser und Besitzthümer ihr Eigenthum nannten. Man kann sich denken, was unter solchen Umständen für den Kultus und seine würdige Ausstattung gethan wurde, was für Bischöfe und höhere Geistliche besonders beliebt waren, wie für die Reparation baufälliger Kirchengebäude und für die Aufrichtung neuer gesorgt wurde. Obgleich sich die Einwohnerzahl seit der Befreiung von Spanien in den La Plata-Staaten bedeutend vermehrt hat, so giebt es doch viel weniger Kirchen als früher.

In allen spanischen Kolonien erlitt die religiöse Gesinnung durch die Revolution selbst eine starke Erschütterung, einmal, wie wir sagten, weil die Geistlichen durch ihre Parteinahme für Spanien verdächtig wurden und ein Theil der gebildeten Leute

sich ihnen entfremdete, sodann weil die Rechtsbegriffe im Allgemeinen sich verwirrten und viel Unerlaubtes den Schein des Erlaubten annahm, endlich weil die Kritik beim Staat nicht stillestand, sondern sich an die Kirche wagte. Es lag etwas Schwankendes, Unsicheres im Auftreten der Staatsmänner. Aeußerlich suchten sie das Volk bei der römischen Kirche zu erhalten, es gab ja auch nichts, was sie an Stelle derselben hätten bieten können, doch eine gewisse Vernachlässigung dieser Kirche herauszukehren, galt für elegant, und über das Alte zu spotten, ehe man etwas Besseres hatte, für gebildet. Das Kreuz allein hatte hier die Wildnisse civilisirt, der Glockenton hatte das Chaos bewältigt, aber die Staatsmänner, welche die neueren Republiken in diesem Jahrhundert gründeten, brachten religiösen Zweifel und Vorurtheile mit, während das Volk nicht gehörig vorbereitet war, um die Kunstgriffe zu begreifen und die Zurücksetzung zu überschauen, welche der Kirche zu Theil wurde. Sie hätten anfangs lieber den spanischen König ertragen, als einen Jünger Voltaire's auf dem Präsidentenstuhl gesehen. Deshalb war im Jahre 1826 die Unitarier-Parthei und der Präsident Rivadavia in Buenos Aires so wenig populär, weil sie religiöse Indifferenz und voltairianische Neigungen zur Schau trugen.

Dieser intelligente Staatsmann, durch Rechtschaffenheit ausgezeichnet, Urheber der argentinischen Constitution, welche bis 1853 in Kraft war, konnte dem Geist seiner Zeit nicht widerstehen. Am 7. Februar 1826 hatte man ihn zum Präsidenten der Vereinigten Provinzen des Rio de la Ptata mit 35 gegen 3 Stimmen gewählt, aber schon am 7. Juli 1827 mußte er seine Entlassung geben, und seit der Zeit herrschte die sogenannte Föderal-Parthei. Viel Gutes sagte man von ihm, als er arm in der Verbannung gestorben war. Seine Asche kehrte spät nach seinem Tode ins dankbare Vaterland heim. Eine Straße in Buenos Aires führt seinen Namen, und zwar eine der besten und reichsten. Unter seiner Leitung der Politik hatte man durch den Handels- und Freundschaftsvertrag mit England (vom 2. Februar 1825) den Protestanten freie Gottesverehrung gewährt, und das ehrt sein Andenken. (Siehe über ihn Gervinus: Geschichte

des neunzehnten Jahrhundets IV. 2. Abtheil. S. 453 u. f. — Martin de Mouſſy: Description etc. II. S. 598 u. f.)

So ließ ſich mit der Revolution die Irreligion zum erſten Male an den Ufern jener großen Ströme ſehen, woſelbſt die Conquiſtadores das heilige Kreuz aufgepflanzt hatten, ganz im Widerſpruch mit der Volksſitte. Man kann es nicht leugnen, daß die leitenden Perſönlichkeiten, welche in den Deputirtenkammern und in den Miniſterialſitzungen die Grundſätze einer antikatholiſchen und naturaliſtiſchen Denkweiſe zur Geltung brachten, theilweiſe es gut meinten. Sie ahmten blind Europa nach. Sie meinten das Volkswohl zu fördern, wenn ſie an den Grundlagen rüttelten, auf denen das bisherige Leben der Geſellſchaft, allerdings in ſehr einſeitiger Form, ſich aufgebaut hatte. Es iſt auch manch' edles Wort von ihnen geſprochen. Manche großherzige Intentionen bewegten die Herzen der Geſetzgeber. Es war oft ein irregeleitetes gutes Streben und ein ſtürmiſches Sehnen nach Fortſchritt bemerkbar, welches mit Ungerechtigkeit gegen die Vergangenheit zum Schmerz vieler verbunden war. Der katholiſchen Kirche bereitete man an allen Ecken und Enden Schwierigkeiten, aber den Kern der Religion glaubte man zu ſchonen. Ja eine vernünftige Frömmigkeit und eine Erziehung des Volks ſuchte man nach ſolcher Methode einzuleiten, und das war ganz erklärlich, da man von Europa ſehr abhängig war. Man liebte es in dieſelben Fehler, die dort gemacht waren, hier in zweiter Auflage zu verfallen. Oft kopirte man hier in guter Abſicht einen Principienkampf, der dort in einer böſen Abſicht heraufbeſchworen war, wie denn dergleichen Kämpfe gewöhnlich keiner Gemeinſchaft dienlich ſind, und auch dem Staate nicht nützen, höchſtens nur die Wellen des Augenblicks beſchäftigen. Sie führen eine Abſchwächung und Auflöſung derjenigen Grundlagen herbei, auf denen die Lebenskraft der Geſellſchaft und ein naturgemäßer, langſam und organiſch ſich entwickelnder Fortſchritt beruht. Sie verderben die beſten Ziele, indem ſie die Ideen der Zukunft vor der Zeit abnutzen. Sie ſtellen Dinge, die ſich ganz gut vertragen, wie Freiheit und Chriſtenthum, ſo dar, als ob ein unüberwindlicher Gegenſatz ſie auseinander hielte.

Man hält dasjenige für eine Pflicht und ein Bedürfniß, was nur eine Neigung iſt.

Es iſt eine Thatſache, daß es unter den Katholiken Südamerika's ſehr viele indifferente Leute giebt, die an nichts glauben, theilweiſe aus Schwächlichkeit ihres ganzen Weſens, die ſie zum Spott führt, theilweiſe aus Unſittlichkeit ihres Charakters, die ſie an Rohheit im Empfinden gewöhnt, theilweiſe aus einem gewiſſen Affentrieb der Nachahmung Europa's, der ſie blind macht, theilweiſe aus einer nothdürftigen Kenntniß der Kriſen des modernen Bewußtſeins, theilweiſe aus Haß gegen den Papſt oder auch, weil ſie gute Geſchäfte mit Engländern und Nordamerikanern machen. Letztere glauben oft einen Proteſtanten zu ſchaffen, wenn ſie einen ſchlechten Katholiken zeitigen. In jedem Reißnieder des Katholicismus ſehen ſie einen edlen Myſtiker des Proteſtantismus und in jedem Verächter der Meſſe und der Faſten ein unbewußtes Kind Gottes. Es könnte ſein, daß das betreffende Zahlenverhältniß der Gläubigen und Indifferenten verglichen mit ähnlichen Verhältniſſen im evangeliſchen Deutſchland, ähnliche Reſultate geben würde.

Neue Kirchenbauten ſind ſelten zu ſehen. In Mexiko, Guatemala, Bogota, Quito, Lima, Santiago und Buenos Aires bezeugen die köſtlichſten Monumente die Fülle des religiöſen Geiſtes alter Tage; aber ſelten hat eine republikaniſche Regierung dieſes Jahrhunderts dem nachgeahmt. Namentlich ſinken die herrlichen alten Kirchen in den Miſſionen der Jeſuiten, z. B. in Paraguay und Corrientes in Trümmer. Mir haben Reiſende es oft mitgetheilt, welch' einen überraſchenden und herrlichen Anblick es gewährt, wenn man mitten in den wildromantiſchen paradieſiſchen Wäldern dieſer Gegenden eine mächtige alte Kirche erblickt, welche das Edikt Carl's des Dritten von Spanien gegen die Jeſuiten und ihre Miſſionsortſchaften von 1767 überdauert hat. Doch merkt man es dieſen alten Kirchen an, daß auch ihre Stunde geſchlagen hat und Niemand iſt da, nicht einmal eine genügend chriſtliche Gemeinde, um ſie neu aufzubauen oder ihr ehrwürdiges Alter zu ſtützen. In Wildheit milder Art und Unwiſſenheit iſt die allmählig abſterbende ſo intereſſante

Guarani-Bevölkerung verſunken. Es iſt eine ſanfte und ſchwermüthige Wildheit. An fallendes Herbſtlaub wird man erinnert. Im Jahre 1825 waren kaum tauſend Perſonen von den hunderttauſend übrig geblieben, welche im Jahre 1767 in den Miſſionsgebieten der heutigen argentiniſchen Provinz Corrientes lebten. Von 60 Tempeln ſind 7 Kapellen übriggeblieben. Aehnliche Wirkungen hatte dieſes Edikt Carl's III., durch welches die Jeſuiten vertrieben wurden, allerdings auch in Ecuador namentlich in den Provinzen del Meta, in Venezuela mit ſeinen unendlichen Ebenen von Laſanares, in Nueva-Granada mit dem wüſten Caquetá, in Bolivia mit dem Land der Chiquitos und den Moor- und Sumpfländern der Moxos, in Chile mit ſeinem berühmten araukaniſchen Gebiet, in Peru mit ſeinem heute faſt unbekannten Chachapoyas und in der Confederacion Argentina mit dem wüſten Indianergebiet Gran Chaco. Es iſt für die innere Entwicklung des ſüdamerikaniſchen Kontinents dieſes Edikt von den mächtigſten Folgen geweſen. Auch ward der Jeſuitismus um den Verſuch gebracht, ſich als ſchaffende Macht nachhaltig zu erweiſen.

In den braſilianiſchen Kolonien gab es bekanntlich auch Jeſuiten-Miſſionen. Auch hier, nemlich in der heutigen braſilianiſchen Provinz Rio Grande do Sul, liegen die alten Kirchen theilweiſe in Trümmer (ſiehe darüber die Schilderung von Avé-Lallement, Reiſe durch Süd-Braſilien Theil I. S. 279 u. f.) Die argentiniſche Stadt Corrientes zeichnete ſich in den alten Zeiten nicht allein durch blühenden Handel mit Yerba und Tabak aus, ſondern auch durch die Größe der Kirchen und Klöſter. Jetzt ſind die Tempel ruinenhaft, ihrer Koſtbarkeiten beraubt, theilweiſe ſchon ganz verſchloſſen und nächſtens werden ſie zuſammenfallen. Allerdings exiſtirt in dieſer Stadt noch das Kreuz, welches die Spanier vor 300 Jahren auf einer Höhe aufrichteten, als die Guaycurúz und andre Indianer vergeblich ſich bemühten, die Spaniſche Beſatzung zu überfallen und dem Eindringen der Fremden ſo ein Ziel zu ſetzen. Das Kreuz ſteht, aber andre Geiſter herrſchen. Aehnlich verfällt die älteſte Kirche in der argentiniſchen Stadt Santa-Fé, die Kloſter-Kirche San

Francisco, und es dürfte wohl überall der vernachläſſigte Zuſtand der alten Kirchen auf eine Entfremdung des modernen republikaniſchen Geiſtes von der Kirche ſchließen laſſen. Man wollte einen Rang unter den civiliſirten Nationen dadurch ſich erwerben, daß man die ehrwürdigen Denkmale einer frommen Zeit allmählig den Augen der Landeskinder entrückte, und ungetreue Prieſter, welche den glaubenseifrigen Biſchöfen ungehorſam waren, fanden ſich ſtets bereit als fügſame Werkzeuge unkirchlicher Regierungen die Irreligion, die Anarchie und die fortwährenden Kriſen und Zuckungen der Geſellſchaft durch Förderung religionsfeindlicher Beſtrebungen ſteigern zu helfen.

Auch die Univerſitäten, ſoweit ſie die Aufgabe haben Theologie, kanoniſches Recht und Philoſophie zu pflegen, haben viel durch die Abtrennung von Spanien verloren. Die Zeiten unruhiger Partheikämpfe ſcheinen auch jetzt noch nicht geſchloſſen zu ſein, und ſie können den Wiſſenſchaften nicht günſtig ſein. Eine große Anzahl von Schatten-Univerſitäten ruft den Spott Europa's wach. Ich denke beſonders an die zu Montevideo und an die verhältnißmäßig etwas beſſere zu Buenos Aires.

In Montevideo wollte man doch auch gern eine Univerſität einrichten, die indeß nur den Charakter einer etwas wunderlich geformten Schule bekam. Man muß hinter dem Wort Univerſität mehr guten Willen als Wirklichkeit ſuchen. Ein Profeſſor des Rechts ſammelt vielleicht 15 junge Leute um ſich, ein Profeſſor des Lateiniſchen ebenſo viel. Es betheiligen ſich aber auch Kinder an ſeinem Kurſus. Ein Profeſſor der Chemie, gewöhnlich ein guter Medizin-Apotheker, hat vielleicht 8 bis 10 junge Leute zu Zuhörern, ein andrer Profeſſor der Philoſophie gegen 20. Ein Profeſſor der Mathematik unterrichtet eine ziemlich große Anzahl Kinder und im höheren Kurſus 15 junge Leute von 15 bis 18 Jahren. Außerdem giebt es für das Engliſche und Franzöſiſche, für Nautik und für Zeichnen Profeſſoren. Die feſt angeſtellten Profeſſoren, ungefähr an Zahl 5 bis 7, heißen cathedráticos. Höchſtens 35 junge Leute, die ſich ab und zu ins Univerſitätsgebäude begeben, kann man mit unſern Studenten annähernd vergleichen. Die engliſchen, franzöſiſchen und

mathematiſchen Kinderklaſſen ſind gut beſucht und der unentgeldliche Unterricht iſt mancher unbemittelten Familie eine große Wohlthat. Auch eine große Freiſchule für den Armen- und Elementarunterricht ſchließt ſich noch an. Das Ganze nennt man alſo Univerſität. Rechtsdoktoren werden in großer Anzahl promovirt. Alle umſichtigen Leute ſehen die Nothwendigkeit einer Univerſitätsreform ein. Ende 1862 ſetzte der Präſident Berro eine Kommiſſion nieder, welche eine Vorlage darüber einreichen ſollte. Man wünſchte dieſem Friedenswerk guten Fortgang. Buenos Aires hat wenigſtens eine mediziniſche Fakultät. Eine ſolche fehlt in Montevideo.

Auch die alte berühmte Univerſität Cordoba iſt ſehr von ihrem vormaligen Glanz herabgeſunken, ſie die früher tüchtige Theologen, gediegene Philoſophen und berühmte Redner faſt Jahrhunderte lang den Völkern Süd-Amerikas ſchenkte. Aus Buenos Aires, aus Paraguay, aus Charcas in Bolivien, aus Mendoza und San Luis ſtrömten die jungen Leute nach Cordoba hin, namentlich diejenigen, welche Prieſter werden wollten. Die Geſellſchaft Jeſu bildete dieſe jungen Leute aus, ihre Mitglieder hatten die Katheder inne und beſaßen Kollegien und Seminare. Die heutige ſ. g. allgemeine Landesuniverſität (Universidad nacional de San Carlos) befindet ſich im ehemaligen Jeſuiten-Kollegium, ebenſo auch eine gelehrte Schule (Collegio nacional de Monserrat). Nach der Austreibung der gelehrten Väter, welche Cordoba ſo berühmt gemacht hatten, wurden die Franziskaner eine Zeitlang ihre Nachfolger. Noch während der Revolution gab es in Cordoba berühmte Männer, wie Pantaleon Garcia, einen berühmten Redner, Gregorio Funes, Dekan der Kathedrale, bekannt durch ſein Werk ensayos sobre la historia del Rio de la Plata und durch das andre Exámen critico de la constitucion religiosa. Aber auch dieſe Berühmtheiten gingen vorüber und jetzt ſieht es traurig aus. Der Doktor Dalmacio Velez Sarsfield, welcher gegenwärtig einer der großen Politiker von Buenos Aires iſt, die bald Miniſter, bald Senator u. ſ. w. ſind, hat über die Principien des kanoniſchen Rechts als Angehöriger der Univerſität Cordoba geſchrieben, aber man wirft ihm regaliſtiſche

Tendenzen vor, welche mit der erwähnten Ausdehnung des Staatspatronats zusammenhangen. So urtheilt der katholische Schriftsteller Eyzaguirre über ihn, der Cordoba bereist hat und jetzt in Rom für die katholischen Interessen in Südamerika eine allgemein bewunderte Thätigkeit entfaltet (s. José Ignacio Victor Eyzaguirre: los intereses católicos en America Paris 1859 T. I. S. 244 u. f.). Ueber die heutigen Zustände dieser berühmten Universität giebt auch Burmeister (Reise durch die La-Plata-Staaten II. B. Halle 1861 S. 59) aus dem Almanaque nacional argentino einige Mittheilungen, die ihren kläglichen Zustand deutlich erkennen lassen.

Außer der Indifferenz der Staatsmänner und dem Sinken der alt-katholischen Universitäten und Seminarien trägt die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Priester sehr viel zur Geringschätzung der heutigen Kirchenverfassung bei. Dieselbe Kritik, welche katholische Schriftsteller südamerikanischen Regierungen und Staatsmännern gegenüber ausüben, dieselbe scharfe und unbarmherzige Beurtheilung aller protestantischen Kirchenverhältnisse, wie sie namentlich in den geistreichen Schriften des vorhin angeführten Padre Eyzaguirre hervortritt (los intereses católicos en America Paris 1859 2 T. und el catolicismo en presencia de sus disidentes Paris 1857) oder in andern (z. B. instruccion moral i religiosa por José Manuel Royo aprobirt vom Erzbischof v. Bogotá — Santa Marta 1860 S. 85 u. f.) müßte auch gegen die eignen Priester der römischen Kirche ausgeübt werden. Diese Priester sind in den südamerikanischen Staaten zum großen Theil Fremde. Sie kommen, was namentlich Montevideo anbetrifft, wo ich sie kennen zu lernen täglich Gelegenheit hatte, aus Italien und Spanien her. Sei es, daß ihre Unwissenheit, sei es, daß andre mit dem Mantel der Liebe zugedeckte Schwächen sie zur gefahrvollen Reise über das Weltmeer bestimmt hatten.

In Montevideo giebt es kein Priesterseminar, in dem der Klerus der Republik könnte gebildet werden. Das sieht man mit Recht als einen großen Mangel in der kirchlichen Organisation des Landes an. Man klagt darüber, aber nach der Sitte des Landes bleibt es beim Klagen. Paciencia, (Geduld), dieses

große, überall gehörte Wort ruft man aus. Das ist die vorläufige Erledigung vieler brennenden Fragen am La Plata.

Wem es die Seele sagt, daß er sich von den weltlichen Dingen absondre und die Weihen zum Priester suche, der geht auf einige Zeit zu einem cura (Pfarrer) auf dem Lande und lernt bei ihm das Messelesen. Oft empfängt er die Weihen, wenn er den lateinischen Text der Meßbücher nothdürftig aussprechen kann; namentlich wenn er ein Landeskind (hijo del pais) ist. Man sieht es nemlich gern, wenn Landeskinder sich für die sacerdotale Laufbahn entscheiden, um allmählig einen nationalen Klerus zu gewinnen und nicht mehr der fremden italienischen und französischen und spanischen Priester zu bedürfen. Doch ist man bis jetzt nicht weit mit einem solchen nationalen Klerus gekommen.

Sehr viele eingewanderte italienische und spanische Priester, welche vielleicht der Abschaum der Seminare in ihrer Heimath gewesen sind, empfangen im dezenten Publikum den allerdings nicht edlen Namen Schmutzfinken, weil der Zustand ihrer breiten Hüte und ihrer langen Mäntel jeglichen Mangel sacerdotaler Dezenz hervortreten läßt. Und wie die Schattentiefe ihres Charakters und ihrer Sitten sein mag, läßt sich leicht aus dem widerlichen Aeußern entnehmen.

In den Hintergebäuden eines Hauses, welches neben dem Konsulat von Bremen lag, wohnten einige italienische Priester der geschilderten Art. Man sah, wie sie sich in ihren freien Stunden gewöhnlich mit Scheibenschießen auf dem Hofe beschäftigten, ihre Manieren verriethen nichts vom Standpunkt einigermaßen civilisirter Leute und ihre Wohnungen waren schlechter wie die manches peon's (Arbeitsmanns) sind.

In das Haus eines mir befreundeten Herrn aus Ungarn trat beim Auf- und Niederwogen der Menschen in der Geschäftszeit ein Priester hinein, welcher dem gerade mit andern Herrn konversirenden thätigen Geschäftsmann unbekannt erschien. Auf die höfliche Frage, was der señor padre (der Herr Pater) wünsche, erwiederte dieser ganz unbefangen, ob er ihn nicht mehr kenne, er sei ja Jahre lang mozo (Aufwärter) in der Konditorei vis-à-vis gewesen? Mein Freund konnte nicht umhin ihm das

Zeugniß zu geben, daß er als Aufwärter ein sehr ordentlicher und fleißiger Mensch gewesen sei, und er gönnte ihm aufrichtig seine neue Würde. Wie er nun eingeschult war, wer ihm zum Buchstabiren lateinischer Meßbücher behülflich gewesen sei, oder ob der Sehnsucht leise Stimme oder ein stürmischer Zug zum Mystischen ihn vom kuchenbedeckten Ort hinweggerissen habe, das blieb unbekannt. Er selbst meinte nur, es sei doch sein augenblickliches Geschäft ein besseres Geschäft, ein so gutes Geschäft. Es klingt vielen Leuten in jenen Gegenden sehr unverfänglich, das Priesteramt ein Geschäft nennen zu hören. Ebenso nennt man jedes Kirchenfest eine Funktion.

Wenn ich mit andern Herrn zuweilen dem Abendgottesdienst in der katholischen Matriz-Kirche beiwohnte, trat wohl der cura teniente (der stellvertretende Pfarrer), ein ziemlich gewöhnlich aussehender und gut genährter Italiener, an einen der Herrn heran und unterhielt sich mit ihm lebhaft, wie man das mit alten Bekannten thut. Das verwundert nun zunächst einen Protestanten, wenn man von Unterhaltungen in Kirchen und während des Gottesdienstes erzählt. Aber Gespräche mit Herrn und namentlich mit Damen sind sehr Sitte in den katholischen Kirchen von Montevideo. Die jungen Herrn, die Löwen der Gesellschaft, die meistens müßig sind und nur auf die Pflege ihres Anzuges eine große Sorgfalt zu verwenden haben, wissen immer ganz genau, wo diese oder jene Dame zu knien pflegt, und ihre Blicke finden sich nicht allein, sondern auch die Gespräche lassen sich leicht anknüpfen. Denn solch ein junger Löwe drängt sich durch die dichten Menschenmassen, die z. B. im Marien-Monat (mes de Maria, das ist hier der November) Abends durch die Kirchen wogen. Von einem Altar kämpft er sich Bahn zum andern. Die Prediger auf den Kanzeln sind an dies bunte Treiben sehr gewöhnt. Sie laufen auch oft mit und knixen nur etwas häufiger vor den Altären. Göthe sagt auch jenem: „Bist du von deiner Geliebten getrennt, wie Orient vom Occident, das Herz durch alle Wüsten rennt; es giebt sich überall selbst das Geleit, für Liebende ist Bagdad nicht weit.“ Auf meine Frage an die Herrn, wie sie den cura teniente kennen gelernt hatten, hieß es,

er ſei ja ſo lange Zeit Hausknecht im Hauſe von Don Fulano de tal (N. N.) geweſen und damals habe er ſich immer ſehr ehrlich benommen und den Ruf eines höflichen Hausknechts gehabt. Ein in Montevideo und Buenos Aires vielfach bekannter Prieſter der Doktor M. hatte ihn protegirt.

Dieſer M. war urſprünglich Jeſuit geweſen, hatte aber ſpäter von dem Ordensgeneral die Erlaubniß erhalten, aus der Ordensgeſellſchaft austreten und frei leben zu dürfen. Dann hat auch er manchen Sturm erlebt. Ein Prieſter in Südamerika erfährt gar vieles. Das friſche Menſchenleben ſchenkt ihm alle Tage wechſelnde Bilder. Was kann er nicht alles erzählen und wie amüſant lebt er! Später war M. bei den Freimaurern ſehr beliebt und beſuchte auch häufig die Logen. Die Zeitungen lobten immer in den Superlativen der Frau v. Sevigny ſeine Predigten, und er hatte als Piedeſtal ſeiner Erſcheinung den Ruf eines liberalen Prieſters. Er konnte außerdem aus allen Tonarten ſpielen. Selbſt den Fanatiker ſtellte er vor. Einſt rief er am Charfreitag Abend in der Matriz-Kirche trotz ſeiner Humanität laut auf der Kanzel aus, man müßte eigentlich die Proteſtanten bei der Hand nehmen und aus dem Tempel hinausführen. Es waren nemlich, wie gewöhnlich an den Abenden der Semana Santa (der heiligen Woche), viele Engländer und Deutſche in der wunderſchönen Kirche, um die Predigt und den Geſang der Chöre anzuhören. Selbſt an dieſem Tage bleibt es ungewiß, ob die Kirchenfeierlichkeit eine Zerſtreuung und ein Vergnügen oder eine Andacht iſt. Derſelbe ſalbungsreiche und liberale Herr bereitete als cura vicario (Pfarrer) von La Florida, einem kleinen Landſtädtchen, den in der Nähe angeſiedelten Waldenſerfamilien ſo viele Schwierigkeiten, daß ſie es vorzogen ſich anderswo niederzulaſſen. Die Landbewohner halten nemlich zum Theil noch jetzt die Proteſtanten nicht für Chriſten (cristianos), ſie geben ihnen die liebenswürdigen Beinamen judios (Juden), herejes (Ketzer). Es U. cristiano heißt: Sind Sie ein Katholik? Leicht iſt es die Vorurtheile derſelben wach zu rufen. Sie haben ſo wenig, was ſie haſſen können, höchſtens aus alten Zeiten her die Braſilianer. Und etwas haſſen will auch der Gaucho auf dem Lande. Der

cura zeigt ihm so den Gegenstand eines edlen Hasses. Sonst ist die Intoleranz nicht größer als in den katholischen Ländern Europas. Viele behaupten sogar, sie sei geringer. Auf Erfahrung berufen sie sich dabei und ich bin geneigt ihnen zu glauben. Also dieser Doktor M., Ex-Jesuit und Freimaurer, nahm jenen höflichen und ehrlichen Hausknecht in seine Dienste, bildete ihn aus, was sehr philanthropisch war, und unterrichtete ihn so weit, daß er später sogar cura der Stadt Colonia wurde.

Colonia del Sacramento, heute eine der schwermüthigsten Städte mit kaum 1000 Einwohnern, verfallenen Festungswerken, Sand, Staub und Trümmern, engen Gassen und ödem Hafen, aber mit freundlicher Kirche und anmuthigen Inseln vor sich, die aus dem La Plata aufsteigen, wie auch mit kleinen Landhäuschen hinter sich und mit vielem Landanbau, ist bekannt aus zahlreichen Friedensschlüssen zwischen Spanien und Portugal. Das sieht man der verfallenen Stadt nicht an, welche jetzt mit Buenos Aires durch ein kleines Dampfschiff und mit Montevideo durch die dilijencias Verkehr unterhält, daß zwei früher mächtige Reiche um ihren Besitz sich stritten. Ich will darüber einiges mittheilen. Für eine Minute wollen wir uns in alte Zeiten versetzen.

Im Widerspruch mit dem Traktat von Tordecillas vom 7. Juni 1494, welcher die Grenzen zwischen den portugiesischen und spanischen Besitzungen festsetzte, und alles was 370 Meilen (leguas) westlich von den kapverdischen und azorischen Inseln hinter einer von Pol zu Pol gezogenen Linie in Amerika lag, den Spanien zuerkannte, (s. D. Martin Fernandez de Navarrete: Colección de los viajes y descubrimientos, que hicieron los españoles por mar etc. 5 tomo Madrid 1825—1837 im 2. tomo) hatte der Gouverneur von Rio Janeiro den portugiesischen Offizier Manuel Lobo heimlich nach dem La Plata geschickt. Dieser gründete 1680 gegenüber der Insel San Gabriel die heutige Stadt la Colonia del Sacramento. Wir würden dieses nicht anführen, wenn nicht einzelne Eigenthümlichkeiten diese Gründung einer portugiesischen Stadt auf spanischem Gebiet in Amerika begleiteten. Es müssen damals die Wohnungen der Portugiesen sehr verdeckt und klein gewesen sein, auch müssen die vor dem

Hafen liegenden Inseln, die sich gegenwärtig bei ruhigem Wetter so gut ausmachen, den Anblick der Ansiedelungen verhüllt haben, denn der Gouverneur von Buenos Aires Don José de Garro schickte dreimal Expeditionen aus, welche die Eindringlinge suchen sollten, sie aber niemals fanden. Endlich entdeckte ein Zufall die neue Ansiedlung (la nueva poblacion). Einige Leute aus Buenos Aires waren nach der andern Küste des La Plata gegangen, also nach dem heutigen orientalischen Gebiet, woselbst Colonia liegt, um Kohlen zu bereiten und entdeckten die fremde Kolonie. Mit dieser Nachricht kamen sie zu Don José de Garro. Der wurde sehr aufgebracht, reklamirte sofort und verlangte vom portugiesischen Offizier, einen schleunigen Rückzug aus seiner Position. Bobe indeß antwortete, daß er sich in den Besitzungen seines Herrn, des portugiesischen Königs, befände. Diese Anmaßung mußte zurückgewiesen werden. Deshalb vereinigte der spanische Gouverneur eine Streitmacht von 120 Mann aus Buenos Aires, 80 aus Corrientes und 60 aus Santa Fé, ihnen schloß sich eine beträchtliche Anzahl von Indianern aus den Missionen an. Der Maestro de Campo D. Antonio Vera y Mujica befehligte die Expeditionstruppen. Die neuerbaute Festung wurde am 7. August 1680 mit Sturm genommen und die portugiesische Garnison zu Gefangenen gemacht. Das war der erste Sieg argentinischer Truppen, darum von Interesse für jeden Freund des La Plata und seiner Schicksale und für jeden, der die Superiorität der spanischen Race vor den Portugiesen fest annimmt. Damals haben die Voreltern der heutigen porteños (so nennt man die Einwohner von Buenos Aires) sich zum ersten male mit Ruhm bedeckt. Später wurde indeß Colonia wieder an Portugal abgetreten durch einen Allianzvertrag Philipps V. von Spanien mit Portugal. Doch weil Portugal im spanischen Erbfolgekrieg für den deutschen Kaiser Parthei genommen hatte, so wurde der 1701 abgeschlossene Vertrag für nichtig erklärt und der Vicekönig von Lima befahl 1704 dem Gouverneur von Buenos Aires Valdez Inclan die Stadt Colonia wieder in Besitz zu nehmen. Da marschirte ein Heer unter dem Befehl des General Ros, aus 7 Compagnien von Buenos Aires, 3 von Santa Fé

und 3 von Corrientes wie aus 4000 Indianern aus den Miſſionen zuſammengeſetzt nach der Banda oriental und ſie belagerten Colonia. Die portugieſiſchen Beſatzungstruppen hielten ſich ſo lange bis eine Esquader von vier Schiffen ihnen zu Hülfe kam. Sie ſchifften ſich auf dieſen Fahrzeugen ein, nachdem ſie die Gebäude des Platzes verbrannt hatten. Die Munitionen fielen den Siegern in die Hände. Der Gouverneur beging die Unwürdigkeit, die armen Guaranis ohne Bezahlung des Soldes zu entlaſſen. Er ließ ſie zu Gunſten der Königlichen Finanzen auf eine Summe von 300000 Duros verzichten, auf welche ſie Anſprüche hatten, nachdem der Feldzug 9 Monate lang gedauert hatte. Von ihm müſſen wohl viele heutige Staatsmänner abſtammen, die wir als mui vivos bezeichneten. Darauf beendete der am 6. Februar 1715 gefeierte Friede von Utrecht den Streit zwiſchen beiden Mächten. Der ſpaniſche König trat durch den 5. und 6. Artikel dieſes Kontrakts, der zu Utrecht geſchloſſen, la Colonia del Sacramento an Portugal ab, behielt ſich indeß durch Artikel 7 das Recht vor, ein Aequivalent innerhalb anderthalb Jahren einzutauſchen. Am 4. November 1716 wurde alſo der Platz von Portugal abgetreten. Am 13. Januar 1750 wurde Colonia wieder an die Spanier gegen die links von Uruguay, nördlich vom Ibicui gelegenen Miſſionen der Jeſuiten ausgetauſcht. Doch nur auf dem Papier. Neue Kriege erhoben ſich, die zu ſchildern zu weit führen würde. Eine mächtige Belagerung erlitt Colonia, als es am 2. November 1762 wieder in die Hände der Spanier gefallen war. Engliſche und portugieſiſche Schiffe griffen den Platz am 6. Januar 1763 an. Drei Stunden dauerte das Feuer. Das engliſche Linienſchiff Lord Clive verbrannte dabei. Wenn man heut mit der Diligencia aus Montevideo nach der 60 Leguas entfernten Stadt fährt, dann kann man beim Anblick der öden Stadt, deren Feſtungswerke abgetragen ſind, und des melancholiſchen Leuchtthurms, der aus vielem Sande und ſchmutzigen Ruinen ſich erhebt und der ſparſamen Bevölkerung, die meiſtens arm iſt, nicht begreifen, welch hohen Werth zwei Weltmächte auf den Beſitz des wüſten Platzes legen konnten. Doch beherrſchte dieſer Ort die Einfahrt

in den Uruguay. Goethe sagt jenes bekannte Wort, das Julian Schmidt einem Theil seines Werkes „Literaturgeschichte im 19. Jahrhundert“ als Motto mitgegeben hat: Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, der alte, du hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte, dich quält nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit.“ Um Colonia stritt man sich aber vergeblich. Zu den stillen Zeiten dieser Stadt kehren wir zurück als der geschilderte frühere Hausknecht hier Pfarrer wurde. Colonia erinnert in Uruguay, wo alles neu ist, an eine alte vergangene Zeit, da auch an diesen Flußufern mächtige politische Leidenschaften entbrannten, die jetzt lange schlafen, darum möge man den kurzen Rückblick entschuldigen.

Kaum war im Jahre 1859 der eifrige Padre Vera apostolischer Vikar in allen Gebieten der Banda oriental geworden, als er den geschilderten vollständig unfähigen Priester aus Colonia abberief. Zu dieser Zeit machte der Cura Rector der Matrizkirche dem Vikar eine sehr traurige Opposition, die zu Kämpfen führte, welche wir später schildern werden. Ersterer stellte den Italiener als stellvertretenden Pfarrer in seiner Kirche an. Er entwickelte in dieser Eigenschaft große angeborne Talente, das heißt er zeichnete sich durch künstlerische Arrangements der Lichter und Blumen aus, ohne welche sich die katholische Andacht so selten entzündet. Es war fast ebenso hübsch in der Matriz als im Theater Solis, bisweilen sogar noch hübscher. Man ging gern hin, um die leuchtenden Sterne mit Blumengewinden zu sehen, die er auf dem Hochaltar angebracht hatte. Die Kronleuchter selbst anzuzünden, machte ihm ein großes Vergnügen, und oft stieg er selbst auf die hohen Leitern, auf denen man zu den Emporkirchen klettern mußte, wenn man auch hier in fast grausender Höhe zur Entflammung der Andacht Stearinlichte anbrachte. Im Aufrollen der Teppiche war er sehr geschickt, selbst im Setzen der Stühle. Und während er so sich nützlich machte, eilte der eigentliche Cura Rector durch die Gänge der Kirche, anmuthig links und rechts das schöne und das starke Geschlecht grüßend, bis er auf dem Chor die jungen Damen traf, die als Liebhaberinnen

die Gesänge ausführten, und denen er mit scherzhafter Laune geschmackvolle Bonbonnieren zu reichen so wohl verstand.

Ein andrer Priester, welcher sich durch seinen Jesuitismus und seinen Glaubenseifer auszeichnete, war Cura Rector einer andern Hauptkirche. Eine mächtige Stimme und manches andre sicherte ihm einen starken weiblichen Anhang vom hellsten Weiß durchs Gelbe bis ins tiefste Schwarz. Der Padre Martin war der Abgott eines Theils des Publikums, namentlich der s. g. Vicentiner. In den Konferenzen von San Vicente de Paul finden sich die schönsten Seelen und die reinsten Charaktere und die aufrichtigsten Herzen, kurz die Beato's und die Beata's von Montevideo zusammen. Alte Sünder und Feuerflammen gegen die Ketzer sprühende ältliche Jungfrauen, Advokaten, die gern eine politische Parthei sich schaffen wollen, und andre aus reinen Motiven zusammengeführte Schaaren seufzen in dieser Gesellschaft über den Papst und sein hartes Schicksal und legen den Peterspfennig zusammen. Dabei speisen sie natürlich auch arme Familien mit Brot und unterhalten eine Armenschule. Sie gewähren der eleganten Gesellschaft von Montevideo auch dadurch einige angenehme Winterabende, daß sie einen Bazar herrichten, in denen anmuthige Damen aus den ersten Familien die eingelieferten Geschenke, darunter auch die der Kaiserin von Brasilien, verkaufen. Dieser Padre Martin wußte wenigstens Predigten zu halten. Der santo varon (heilige Mann), wie man ihn in den Zeitungen spottweise nannte, hatte, trotz vieler erbaulicher Anekdoten über seine Abenteuer, große Verdienste. Wenn er in seinen Predigten von der Nonne sprach, welche 100000 Jahre im Fegefeuer schmachten mußte, weil sie sich Freitags die Hände gewaschen, oder Aehnliches, so erfüllte sein Eifer das ganze Haus, und man sah das arme bleiche Nonnenbild von Feuerflammen umzingelt fortwährend verbrennen. Konnte man es den gebildeten Familien verargen, wenn sie diese Abendpredigten nicht hörten, wenn sie in die Wagen stiegen, um, wie zu einem Ball geschmückt, in die Theater zu eilen? Wenn er eine Straßenprocession veranstaltete, so wußte er die Altäre an den Straßenecken so sinnvoll zu schmücken, und so viele fromme Frauen hielten sich

bei den festlichen Umzügen in seiner nächsten Nähe auf, so demüthig konnte er sein Haupt im Schmuck der schwarzen Haare neigen, so demüthig grüßen, daß alles höchst befriedigt war. Wo stammte er her dieser santo varon, der auch im Umtaufen protestantischer Ketzer sehr vieles leistete? Das weiß ich nicht, ich weiß nur soviel, daß manche meiner Bekannten noch von ihm Brot gekauft haben. Das geschah in jenen Zeiten, da er auf einem Maulthier als Brotreiter morgens durch die Straßen ritt. Es ist nemlich Sitte, daß die Bäcker ihre Brotreiter halten, welche frühmorgens mit ihrer nahrhaften Speise an die Thüren anklopfen, wenn sie den beflügelten Maulthieren entsteigen, die rechts und links die Last des süßen Brotes hintragen. Ich kenne einen angesehenen französischen Kapitalisten, dessen Laufbahn auch so anfing. Er, wie der padre Martincito (Martinchen), sind Brotreiter gewesen. An so etwas erinnern sie sich ohne Beschämung. Auch die Leute sprechen davon, als ob es ganz natürlich wäre.

Das Haupt aller Geistlichen ist ein apostolischer Vikar, da das Land noch nicht zur bischöflichen Diöcese erhoben ist. Er vertritt den Papst. Seine Vergangenheit hat nicht nahrhafte wohl aber kriegerische Momente. Su señoria reverendisima i ilustrisima (Seine ehrwürdigste und hochansehnlichste Herrlichkeit), wie man den Vikar nennt, war nemlich früher Sergeant im Städtchen Pando gewesen. Die Meister des Staats warfen ihm solches sehr bitter vor, als er später einen energischen Kampf der Regierung gegenüber auskämpfte. Doch hat dieser Prälat in seinen Kämpfen mit der Regierung eine so große Würde und Selbstverläugnung zu bewahren gewußt, daß man auch bei anderm Standpunkt seine Haltung und seinen Charakter nur achten kann. Würden viele seines Gleichen dieselbe Entschiedenheit den heidnischen Bestrebungen und Ideen entgegen setzen, welche die Entchristlichung der Gesellschaft und einen durch Mitleid gemäßigten Naturalismus verwirklichen wollen, so würde der Kampf gegen sie von evangelischer Seite viel ehrenwerther und ruhmvoller sein, darum wollen wir den Sergeanten gestorben sein lassen.

Eines Tages erschien in Montevideo ein spanischer Priester,

der für Geld, für je 20, 30 oder 50 Thaler und mehr, bei festlichen Gelegenheiten bald in dieſer, bald in jener Stadt predigte. Das that übrigens auch jener Ex-Jeſuit und Freimaurer. Schrecklich rief letzterer aus tiefſter Bruſt mit fürchterlichem Baß bei ſolchen Gelegenheiten die heilige Maria an und redete ihr Bild auf dem Hochaltar von der Kanzel aus mit gewählten Sätzen an, ihr häufig den Namen señora (Herrin) mit demſelben verbindlichen Ausdruck beilegend, wie einer vornehmen Dame. Bevor wir von dem ſpaniſchen Prieſter reden, müſſen wir noch einmal auf ihn zurückkommen. In dem kleinen Städtchen Santa Lucia hätte man einmal gern das Feſt des Schutzpatrons, welches der heilige Johannes der Täufer (San Juan Bautiſta) iſt, auch dadurch feierlicher machen mögen, daß ein Panegyrikus gehalten würde. Die ſ. g. Vecinos, die Nachbarn oder Kuratsgenoſſen, konnten wohl 4 Unzen dem berühmten Dr. M. für eine Predigt anbieten, er, der große Redner, wollte aber nur für 6 Goldunzen (c. 130 Thaler) den kleinen Weg von 12 Leguas machen und predigen. Das ließ ſich nicht zuſammenbringen. Anders wo muß er glücklicher in ſeinen Forderungen geweſen ſein, denn er kaufte in der Stadt ein Haus nach dem andern an.

Dem vorhin erwähnten ſpaniſchen Prieſter ging der Ruf ungemeiner Gelehrſamkeit voraus. Auch that er ſo als ob er etwas von der Philoſophie verſtände. Damals hatten wir einen ſehr vornehmen jungen Miniſter, der hielt ſich für eine entidad. Unter entidad verſteht man eine politiſch ſoziale Größe, eine Perſönlichkeit, die Einfluß beſitzt und etwas repräſentirt, ſei es an Ideenreichthum, ſei es an hiſtoriſchen Erinnerungen, ſei es auch an Geld und Landbeſitz. Sehr oft lieſt man in den Journalen die Ausdrücke una entidad entre los partidos de la republica (unter den Partheien der Republik eine hervorragende Erſcheinung) oder una entidad politica (eine politiſche Größe) oder una entidad de la sociedad selecta (eine Zierde der eleganten Geſellſchaft). Der junge Miniſter war alſo eine Entidad. Seine Toilette war untadelhaft, ſein Spazierſtock, ſein Bart, ſein Hut, ſeine halbtänzelnden, halb feierlichen und hinwallenden Schritte desgleichen. Alles gab ihm etwas Bedeutſames und Diplomati-

ſches. Er hatte, was das Diplomatiſche anbetrifft, auch gute Vorbilder, die das Große klein, und das Kleine groß zu machen wußten. Manche darunter verſorgten faſt täglich die Stadt mit Anekdotenſtoff. Desgleichen ſchrieb er Leitartikel über ſoziale und volkswirthſchaftliche Theorien. Weil er franzöſiſch verſtand, ſo war es ihm leicht, aus pariſer Journalen und Revuen ſie wörtlich abzuſchreiben, und dann ſeinen ſchwungvoll klingenden Namen unter den Artikel zu ſetzen. Derſelbe machte den Eindruck eines voll über den Himmel hingeworfenen Kometenſchweifes. Abends erſchien er mit ſeinen perſönlichen Anhängern und Bewunderern regelmäßig in ſeiner unmittelbar an der Bühne gelegenen Theaterloge. Seine zierlichen Handſchuh, und ſein Opernglas mußten allda die Höhe der modernen Bildung darſtellen, auf deren Gipfel er ſtand. Sein von Haupthaar nicht behütetes Antlitz verſuchte die Unbeweglichkeit und Gravität römiſcher Senatoren und Feldherrn nachzuahmen, doch während das Haupt ſteif wie der Kommandant im Don Juan nach der Bühne blickte, klatſchten leidenſchaftlich die weiß behandſchuhten Hände. Oft blickte er auch ſchwermüthig ins Publikum, wie ein unter der Laſt der Geſchäfte und der Antinomien des Daſeins faſt erliegender Fechter, doch tröſtete ihn wohl bald der moderne Schnitt ſeines Rockes.

Bei dieſem Miniſter erbat ſich nun der Padre Gonzales die Erlaubniß, einen Curſus der Philoſophie übernehmen zu dürfen. Bis dahin hatten die wenigen ſ. g. Studenten der Univerſität, welche Philoſophie ſtudirten, nur ein in Fragen und Antworten verfaßtes Manual über Logik, Pſychologie ꝛc. auswendig gelernt, was ihnen bei feierlich angekündigten Prüfungen feierlich abgefragt wurde. Das geſchah gewöhnlich Anfang Dezembers, wozu die Familienväter und alle anderen Perſonen eingeladen wurden, welche ſich für die Fortſchritte der orientaliſchen Jugend intereſſirten. Dann ſprach man von einer aula de Frances, aula de Ingles, aula de Matematicas, aula de Quimica, aula de Geografia, aula de Nautica, aula de la Latinidad, aula de Dibujo und auch von einer aula de Filosofia, (Aula für Franzöſiſch, für Engliſch, für mathematiſche Wiſſenſchaften, für Che-

mie, für Geographie, für Nautik, für Latein, für Zeichnen, und auch für Philoſophie). In dieſen Fächern machten Schüler und Studenten des erſten, zweiten und dritten Jahres Examina. Für Geſchichte erbot ſich erſt ganz kürzlich ein junger Mann, eine aula umſonſt eröffnen zu wollen. Die Prüfungs-Commiſſion (la mesa examinadora) wurde für jedes Fach beſonders zuſammengeſetzt.

So machten z. B. im December 1862 ſechs junge Leute das Examen in der Geographie. Der ſ. g. Catedràtico der Aula war ein ſehr fleißiger und liebenswürdiger junger Mann im Anfang der zwanziger Jahre, der Licenciado D. Angel F. Coſta, und neben ihm prüften die jungen Leute der General D. Joſé Maria Reyes, ein Privatlehrer D. Arſéne Iſabelle und der Unternehmer einer Privatſchule D. Joſé Soleil. Der General Reyes hat ein Werk über die Republik Uruguay geſchrieben, und D. Arſène Iſabelle iſt auch bekannt durch ſeine im Jahre 1836 in Havre erſchienene Reiſebeſchreibung über Rio Grande und anderes. Alſo läßt ſich über ihre Kompetenz nichts nachtheiliges ſagen. Gemüthlich liebt man die Univerſitätsprüfungen. In der Chemie machten fünf junge Leute das Examen des erſten Jahres und zwei das des zweiten Jahres. Außer dem ſ. g. Catedràtico der Aula dem Medizin-Apotheker D. Julio Lenoble prüfte ein praktiſcher Arzt, der in Paris ſtudirt hat, Dr. D. Francisco Vidal, der Aſſocie einer anderen Apotheke D. Mariano Izola, der ſich bei der Conſtruktion des Gaſometers für die Hauptſtadt Verdienſt erworben hat, und zwei andere Pharmaceuten. Die Examina für das Lateiniſche machte eine größere Anzahl von Kindern und jungen Leuten. Der Catedràtico der Aula war der Presbitero (Prieſter) D. Pedro Giralt, ein ſehr zurückgezogen lebender alter Mann. Ihn unterſtützte bei der Prüfung der Dr. Francisco Mageſtè, den wir ſpäter bei den Kirchenſtreitigkeiten als renitenten Prieſter kennen lernen werden, ein Privatlehrer D. Manuel Garzon, und zwei andere Herren. Zur Prüfung im Engliſchen zog man Kaufleute und andere Privatmänner hinzu, die engliſch ſprachen oder, wie man mir ſagte, wenigſtens ſprechen wollten. Die griechiſche Sprache iſt auf der Univerſität

ganz unbekannt, der lateinischen Sprache bedient man sich bei Reden und Feierlichkeiten nie.

Bei solchen freien Verhältnissen mußte es also dem padre G. nicht schwer werden, eine Erlaubniß zur Einrichtung einer neuen philosophischen Aula zu erhalten. Wir waren sehr gespannt, als unter Assistenz des Gouvernements, eben jenes Ministers, jenes Staatsmanns erster Ordnung mit dem schwungvollen Namen, der Cursus eröffnet werden sollte. Ein Freund von mir, ein schwedischer Dr. A. (bekannt durch sein compendio de la historia antigua, welches er aus dem Schwedischen des Historikers Ekerlund zu Montevideo 1860 ins Spanische übersetzt hat, als er einer der Professoren der von mir geleiteten höhern Schule war,) und ich, wir gehörten zu den erwartungsvoll Zuhörenden, als der Akt begann. Der Minister hatte zunächst einige unzusammenhängende Worte über Wissenschaft, Fortschritte, Civilisation nach gewöhnlich herausprahlender Weise südamerikanischer Staatsmänner uns nicht vorenthalten wollen. Man sah es aber dem vornehmen Mann, der ein Nachkomme eines almacenero en menor ist, recht an, wie nachlässig hinwerfend er über den Gegenstand zu sprechen suchte, und endlich that er ein Uebriges und schellte mit seiner silbernen Klingel. Wir waren alle sehr ruhig und anständig, also war es gar nicht nöthig, aber es machte sich doch gut. Da verbeugte sich der Philosoph und begann seinen Vortrag. Derselbe war sehr gründlich und zog mich an. Was er über die Bedeutung der Wissenschaften und ihren Zusammenhang sagte, war klar und einleuchtend. Als er uns den Baum der Wissenschaften (el arbol de las sciencias) schilderte und seine Zweige beschrieb, mußte ich die Einfachheit anerkennen, die so fremd den südamerikanischen Schriftstellern und Rednern zu sein pflegt. Denn sie sprechen und schreiben mit einem unausstehlichen Pathos in allen möglichen Superlativen, die sich wirklich jagen, so daß sie durch Uebertreibungen und Ueberschwenglichkeiten gut zu machen suchen, was ihnen an Kenntnissen und Tiefe abgeht. Auch war die philosophische Sprache korrekt. Der Dichter sagt: „Sterne werden immer scheinen, allgemein auch, zum Gemeinen, aber gegen Maß und Kunst richten sie die

ſchönſte Gunſt." Man konnte dem Vortragenden und den Zuhörern nur Glück wünſchen, wenn ſie die echte Philoſophie pflegen wollten, welche den Herrn des Seins, nicht den Gott in der Idee, ſondern den wirklichen Gott, den exiſtenten Gott in allen Kirchengemeinſchaften anbetet. Das Wahre, ſagt Schelling, iſt keineswegs von der Art,' daß es nur mit unnatürlichen Anſtrengungen ſich finden, oder mit unnatürlichen Worten und Formeln ſich ausſprechen ließe. — Platon zerkreuzigt ſich nicht, wie mancher neuere Philoſoph" (Philoſophie der Offenbarung I. S. 18 u. 19.)

Als nun der padre G. ſeine jungen Zuhörer aus dem Kreiſe des gemeinen Begreifens in das eſoteriſche Schauen des philoſophiſchen Zuſammenhangs hineinzuführen ſuchte, ſchien mir manches bekannt, als wenn ich es vor einigen Jahren in Deutſchland geleſen hätte. Ich theilte meine Muthmaßung meinem Begleiter mit, der gleichfalls über die Klarheit und affirmative Einfachheit und über die geſunde Ableitung ſeiner Ausführungen nur günſtig ſich äußerte. Zu Hauſe angekommen, nahm ich die Pariſer Original-Ausgabe der filoſofia fundamental von Don Jaime Balmes vom Jahre 1851 zur Hand, obgleich ich nicht recht glauben konnte, daß er aus einem ſo bekannten Buche ſollte abgeſchrieben haben. Indeß fand ich wirklich lange Sätze, die wichtigſten des Vortrags, dem Werke entnommen. Bereits aus dem erſten Kapitel hatte er ſich bereichert und im vierten ſein Thema gefunden: los filoſofos han buscado un primer principio de los conocimientos humanos ꝛc. (die Philoſophen haben ein Grundprincip der menſchlichen Erkenntniſſe geſucht u. ſ. w.) Wir ſchwiegen natürlich, und ich wünſchte dem padre G. allen Erfolg. Beſonnen und weiſe iſt nach Sokrates ja der, welcher das Edle und Gute zu gebrauchen, das Schlechte zu meiden weiß, und gerecht der, welcher weiß, was den Menſchen gegenüber recht iſt (ſ. die Philoſophie der Griechen von Zeller Theil II. S. 99). Als Philoſoph richtete ſich der Balmes kopirende Kirchenmann nach dieſen Ausſprüchen, und ſeine Zuhörer waren nicht verwöhnte Leute. Sie empfingen einen guten Eindruck, wenn ſie wörtlich hörten, was Balmes ſchreibt: „In einem Jahrhundert des Me-

talls und der Genüſſe, in welchem alles dahin zu zielen ſcheint, die Kräfte des Geiſtes nur inſoweit zu entfalten, als ſie den Körper pflegen können, ziemt es ſich, daß jene großen Fragen ſich erneuern, in welchen der Verſtand mit reichſter Freiheit endloſe Räume durchmißt." (En un siglo de metálico y de goces, en que todo parece encaminarse a no desarrollar las fuerzas del espiritu, sino en cuanto pueden servir a regalar el cuerpo conviene, que se renueven esas grandes cuestiones, en que el entendimiento divaga con amplisima libertad por espacios sin fis"). Nun hatte er indeß auch die Dreiſtigkeit den Vortrag drucken zu laſſen, unter dem Titel „Annalen der Akademie der Philoſophie und der freien Künſte zu Montevideo Heft eins." Auch ſtiftete er einen Abendcirkel für Aeſthetik auf der Univerſität. Doch als einige junge Leute über philoſophiſche Fragen mit ihm disputiren wollten, ging er auf nichts ein. Das erbitterte dieſelben gegen den armen Mann, der nur ſein Heft kannte. Seine Benutzung des Balmes wurde übrigens doch allmählig bekannt. Der Fremdling verſchwand und Akademie Aeſthetik Philoſophie und alle pompöſen Ankündigungen waren nach zwei Monaten gänzlich vergeſſen. Solche Worte „Annalen Akademie u. ſ. w." tauchen ab und zu auf.

Bald darauf hieß es, eine Franziskaner-Miſſion ſei in der Stadt erſchienen. Sie beſtand aus Italienern, und ſie gewann ſchnell einen großen Anhang unter den zahlreichen italieniſchen Reſidenten der Stadt. Sie giebt uns Veranlaſſung über die Italiener und über die Revolution von 1858 den Leſern dieſer Erinnerungen einiges mitzutheilen.

Freilich nicht aus den beſten Klaſſen der Geſellſchaft herſtammend, giebt es viele Italiener in der Stadt, ſie machen neben den Franzoſen, Basken, Alt-Spaniern (namentlich aus Galizien) und Braſilianern einen bedeutenden Theil, vielleicht nach den Franzoſen den bedeutendſten, unter der fremden Bevölkerung aus. Ihr Leben iſt höchſt einfach und deshalb werden viele reich. Aber weder ihr Dialekt noch ihre Sitten geben einen ſonderlichen Begriff von der Schönheit und Bildung ihres Landes. Sie ſind meiſtens Genoveſen. In Genua giebt es viel Pöbel und

gefährliches Volk. Ein Theil ſtrömt nach dem La Plata. Deshalb ſind die Italiener im Ganzen und trotz vieler ehrenwerther Männer in ihrer Mitte nicht ſonderlich geachtet. Man pflegt zu behaupten, daß die meiſten Diebſtähle in der Stadt von Italienern ausgeführt werden, und will man ſie ſchmähen, ſo nennt man ſie Keſſelflicker, tachéros. Die meiſten Bootsleute und Beſitzer kleiner Fahrzeuge ſind Italiener. Als ſolche ſind ſie eben ſo geſchickt als verſchlagen. Da ſämmtliche Schiffe entweder auf der Außenrhede oder auf der Innenrhede im Hafen liegen, niemals aber unmittelbar am Lande, ſo müſſen Perſonen und Güter auf kleinen Böten ans Land gebracht werden, ebenſo wie in Buenos Aires, in Rio, in Bahia, in Pernambuco und in den meiſten Häfen. Das belebt nun ungemein den Hafen. Die Kriegsſchiffe ſenden ihre mit zahlreichen Rudern ausgerüſteten Böte ans Land, damit die Offiziere in der kühlen Morgenluft das Gehen und Kommen auf den Straßen, den ganzen beweglichen Markt des Lebens beſchauen können. Der Proviantmeiſter holt ſich Fleiſch und Fiſche, Gemüſe und Obſt. Der höfliche Lootſe des Kriegsſchiffes holt einen Blumenſtrauß für ſeine Offiziere. Engliſche und franzöſiſche Kriegsböte, braſilianiſche und ſpaniſche kreuzen ſich, und ihre Segel rauſchen aneinander vorüber, wenn die Sonne kaum naht und beim erſten Morgenſchimmer. Aber noch zahlreicher ſind die kleinen Ruderböte und größeren Segelböte der Italiener. Sie kreuzen durch die zahlreichen Schiffe hindurch, bringen hierher, bringen dorthin Paſſagiere, holen Güter, Gepäcke und Menſchen ab. Nähert man ſich nur von Fern dem Zollhaus oder den weit in den Hafen hineinlaufenden Landungsbrücken, ja nur den Straßen der untern Stadt, wo die vielen Fleiſchereien, Schiffshandlungen, Matroſenkaffeehäuſer und ähnliche bunte Verſammlungsorte ſind, ſo wird man von Italienern umringt, mit dem Ruf a bordo patron? (an Bort Herr?) Kennt man nicht die herrſchenden Preiſe, ſo wird ein ganz unverſchämtes Fordern den mit den Hafenverhältniſſen unbekannten Fremden erſchrecken. Sie fordern oft das Zehnfache der gewöhnlichen Bezahlung. Aber bald kommen andere, welche nur die Hälfte, den vierten Theil verlangen,

und nimmt man den wohlfeilsten, so hat man noch immer zu viel bezahlt. Damen, die mit ihrem Gepäck erscheinen, um nach einem der Dampfschiffe zu fahren, welche nach Buenos Aires gehen, kommen oft in solche Böte hinein, sie wissen nicht wie. Ehe sie zur Besinnung kommen, sind sie mit ihrem Kanarienvogel oder Blumenstrauß auf eine Bank gesetzt. Fast nie sind die Bootsleute auch mit guter Bezahlung zufrieden. Durch vieles Geschrei, in welches ihre sämmtlichen sonstigen Konkurrenten einstimmen, und welches bei dem lebhaften Gestikuliren für den ruhigen Nordländer etwas Beängstigendes hat, suchen sie noch eine Kleinigkeit mehr loszumachen.

Weit hinaus bis an die meerartige Mündung des La Plata segeln die Lootsen mit ihren Böten, um die Schiffe zu gewinnen, die nach Montevideo oder Buenos Aires fahren. Auch unter ihnen sind viele Italiener. Es giebt eine bestimmte Anzahl Lootsen, welche von dem Staat bestätigt sind. Diese machen sich Konkurrenz und viele segeln vom frühen Morgen bis zum späten Abend meilenweit umher, um ein weißes Segel zu entdecken. Beim Sturm treiben sie auf ihren kleinen Böten munter umher, denn ihr Geschäft bringt viel Geld ein, Ein Schiff von Montevideo nach Bueno Aires zu bringen, wird oft mit sechs Goldunzen mit mehr als 120 preußischen Thalern bezahlt. Haben sie also zwei bis drei Schiffe jeden Monat nach Buenos Aires hinaufgebracht, so haben sie nach südamerikanischem Maaßstabe schon eine bedeutende Einnahme gehabt.

Im Hafen an der Landungsbrücke der untern Stadt hört man viel italienisch sprechen. Ein Stück von genovesischem oder neapolitanischem Volksleben trifft man also in Montevideo ebensogut an, wie ein kleines Paris der Salons in den Kreisen der vornehmen Welt. Dabei bemerke ich, daß auch französische und portugiesische Botsleute zahlreich vorhanden sind, wie deutsche und dänische Lootsen. Das Nationalitätengemisch macht den Aufenthalt in südamerikanischen Städten so anziehend. In Rio Janeiro z. B. fuhr mich immer ein spanischer Botsmann und der erste Lootse, den ich in Montevideo antraf, war ein Portugiese.

Deutsche Schäfer aus Pommern und Mecklenburg oder aus

andern Gegenden, in denen das Leben noch höchst einfach ist, sind gewöhnlich bei ihrer Ankunft in Montevideo ein Opfer der italienischen Bootsleute. Man verlangt ihnen für eine kleine Fahrt vom Schiff, das sie aus Hamburg oder Bremen gebracht, nach dem Zollhaus wohl zehn Thaler ab, wenn der gewöhnliche Preis nur ein halber ist. Da sie die Sprache nicht kennen und viel unbeholfener sind, als die ankommenden gallègos (aus der spanischen Provinz Galicien) vizcainos (Biskayer) oder genoveses (Genuesen), die in der Heimath keinen gnädigen oder hochgeehrten Herrn haben, der für sie sorgt, so klagen sie gewöhnlich sehr über die Prellereien, denen sie zum Opfer gefallen. Guten Rath von Sachverständigen und mit den Ortsverhältnissen bekannten Leuten nehmen überhaupt deutsche Auswanderer mit Mißtrauen auf, dagegen glauben sie jedem heruntergekommenen deutschen Herumtreiber aufs Wort. Diese Tagediebe sind meistens Agenten deutscher Wirthschaften, in welche die armen Einwanderer hineingelockt werden, um konfuse Rathschläge zu hören, und viel Geld zu lassen. Genuesen und Gallegos oder Basken finden sofort viele Landsleute und ziehen gleich nach ihrer Ankunft in Schaaren fröhlich durch die Straßen. Dagegen seufzen und jammern die deutschen Einwanderer namentlich die Frauen bei ihrer Ankunft, wenn sie es auch in der Heimath noch so schlecht gehabt haben. Sie handeln nicht recht, denn zahlreiche Möglichkeiten ein ruhiges Familienglück zu finden und das Brot leicht zu verdienen, eröffnen sich gar bald. Anders benimmt sich der Italiener.

Der Italiener, welcher gestern angekommen ist, ist heute schon so heimisch, als wenn er Jahre lang in der Stadt gelebt hätte, findet er doch dieselbe Lebensweise der niederen Stände wieder, wie sie in seiner Heimath gebräuchlich ist. Fast vor jedem Haus, in den von Italienern bewohnten Straßen der untern Stadt steht ein hoher braséro, ein Kohlenbecken, und die Hausfrau bratet mit Oel ein Gericht Fische. Viele Italiener sind selbst Fischer. Das giebt einen nicht besonders angenehmen Duft diesen Stadttheilen und hier rauscht die elegante Welt in Damast und Sammet nicht vorüber, wie durch die calle

Porton, calle Sarandi, calle Zavala und calle Rincon. Auch viele Zwiebeln und Knoblauch verrathen sich in diesen Straßen als Nahrungsmittel. Aus den österreichischen Besitzungen in Italien und aus Dalmatien sind einige Familien eingewandert. Niemand mag gern österreichischer Handelskonsul sein, weil so viele Italiner das Konsulat belästigen. Es liegt viel Unruhe im Blut der Italiener, namentlich der Genovesen. In den Revolutionen wachen ihre Lebensgeister recht auf. Da finden sie ihr rechtes Element. Da wird flammende Leidenschaft die Poesie ihres Lebens. Da stürzen sie sich für fremde Interessen blind ins Verderben.

Reich an Abenteuern zu Wasser und zu Land sind am La Plata die Bürgerkriege. Auf den kleinen Inseln in den Flüssen sich verstecken, durch weite Ebenen jagen, das ist dann eine rechte Lust für die Kämpfer. Hier eine fremde Kuh schlachten, dort ein schönes Pferd rauben, hier die Gastfreundschaft eines Estanzieros genießen und dort in einem kleinen Städtchen die ganze Bevölkerung erschrecken oder in die Flucht jagen, in einer Bucht an einer kleinen Flußinsel die Böte verstecken und ruhig unter den Zwergpalmen, Feigenbäumen und Naudubeybäumen und den dichten Schlinggewächsen schlafen, dann wieder hineinsegeln in die Hauptstadt und deren Befestigungen vertheidigen, und kurze Zeit darauf sich einem Trupp kühner Reiter anschließen, welche heimlich hunderte von Meilen im eiligen Ritt zurücklegen und am andern Ende der Republik die Zeichen ihrer Parthei entfalten, dann hinein sich werfen in ein Städtchen und das vertheidigen und später zurücksprengen durch die Linien der Feinde hindurch in die Hauptstadt hinein, alles das giebt den Bürgerkriegen am La Plata die Poesie des alten Krieges, welche unter dem kunstmäßigen Hinschlachten so vieler Regimenter in europäischen Kriegen gänzlich zu verschwinden droht. Auch viele Italiener genossen diesen Reiz des Krieges und diese Poesie der Abenteuer. Garibaldi, der berühmte Mann, hat in Montevideo seine ersten Erfolge errungen. Er kämpfte auch hier für das, was er Freiheit der Völker nennt, obgleich damals, wie viele Freunde mir versicherten, nichts von einem völkerbeglückenden Genius in

ihm zu ſpüren war. Alexander Dumas, der große Mann, hat Garibaldi's Abenteuer in Montevideo beſchrieben.

Auch bei der Revolution von 1858 betheiligten ſich viele Italiener zu Gunſten der rothen Parthei. Man hatte ſeit 1852 eine Ausgleichung der weißen und der rothen Parthei herzuſtellen geſucht, aber das Einigungsmittel nicht gefunden, weil eine Mittelparthei unter dem Titel el partido nacional ſich bildete, die meiſtens nur die Intereſſen der weißen Parthei vertrat, nachdem einige alte Rothe, wie der nachmalige Präſident Pereira, der General Medina und Andere dieſem wohlmeinenden partido nacional ſich angeſchloſſen hatten. Die Heißſporne der weißen Parthei und die ſeit längerer Zeit vom Regiment und namentlich von den einträglichen Stellen entfernten Rothen ließen es zu einer Verſöhnung nicht kommen. Der Haß der Väter ging auf die Söhne über, und die Revolution von 1858 war die Folge. Neben den Häuptern der rothen Parthei und den eingebornen Generälen, die man bei Quinteros gefangen nahm, mußten auch viele Italiener den Verſuch mit ihrem Leben bezahlen, eine geſetzmäßig etablirte Regierung bekämpft zu haben, welche wirklich nur das Beſte des Landes im Auge hatte und die erſte war, welche organiſiren, beruhigen und dem geſunden Fortſchritt ohne Deklamationen dienen wollte. Haß und Widerwillen waren ſeit lange geſät und die mußten keimen. Es dürfte von Intereſſe ſein, wenn ich einiges aus dieſer Revolution mittheile, ſo weit ich ſelbſt ſie beobachtet habe.

Viertes Kapitel.

Die Revolution von 1858. Die Konsuln und die Kriegsschiffe. Meine Reise nach Canelones. Die kleinen Gefechte der Insurgenten. Das Ende der Revolution. General César Diaz. Die Kapitulation. Das Blutbad zu Quinteros. Der Einzug des siegreichen Regierungsheeres in die Hauptstadt. Allerlei über die Estancieros, die Schafzucht und Handelsverhältnisse.

Kaum gelangte die Nachricht in die Stadt, daß die auf dem Lande versammelten Schaaren der Insurgenten dieselbe wahrscheinlich einschließen würden, als die nordamerikanischen, englischen, französischen, spanischen, brasilianischen, portugiesischen und sardinischen Kriegsschiffe ihre Seesoldaten in die Stadt schickten. Die bunten Uniformen, die schmucken Gestalten, die muntern Erscheinungen, von großen und kleinen, niedlichen und häßlichen Offizieren kommandirt, vertheilten sich über die Stadt, um die Fremden und das fremde Eigenthum auf dem Zollhaus und in den fremden Handelshäusern zu schützen. Wir armen Deutschen gingen leer aus, obgleich so viele Handelsschiffe im Hafen liegen, die bald die hannöversche, bald die bremer, bald die hamburger Flagge zeigen, zuweilen auch die preußische, die mecklenburgische und die von Oldenburg. Freudig schauten wir hinaus aufs Meer, wenn unser Adler, wenn schwarz und weiß auf hohem Mast sich zeigte. Auch in der Stadt hatten wir preußische Vertreter. Wir hatten nicht allein einen preußischen Generalkonsul, sondern auch einen preußischen Konsul, der erstere war zugleich für Buenos Aires und die argentinischen Staaten und für Paraguay ernannt und meistens nur vorübergehend in der Stadt,

der letztere hatte ein wichtiges Amt im Zollhaus angenommen und deshalb seine Geschäfte als Konsul zeitweise abgegeben. Für ihn war ein preußischer Vice-Konsul ernannt, und als dieser auf mehrere Jahre nach Paris ging, fungirte ein Stellvertreter des Vice-Konsulats. Dann hatten wir einen hamburger, einen bremer, einen lübecker, einen hannöverschen, einen östreichischen, später sogar auch einen oldenburgischen Konsul. Ja in Buenos Aires gab es einen sächsischen Konsul, ähnlich wie ich in Rio Janeiro die Bekanntschaft eines badenschen und eines würtembergischen Generalkonsuls machte. Alle drei sind sehr angesehene und mit den südamerikanischen Verhältnissen wohl vertraute Männer. Außerdem giebt es in der Banda oriental in dem Städtchen Mercedes, das am Fluß Rio Negro liegt, einen preußischen Vice-Konsul, der so ziemlich die einzige konsularische Persönlichkeit im Städtchen ist. Ein italienischer Wundarzt vertrat neben ihm eine Zeitlang die Interessen Italiens an selbigem Ort. Wir vermißten, wie so viele Preußen im Ausland, preußische Kriegsschiffe. Mit welcher Freude hätten wir es gesehen, wenn preußische Flaggen auf Kriegsschiffen preußische Fahnen auf dem Generalkonsulat begrüßt hätten! Eine große Freude verursachte es allen deutschen und namentlich preußischen Landsleuten, als später Seine Hoheit Herzog Wilhelm von Mecklenburg den La Plata besuchte. Der Neffe unsers Königs wurde, wie alles, was aus Preußen kam, freudig begrüßt.

Es wurde also das Zollhaus scharf besetzt, weil in ihm so viele Besitzthümer der europäischen und nordamerikanischen Häuser in Depositum liegen, nemlich importirte Waaren, die man noch nicht zum Verkauf braucht und die noch nicht versteuerten. Die Häuser des englischen, nordamerikanischen, portugiesischen, spanischen, brasilianischen, argentinischen, französischen Geschäftsträgers hatten ihre Fahnen aufgezogen. Man that solches, um die Häuser kenntlich zu machen. Desgleichen schmückten die Konsuln und fast alle Italiener und Franzosen, denen die Häuser der Vorstadt und der Hafengegend zum großen Theil zugehören, ihre Wohnungen mit den Flaggen ihrer Nation. Es herrschte viel Sicherheitsgefühl unter den Fremden, wie denn auch die Er-

fahrungen früherer Jahre zur Genüge bewieſen hatten, daß den ſich unbetheiligt haltenden Ausländern ſelten ein Leid geſchieht. Da die meiſten Ausländer kaufmänniſche Geſchäfte betreiben, ſo iſt ein Uebergewicht kriegeriſcher Neigungen niemals unter ihnen bemerklich geweſen. So lange die Preiſe für geſalzene und getrocknete Häute nicht zu ſehr fielen, riefen ſie mit der Jungfrau von Orleans im vierten Aufzug: „Kümmert mich das Loos der Schlachten, mich der Zwiſt der Könige?“ Die meiſten ſchenkten indeß ihre Herzensſympathien der rothen Parthei, deren Soldaten bald vor den Thoren ſtehen ſollten. Nur einige jüngere Kommis, Geſchäftsleute und Reiſende, welche mit den ſteinreichen weißen Damen J. und den durch ihren tiefen Baß ſich auszeichnenden Töchtern des Herrn B. bekannt waren, hielten es für elegant und vornehm, in reizender Nachläſſigkeit ihre Sympathien für die weiße Parthei zur Schau zu ſtellen, während manch' derber und einſichtsvoller Ehrenmann unter den Deutſchen den Satz ausſprach: die Kerls taugen alle nichts, die einen ſo gut, wie die andern.

Es fielen gleich am Anfang des Bürgerkrieges einige recht barbariſche Scenen vor. So ſteckten die Inſurgenten den Kopf eines gefallenen Offiziers auf eine Stange, die ſie umherführten, das Herz ſchickten ſie ſeinem Vater, einem ſ. g. Blanco malo, nachdem der Unglückliche in einem Gefecht an der Vorſtadt Cordon gefallen war. Die Rothen, die Colorados, machen nemlich einen Unterſchied unter den Weißen, ſie erzählen ſich von Blancos buenos und Blancos malos (von guten und ſchlechten Weißen). Bei allen verurtheilen ſie die politiſche Partheiſtellung, bei letzteren auch den Charakter. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, mit zwei wüthenden Rothen an der Tafel eines Hotels zu ſpeiſen, es waren beide unbeſchäftigte Männer, die theilweiſe vom Geld ihrer Väter, theilweiſe von Zeitungsſchreiberei oder vielmehr Zeitungsſchreierei lebten. Wenn von dem ſchlechten Charakter oder von den ungebildeten Sitten der Einwohner des Städtchens San J. oder ähnliches, berühmte Leute betreffendes, geſprochen wurde, ſo hieß es aus ihrem Mund: que quiere U. son blancos! (was wollen Sie, es ſind Weiße!). Zu den ſ. g. Blancos malos

rechneten die Colorados auch den Polizeichef und sein Sohn war jener Getödtete.

Ich befand mich beim Ausbruch der s. g. Revolution — kein Europäer würde sie für eine der fürchterlichsten der Art nach halten — in Canelones, einem lieblichen, kleinen Landstädtchen, um daselbst wenigen deutschen und dänischen Kolonisten zu predigen. Obgleich der Kriegsminister uns zufällig mittheilte, daß auf Donnerstag der Ausbruch einer Revolution angesagt sei — man sagt hier nemlich die Revolutionen häufig an, gerade so wie in mancher kleinen Stadt Gerüchte umhergehen, bevor eine Feuersbrunst ausbricht — so reiste ich doch am Dienstag früh, der auf den Sonntag nach Weihnachten folgte, nach dem nur 9 Leguas entfernten Städtchen. Mich begleitete mein Freund Dr. A. Es hatte die ganze Nacht lebhaft geregnet, und deshalb waren die bis dahin staubigen Wege wunderschön. Außer uns fuhr noch ein Baske und ein Catalan (ein Katalonier) durch die freie Welt in der so oft beschriebenen Dilijencia. Es war gerade die Erndtezeit, wenigstens für den Weizen. Den Weizen haben die Spanier hier eingeführt, und man baut ihn vom 41. bis zum 26. Grad in allen La-Plata-Ländern. Schon zu Azara's Zeiten baute man in den Umgebungen von Montevideo das 12. Korn. Doch bemerkt schon dieser berühmte Reisende, daß das Weizenkorn von Buenos Aires und Montevideo fast um die Hälfte kleiner ist als das von Spanien (Viajes u. s. w. S. 68). Vor der spanischen Eroberung bauten die Indianerstämme ein wenig Mais, weiße Bohnen, Kürbis und Batata's. Doch thaten das meistens nur die Guaranis, die andern Stämme, namentlich auch die Charruas, welche die Banda oriental bevölkerten, lebten ausschließlich von der Jagd. Die letzteren kämpften stets mit den Europäern, bis ihre letzten Reste 1832 gänzlich vernichtet wurden. Sie hatten auch vor 1726 und vor der Gründung Montevideo's eine Kolonisation des Landes unmöglich gemacht. Welche Rolle der Anbau des Weizens für die spätere Geschichte des Landes spielen wird, läßt sich schwer bereits jetzt sagen. Die Ackerbaukolonien scheinen einen entschieden günstigen Erfolg in der Banda oriental zu haben. Martin de Moussy theilt mit, daß im Departement

Montevideo der Weizen das 12., in dem von Maldonado das 20. und in dem von Paisandu das 22. Korn giebt. Auch um das Städtchen Canelones herum ist viel Land mit Weizen besät, man hat zum Säen oft bis zum Juni Zeit und im December erndtet man ihn ein.

Auf unserm Wege erfreuten uns die zahlreichen Verbenas, rothe und weiße. Erstere geben oft ganzen Hügeln ein röthliches Schimmern. Herrlich schmücken sie das ganze Land im November. Doch zieht wohl jeder der rothen Verbena die weiße vor, deren lieblicher Duft einen besonders feinen und distinguirten Charakter hat. An den kleinen Flüßchen und Päßen blühen zahlreiche Wasserblumen, auf ihnen schaukeln sich zierliche Wasservögel, während Rebhühner, Tauben und Schnepfen die Landschaft beleben, namentlich thuen dies die wilden Tauben, die in Schaaren überall die gesteigerte Bodenkultur begleiten. Die zahlreichen Viehheerden geben den ausgedehnten Ebenen mit ihren wellenförmigen Hügeln ein eigenthümliches Gepräge. Mit Freuden wies uns der Spanier auf den Campo limpio hin, auf das freie Feld. Nichts schönres giebt es für die Eingebornen und für alle, welche die Anschauungen und den Geschmack derselben angenommen haben, als eine weite Ebene mit Viehheerden und unendlichem Gras.

Wir kamen in das Städtchen Las Piedras eigentlich San Isidro de las Piedras. Wir würden es ein Dorf nennen, voller Staub, alter Häuser und vieler Hütten, in denen Kanarier wohnen. Die unvollendete Kirche ragt trauernd empor, Schweigen ruht auf dem wüsten weiten Platz, und nur wenig aufgezäumte Pferde stehen in den Nebenstraßen vor den Tiendas und den Pulperias. Einige Landleute mit reichen Sporen und weiten Beinkleidern und um den Kopf gebundenem Tuch reiten durch den Staub. Sonst haben die fleißigen Einwohner kein anderes Vergnügen als die zahlreichen Dilijencia's zu bewundern, welche ohne Pferde in dem Städtchen zu wechseln rasch durcheilen, und nach allen Richtungen der Republik Reisende führen. Einmal im Jahre feiern sie dem San Isidro ein Kirchenfest, dann belebt sich der kleine Ort. Montevideo sendet schmucke Damen, einen fest-

predigenden Prieſter, etliche andre beim Cura Moreno feſteſſende Prieſter, junge Leute und Regierungsbeamte. Ein Hochamt und nach den Vespern ein feierlicher Umzug durch die Straßen leiten die Wettrennen und den Ball ein, ohne den kein Kirchenfeſt gefeiert wird. Was würde der Santo ſagen, wenn am Abend kein baile wäre? Er würde gewiß höchſt unzufrieden ſein, wenn ihm zu Ehren niemand tanzen wollte. Und mit vielem Anſtand und ohne auch nur die geringſte Verletzung des Taktes und der Sitte vergnügen ſich die jungen Leute zur Freude der andern Feſtgenoſſen. Selbſt die Prieſter ſind beim Ball zugegen, und ſo ſchließt ſich an die Kirche die Fröhlichkeit des Volkslebens an. Dabei ſind die Männer mäßig in ihren Genüſſen, keine Papiercigarre läßt ſich ſehen, und außer Limonaden trinkt ſelten jemand etwas andres. Da iſt noch ein Stück von geſundem Volksleben zu finden. Auch während der Karnevaltage belebt ſich Las Piedras wie alle kleinen Städte, Masken ziehen umher, Bailes werden gegeben, carreras (Wettrennen) veranſtaltet. Zwiſchen zehn und vier Uhr des Tags läßt ſich zu gewöhnlichen Zeiten ſelten ein weibliches Weſen am Fenſter ſehen, auch wenn eine Dilijencia während dieſer ſpäten Stunden durch die Stadt und hinaus ins freie weite Land eilt. Der Schlaf, die ſüße Gewohnheit der Sieſta, iſt mächtiger als die Neugierde, die Thüren ſind geſchloſſen, die Fenſtervorhänge heruntergelaſſen, ſelbſt die zahlreichen Hunde rühren ſich nicht, auch kein Vogel giebt einen leiſen Ton. Halb ſchlafend ſchaut hier und da ein dienender Jüngling aus einem Laden heraus, bedauert die in Staub gehüllten Reiſenden, und raſch führen die acht Pferde den Omnibus hinweg aus der todtmüden Stadt.

Bald kommt man nach Canelones. Lange hat man den hohen Kirchthurm dieſes angenehmen Städtchens geſehen. Unmittelbar über der Landſtraße auftauchend, lockt er und ruft er gleichſam die Reiſenden, ſteigt aus der öden Einerleiheit fruchtbarer Weiden, die hügelförmig auf und niederwallen, als einziger nach den Wolken ſtrebender Gegenſtand empor. Bald ſieht man neben der hohen Kirche die Maisfelder, die Pappeln, Weiden, Birnbäume und Pfirſichwäldchen und den freundlichen Ort

ſelbſt. Auch Orangen giebt es da, aber die Früchte ſind nicht ſüß und werden wenig genoſſen. Wunderſchön iſts immer wenn der Baum im Oktober blüht und noch die vollen rothen Früchte vom April und Mai ihn zieren. Dagegen ißt man viel die Pfirſiche, ſie ſind ſehr heimiſch geworden im fremden Land und haben ſich zahllos vermehrt. Man pflanzt den Pfirſichbaum einfach, dann pflegt man ihn nicht weiter. Die Wäldchen erneuen ſich fortwährend, wenn auch das funfzehn bis zwanzigjährige Leben der Bäumchen nur kurz genannt werden kann. Die Früchte derſelben ſind das geſündeſte Obſt, niemals verurſachen ſie ein Unwohlſein. Um Canelones herum gedeihen ſie ſo recht. Manches Jahr fallen ſie aus wie bei uns die Pflaumen und die Kirſchen, und keine Frucht läßt ſich im Wäldchen blicken. Dann entbehren die kleinen Landſtädtchen ihr beſtes und wohlfeilſtes Obſt. Hier und da hat man Birnbäume gepflanzt. Steht ſogar irgendwo an einem Ort ein Apfelbaum, da wo die Dilijencia Pferde wechſelt, ſo bewundern die Reiſenden den ſeltenen Baum, der in dieſen Gegenden nie andre als ſüße Früchte trägt. Solch ein kleines Apfelbäumchen ſtand vor dem Gaſthauſe des Major Devia in Santa Lucia. Aus dem ſtrohbedeckten Sommerhäuschen ſchaute ich oft auf die ihn bewundernden Reiſenden. Auch die deutſchen und däniſchen Koloniſten hatten ſchöne Pfirſichwäldchen, und da die Bäumchen recht brav waren, ſo erfreuten ſie ſehr. Das ganze Städtchen kam in der Fruchtzeit häufig bei ihnen Pfirſiche kaufen. Im Schatten der Bäumchen ſpielten wunderſchöne weiße Hühner in Schaaren. Hier und da belauſchte ſie ein Kardinal, der bekannte ſchöne rothe Vogel, und er wiegte ſich auf der ſtolzen Pappel die hier längſt Europa vergeſſen hat, von wo ſie 1809 nach der argentiniſchen Stadt Mendoza und von da nach allen La Plata Ländern gekommen iſt. Der Mais wartete noch auf den Tag der Erndte. Der kommt für ihn oft erſt im März. Die andern Getreidearten lieben nicht dieſe Gegenden. Gerſte und Hafer baut zum Scherz ab und zu ein Europäer an. Mais füttert Pferde und Hühner.

Als ich nun in dieſem Städtchen Canelones am Mittwoch

Abend gepredigt hatte und aus dem dicht vor der Stadt liegenden Landhause eines dänischen Kolonisten, in dem solches geschehen war, heimgekehrt, die Ruhe aufgesucht hatte, wurden wir, mein Begleiter und ich, um Mitternacht plötzlich aufgeweckt. Die ganze kleine Stadt füllte sich mit Soldaten an, und zwar waren es Soldaten auf der Flucht. Sonst ist es tief ruhig um Mitternacht in den kleinen Städten. Ab und zu nur ziehen ein paar Neger, die leise und schwermüthige Weisen singen, durch den Vollmondschein. Die Mandoline ruht in ihren Händen. Nie hört man den Lärm streitender Menschen auf den Plätzen und auf den Straßen. Selten jagt ein Reiter fest in den Poncho eingehüllt, durch die verlassene Stadt. Darum machte es sich eigenthümlich, als diese Nacht den friedvollen Charakter verlor. Die Insurgenten, an deren Spitze die Generäle Cesar Diaz und Freire und Oberst Tajes standen, hatten die Soldaten der Regierung besiegt und sie nach Canelones hinein gejagt. Man fürchtete einen Angriff auf die Stadt, deren Einwohner der weißen Parthei ihre Sympathien geschenkt hatten. Im Mondschein bestiegen Soldaten das flache Dach der Kirche, des Polizeigebäudes und einiger Häuser, und sie sahen in der stillen hellen Sommernacht weit auf das Feld hinaus, zu schauen ob der Feind käme. Die Rothen aber ließen Canelones seitwärts liegen und verschanzten sich an der Brücke, die zwischen Canelones und Las Piedras liegt.

Früh brach der linde Morgen herein, eine sanfte Kühle wehte in der herrlichen Luft. Es war der Tag San Silvestre papa (Sylvester) und dieser letzte Tag des Jahres sah einen Theil des Landes Uruguay bereits in den Thränen bringenden Bürgerkrieg hineingeführt. Die lieben deutschen und dänischen Kolonisten waren in das Städtchen gekommen, um uns das Geleit zu geben, sie umstanden mit uns die Dilijencia und wir sprachen von den Tagesereignissen und von ihrer Furcht für ihre Pferde, die sie schon neben ihren Häusern bewachen ließen. Viele Einwohner des Städtchens gingen hin und her mit den Soldaten spazieren, auch die Padres des Orts in ihren langen Priestergewändern waren schon rüstig dabei, um diese frühe Stunde, um 5 Uhr Mor-

gens nehmlich, Neuigkeiten mit den Offizieren auszutauschen. Eine Glocke rief zur Messe und einige schwarz gekleidete Frauen sah man zur Andacht eilen. Die Tiendas waren geöffnet, die Soldaten drängten sich an sie heran. In solchem Städtchen ist der Platz alles, Kirche, Regierungshaus, Fonda's, Tienda's und die bessern Privathäuser nehmen das weite Viereck ein. Alles sieht man auf einmal. So sahen wir mit Interesse wie die durch den Krieg angeregte Lebhaftigkeit des Städtchens sich entfaltete. Da kam zu unserm Schreck ein Befehl der comandánzia (der Militärbehörde), daß die Dilijencia nicht nach der Hauptstadt fahren dürfe. Eine Schaar von ladrones und pícaros das sind Diebe und Spitzbuben (eine liebreiche Bezeichnung der Insurgentenparthei, der Rothen) hätte sich zwischen Canelones und Las Piedras gelagert, und sie würden ohne Zweifel die Dilijecia ausplündern. So zogen wir betrübt wieder in unsere Fonda hinein. In solchen Zeiten mag man doch am liebsten in seiner Stadt sein, und schon fürchteten wir, zu einem wochenlangen Exil in der allerdings anmuthigen aber unsichern Gegend verurtheilt zu werden. Der gefe politico (Regierungschef) des Departements Canelones kam indeß in die Fonda zum Frühstück und versprach die Dilijencia am Neujahrstag abgehen zu lassen.

An diesem Sylvestertage sollte bei einem Dänen auf seiner Chacra durch 200 Pferde das Getreide ausgedroschen werden. Deshalb hielten wir unsere Landsleute nicht zurück, sondern baten sie, sich ungehindert an dem ländlichen Fest zu betheiligen, welches alle Nachbarn zum Arbeiten und zum Feiern zusammenführt. Die Pferde werden in höchster Eile rundherum in einem abgesteckten Raume gejagt, während man ihnen das in Haufen gebundene Getreide unter die Füße wirft. Am Abend sammelt man das Korn und das zertretene Stroh zu Haufen und sichtet das Ganze, indem man es mit einer Schaufel in die Höhe wirft und dem Luftzug aussetzt. So geht viel Weizen allerdings beim Tragen der Gebinde nach dem abgesteckten Platz und durch die Pferde und durch das einfache Mittel der Sichtung verloren, aber die Arbeit ist leicht und bequem. Gewöhnlich regnet es auch Ende December nicht und die Arbeit wird nicht unterbrochen. Ist die

Tagesarbeit gethan, bei der alle Nachbarsleute und alle Nachbarspferde helfen, so erfolgt ein Mahl. In den nächsten Tagen findet man sich bei einem andern Nachbar zu gleicher Arbeit ein. Auch hier giebt es menschenfeindliche Sonderlinge, welche diese nachbarliche Sitte nicht mithalten, sondern für sich allein ausdreschen, und auch niemandem helfen. Sie wollen mit niemandem etwas zu thun haben, sie wollen ihren eignen Weg gehen. Meistens sind das Deutsche, die die Nachklänge einer nationalen Erbkrankheit, nehmlich des sich Isolirens, auch in der neuen Welt durch die trübsinnige Seele hindurchtönen lassen. Auch hier wohnten ein Sachse und ein Baier dicht neben einander, ihre Gärten und ihre Weizenfelder berührten sich, aber der Sachse hielt nichts vom Baiern, und der bairische Katholik verachtete den protestantischen Sachsen. Aerger als die Landeskinder warf die bairische Familie der sächsischen Heidenthum und Judenthum vor. Dabei fand sich in der Stadt selbst ein aufgeklärter Berliner Schuhmacher, der sich durch Großthun und Wichtigmacherei lächerlich machte, während er daneben den schlechten Absinth ganz besonders zu seinem Freund sich erwählt hatte. Kurz Heimathsklänge finden sich überall. Deutschlands Streit und Deutschlands Noth wandert mit den Deutschen aus. Weil nun unsre guten Freunde theils dem Nachbar halfen, theils die Pferde vor den Blicken der raubgierigen Soldaten hüteten, so blieb uns weiter nichts übrig, als im Städtchen, das eigentlich nur ein Dorf zu nennen ist, umherzuwandeln. Die Luft hat etwas so wohlthuendes und beruhigendes am La Plata, daß man auch das Widrige und die kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens bald fröhlich vergißt.

Wir bewunderten die Soldaten der Regierung, die Landmiliz, die wie Zigeuner oder wie Söldnerschaaren des Mittelalters aussahen. Wird doch der Krieg hier eben so formlos geführt wie in den alten Tagen Europas. Rothe und weiße breite Hosen, ein bunter Ueberwurf, selten eine reguläre Kopfbedeckung, meistens ein um den Kopf gebundenes Tuch, das war die Bekleidung der meisten. Einige hatten Gewehre, andere nur Lanzen, andre nur gewöhnliche Holzärte, andere hatten Messerklinken an

Lanzen angebunden. Pferde ſtehlen ſie ſich, wo ſie ſie finden, oder wo man ſie ihnen ſtillſchweigend laſſen muß. Haben ſie ein Pferd unvernünftig todtgeritten, gleich ſtehlen ſie ſich ein andres. Die meiſten von dieſen Landſoldaten waren arme Leute. Sie bekamen kein Geld auch kein Brot den Tag über geliefert, nur drei Pfund Fleiſch. Sie hatten die Freiheit, das ſo zu bereiten, wie ſie es wollten. Die Regierung kümmerte ſich weiter um nichts. Gewöhnlich thaten ſich mehrere zuſammen, und bereiteten das Fleiſch am Spieß neben einem Gebüſch. Brauchten ſie die Flamme nicht mehr zum Röti, ſo brannten ſie zum Vergnügen und an Stelle des Entremets und Deſſert das Gebüſch nieder. Selten ſahen ſie ein wenig Caña (das iſt der gebräuchliche Branntwein des Landes, der aus Zuckerrohr bereitet wird), den ſie ſo ſehr lieben. Sie bettelten uns vielfach an, und wir gaben ihnen kleines Geld. Die Offiziere traten ſehr kriegeriſch auf, und ſprachen ſehr hoch her. Auf dem flachen Dach der Kirche ſammelten ſich die Politiker, das war für jene Zeit der Mittelpunkt des ſtädtiſchen und militäriſchen Lebens geworden.

Wenn auch wenig gethan wird im ſüdamerikaniſchen Staats- Militär- und Geſellſchaftsleben, es iſt immer viel zu ſehen. Sie reden als ob ſie eine Hauptſchlacht ſchlagen wollten, und es handelt ſich nur darum einen Karren umzudrehen, man glaubt ein Oberſt wollte ſein Regiement ſchleunigſt aufgeſtellt ſehen, und es war ihm nur darum zu thun, daß ſein Pferd aus der Sonne in den Schatten käme, es ſieht ſo aus, als ob 6 bis 8 Offiziere die Nöthe der Republik und die Lage der Partheien mit tiefſtem Ernſt beſprechen, und ſie erforſchten nur, ob Don Fulano de tal ein Argentiner oder ein Orientale ſei. Dabei ſind die Soldaten durchſchnittlich geduldig, kaltblütig und von phyſiſcher Stärke. Kurz wenn ſie auch viel reden und ſich wichtig machen, ſo ſind es doch geborne Soldaten, die durch den Krieg wenig an ihren Gewohnheiten ändern. Unter dem Ochſenkarren in ſeinen Ponſcho eingehüllt, hat der Gaucho häufig bei Regen und Sturm geſchlafen, ſo iſt ihm das Bivouak keine unerträgliche Sache. Im Frieden lebt er mäßig, das Ochſenfleiſch allein bildet ſeine Nah-

rung, der Krieg legt ihm also keine Entbehrungen auf. Die Offiziere haben es nicht viel besser als der gemeine Mann.

Unter solchen Beobachtungen der aufgebotenen Landmiliz, welche den Staat vertheidigen sollte, verging uns ein Theil des Tages. Um drei Uhr Nachmittag kam ein alter siebzigjähriger Deutscher, um mich zu besuchen. Er hatte mühsam einen großen Topf Milch eine halbe Legua getragen, alle seine Pferde waren mit seinem Sohn zum Weizendreschen auswärts. Schon aus diesem Umstand ersieht man, daß ein Bürgerkrieg in seinen Anfängen und wenn er rasch vorübergeht während seines ganzen Verlaufs diejenigen Fremden wenig belästigt, die sich mit Vorsicht benehmen. Ich möchte die Drangsale eines rasch vorübergehenden Bürgerkrieges mit dem Hagelwetter vergleichen. Nur einzelne Streifen des Landes werden unsanft berührt, und einzelne Orte durch herumziehende Partheisoldaten belästigt und beschädigt. Da die Abfahrt der Dilijencia am Neujahrsmorgen trotz des Versprechens des Gefe Politico eine sehr unsichre Sache zu sein schien, und da aller Wahrscheinlichkeit nach die Verbindung mit der Hauptstadt bald auf lange Wochen hin aufgehoben werden konnte, so zeigte uns dieser alte Mann einen Fußweg, auf welchem man am nächsten nach der Hauptstadt gelangen könnte. Wir wollten diese Tour zu Fuß machen mit Hinterlassung unsrer Sachen. Aber als wir so vor dem Städtchen standen, und über den Campo Limpio hin und über die Hügel und die Gebüsche (bosquecillos) schauten, sprengten zwei Reiter in vollster Eile an uns vorüber und hinein in den Ort. Ihnen folgten je zwei oder drei in gleicher Eile ab und zu nach, woraus wir abnahmen, daß etwas geschehen sei oder geschehen würde, und eilig traten wir unsern Rückweg an. In unsrer Fonda angekommen, erzählte uns der fondéro (Besitzer der Fonda), daß die Miliz zum zweiten Male von den Insurgenten geschlagen sei. Immer zahlreicher sprengten die Reiter in die Stadt hinein, und plötzlich begannen die Glocken zu läuten. Wir glaubten, es sei ein Siegesläuten, obgleich die Truppen der legitimen Obrigkeit geschlagen waren, aber es war nur eine Höflichkeit des Pfarrers, der die fliehenden Soldaten bewillkommnen wollte, die aufgelöst hineinsprengten.

Die Revolutionen nehmen sich meistens nur in der Ferne schrecklich aus. Ausländer werden fast immer höflich behandelt und respektirt, wenn sie sich von einer unberufenen Einmischung in die Partheikämpfe fern halten. Auch ihr Eigenthum wird nicht verletzt. Wenn sie Schaden haben und nach einer Revolution über große Verluste klagen, so haben sie häufig nur spekuliren wollen, und Ochsen und Pferde geliefert, um später eine hohe Summe dafür zu lösen. Ausnahmen kommen allerdings vor. Auch Unschuldige klagten zuweilen über Beschädigung ihres Eigenthums. Die Pferde im Kriege gelten meistens als Staatseigenthum. Im Frieden hat jeder Besitzer seine eigne Marke, aber sobald der Staat Pferde braucht, nimmt er sie, wo er sie findet. Diese Pferde sind sehr stark und halten viele Mühen aus, wenn sie auch nicht sehr groß sind, sie können funfzehn bis dreißig Leguas den Reiter führen, wenn er sie ab und zu ausruhen läßt. Darum werfen sich die kleinen Corps in Revolutionszeiten bald nach dieser bald nach jener Gegend des ausgedehnten Landes, ohne große Vorbereitung und Plan hin. Pferde müssen also unentgeltlich fürs Vaterland gestellt werden, aber Lieferungen, Spekulationen, Begünstigungen und Unredlichkeiten bereichern auch hier viele Chefs und viele Besitzer. Anders ist es mit den Ochsen. Der Chef stellt im Namen der Regierung oder im Namen der Insurgenten (sie nennen sich gewöhnlich el ejercito libertadór, das Befreiungsheer) einen Schein aus, gegen welchen eine Anzahl von Thieren geliefert werden muß. Besitzer fremder Estanzias, Engländer oder Deutsche oder Brasilianer, verweigern es häufig sie zu liefern. Mir erzählte ein deutscher Estanziero, er habe dem General der Regierungstruppen sagen lassen, Ochsen seien bei ihm nicht zu verkaufen, aber er würde einige hinführen lassen, und sich ein Vergnügen daraus machen, sie zu schenken. Der General ließ ihm erwiedern, geschenkt nehme die Regierung nichts an. Aber er machte auch keinen Angriff auf die Heerden und zog weiter. Gebildete und entschlossene Ausländer, die auf ihrem Landbesitz selbst weilen, haben selten etwas zu leiden. Gelangten beunruhigende Nachrichten über Ermordungen fremder Estancieros in die Hauptstadt, so erwies es sich

meiſtens, daß keine politiſche Motive, ſondern rein perſönliche dabei im Spiele geweſen waren. Die Inſurgenten nehmen dagegen ihren Kompatrioten, was ihnen gut ſcheint, ab. Gelingt nun der Aufſtand nicht, ſo ſind auch die Scheine ohne Werth, welche ſie von jenen empfingen. Die rothe Parthei, welche damals in den Waffen war, ging ſo weit, daß ſie dem kleinen Städtchen Las Piédras eine Kontribution auflegte, die gar nicht den Kräften des Orts entſprechend war. Oft können es die Fremden nicht über ihr Herz bringen, bei den Partheikämpfen unpartheiiſche Zuſchauer zu bleiben. Geſchieht ihnen dann etwas unangenehmes, gleich ſchreien ſie heftig und reklamiren durch ihre Konſuln und Miniſter. Es iſt indeß allen Einwanderern anzurathen, ſich auf alle Fälle in Gegenden niederzulaſſen, in denen bereits viele Europäer anſäßig ſind.

Das neue Jahr der Gnade 1858 brach herein, und als wir hinauseilten in die warme köſtliche Morgenluft, die auch an dieſem Frühmorgen die Blätter der Bäume und das duftende Gras anmuthig bewegte, hörten wir, daß in der Neujahrsnacht wieder ein kleiner Kampf geweſen ſei. Den Regierungstruppen waren dabei drei Wagen mit Waffen abgenommen worden. Unſre Landsleute kamen auch an dieſem herrlich aufdämmernden Morgen um uns zu begrüßen, als wenige lichte Wolken friedlich nach der Hauptſtadt zogen, und auch uns die angenehme Morgenbotſchaft kam, daß dem Abgang der Dilijencia kein Hinderniß weiter in den Weg gelegt werden würde. Der Polizeichef wollte anfangs ſelbſt die Dilijencia eine Strecke begleiten, indeß überließ er uns nachher unſerm eignen Geſchick und unſern acht Pferden, und hinaus jagten wir in das liebe Land hinein. Eine Meile hinter der Stadt begegneten wir den Truppen der Regierung, ein Offizier ritt an uns heran und that ſo, als ob er die Dilijencia nicht weiter fahren laſſen dürfe, machte uns auf die Gefahren des Weges aufmerkſam und gab endlich dem Majoral, dem Führer der Dilijencia, einen geheimen Auftrag nach der Hauptſtadt mit. Wir machten uns noch gegenſeitig bekannt, ſprachen über Bekannte in der Stadt und empfahlen uns. Nun mußten aber auch die Pferde eilen, ſo weit ſie

nur konnten, denn einigemale begegneten wir noch andern Corps, oder ſchauten ſie in der Ferne. Zum Glück rückten die Inſurgenten immer vor uns voraus weiter, und dicht vor der Hauptſtadt gingen ſie nördlich vor, wir fuhren etwas ſüdlich und kamen unbeſchädigt in Montevideo an. Unter den zahlreichen Diligencias, welche täglich nach allen Theilen der Republik gehen und aus allen Ortſchaften kommen, war unſre die letzte, die noch durch das Thor paſſiren konnte. Kaum eine Stunde nach unſrer Ankunft ſperrten die Inſurgenten die Zugänge nach der Stadt ab und ſo blieb es einen Monat lang.

Jede Nacht gab es kurz vor der Stadt und ſelbſt in den Straßen der Vorſtadt Cordon ein kleines Gefecht. Am Tage ging alles ruhig ſpazieren oder ſeinen Geſchäften nach. Die Kaufleute klagten über den Mangel an Geſchäften und ſchauten von ihren Dächern auf die Soldaten des Ceſar Diaz hin, die auf und um den kleinen Berg Cerrito ſich gelagert hatten. In einer Nacht ging ein Theil der roth geſinnten Artillerie aus der Stadt heimlich hinaus und zum Feinde über. Das amüſirte ſehr die Fremden. Man hört in Montevideo immer viel Neuigkeiten. Selbſt über Buenos Aires iſt man gewöhnlich beſſer unterrichtet, als die Leute in Buenos Aires ſelbſt. Auch in dieſen Revolutionszeiten bewährten bekannte Neuigkeitskolporteure ihre angenehmen Talente. Etliche Häupter der herrſchenden weißen Parthei und etliche hohe Beamte hatten eine große Furcht, es könnte doch vielleicht den Inſurgenten gelingen, in einer Nacht in die Stadt einzudringen, und da das Volk der Stadt der rothen Parthei ſehr zugeneigt war, ſo wäre es auch eine leichte Sache geweſen, wenn die Inſurgenten nicht zu lange gezögert hätten. Dieſe furchtſamen Herren ſchliefen deshalb in den Konſulaten der befreundeten Mächte.

Alle junge Leute des Landes vom ſiebzehnten Jahre an ſind Nationalgardiſten. Im Frieden beſchränken ſich die Uebungen auf wenige Sonntage, im Krieg müſſen ſie das Vaterland vertheidigen helfen. Sehr viele junge Leute, die im Lande geboren waren, entzogen ſich dieſem Dienſt und flohen auf die Kriegsſchiffe und von dieſen nach Buenos Aires, alſo ins Ausland.

Den Söhnen der Ausländer, welche in Montevideo geboren waren, und deshalb für Orientalen gehalten wurden, konnte man es nicht verargen, wenn sie, die mehr für europäische Interessen leben und die Aussicht haben, bald mit ihren Familien nach England, Frankreich und Deutschland heimzukehren, ihr Leben für solche Interessen, wie Kämpfe der rothen und weißen Parthei nicht aufs Spiel setzen wollten. Franzosen und Engländer haben oft versucht, ihre in Montevideo gebornen Söhne dem Nationalgardistendienst zu entziehen, aber streng hält die Republik auch den mächtigen Nationen gegenüber den Grundsatz fest, daß jeder auf Orientalischem Boden Geborene ein Bürger des Landes sei. Die Flucht solcher Söhne von Ausländern ist also zu entschuldigen, und die öffentliche Meinung findet sie erklärlich. Indeß auch Söhne von angesehenen Familien des Landes flohen. So die Söhne des Senatspräsidenten und anderer Persönlichkeiten aus den Modefamilien der Stadt. Das heißt aus der Elite der Gesellschaft, um welche unbeschäftigte Staatsmänner, Diplomaten, Herren mit sechsfach gestalteten Visitenkarten und ähnliche Geister, wie Aubuherriras Katze um den Propheten Mahomet knurrten.

Die Insurgentenparthei hatte Unglück, sie mußte die Belagerung der Hauptstadt aufgeben. Das lange Zögern, einen Angriff auf dieselbe zu machen, trug zudiesem Resultate vorzüglich bei. Auf dem Lande sammelten die tapfern Obersten Lucas Moreno und Dionisio Coronel und andere angesehne und einflußreiche Männer die Anhänger und die Truppen der Regierung. Den einflußreichen Norden des Landes um die Handelsstadt Salto herum hielt der Oberst Lamas in Schranken. Auch der Osten um Maldonado sah Regierungstruppen und tapfere Obersten Ordnung halten und nichts regte sich. Die für die rothe Parthei erwartete mächtige Hülfe von Buenos Aires aus, blieb nur ein schöner Traum. So kam es, daß nach einer verlorenen Schlacht die Insurgenten auf ein Terrain zusammengedrängt wurden, aus welchem sie keinen Ausweg mehr fanden. Die Truppen ergaben sich, und die Anführer, vierzehn Chefs, wurden erschossen,

darunter die Generale Diaz und Freire, die Oberſten Freire und Tajes und andere Männer.

Dem General Diaz war es recht traurig gegangen. In der Schlacht bei Monte-Caceros am dritten Februar 1852, durch welche der Diktator D. Juan Manuel Roſas geſtürzt wurde, hatte er als Oberſt das Hilfskorps der Orientalen kommandirt. Das verbündete Operationsheer hatte der Brigadier General D. Juſto José de Urquiza Gouverneur und Generalkapitän der Provinz Entre Rios kommandirt. Da das orientaliſche Hilfskorps den Waffen der Republik neuen Glanz verliehen hatte, ſo wurde durch Dekret des damaligen Präſidenten Suaraz eine goldne Ehrenmedaille mit einer Lorberkrone geſtiftet. Im Jahre 1856 war Diaz neben dem erwählten Präſidenten Pereira einer der Präſidentenſchaftskandidaten geweſen. Er dachte nicht weiter an Politik, verheirathete ſich mit einer ſehr ſchönen und liebenswürdigen Dame, einer Tochter des verdienſtvollen Generals Martinez und lebte von ſeinem Vermögen zurückgezogen und glücklich im Kreiſe ſeiner Familie. Er hatte ſich eben eine der ſchönſten Villa's auf dem Lande gebaut, und ſeine Equipage, mit ausgezeichnet ſchönen und großen Pferden verſehen, erregte immer die Bewunderung der luſtwandelnden Herren und Damen, wenn die Familie auf die Quinta fuhr. Die Familie war geliebt und geachtet. Der General hatte die Staatslotterie gepachtet und dachte nicht an Umſturzpläne und Revolution. Da begannen die Anzeichen der kommenden Revolution. Wüthende rothe Partheiblätter, zum Theil von Jungen oder von andern Leuten redigirt, die auf dem Standpunkt unreifer Jungen ſtanden, beleidigten täglich die Regierung des Präſidenten Pereira, wärmten aus der Oribeſchen Zeit alte, haßerregende Sachen auf. Einſeitige Weiße leidenſchaftliche, ehrgeizige oder von ihrem Gewiſſen geplagte Männer der weißen Parthei ſahen es gar nicht ungern, wie die Rothen eine Revolution vorbereiteten. Man ſehnte ſich nach der Abwechslung und nach dem Genuß eines Partheikampfes. Die Rothen hielten die perſönliche Freiheit, die Freiheit der Preſſe für nicht geachtet, ſchrieen über Verletzung einer ganzen Anzahl von Artikeln der Konſtitution. Viele unter den Weißen

wiederum hatten ſich noch nicht genug gerächt, ihre Seele ſehnte ſich nach Abkühlung alter und befeſtigter Leidenſchaften. So warfen die Ultras auf beiden Seiten den Zündſtoff ins Land, Braſilien und Buenos Aires waren nicht müßig im Anſchüren des Haſſes und der Präſident entließ den letzten rothen Miniſter. Namentlich berathen von dem energiſchen Polizeichef Herera, beſchloß der Präſident die Häupter der rothen Parthei um der Sicherheit des Staats willen nach Buenos Aires zu verbannen. Das war allerdings gegen die Verfaſſung und gegen alle Grundſätze republikaniſcher Freiheit beſchloſſen, indeß iſt eine ſolche Verbannung ein gewöhnliches und in allen ſpaniſchen Republiken adoptirtes Mittel, um die Einleitung und Verbreitung einer Revolution rechtzeitig unmöglich zu machen. Und ſelten haben die Verbannten die Geſinnungen des Ariſtides gehabt. Bei den Meiſten der Verbannten hatte man gute Gründe, um gegen ſie eine Ausnahmemaßregel in Anwendung zu bringen. Selbſt Söhne der republikaniſchen Staaten Hamburg und Bremen billigten ſolche Schritte im Intereſſe des Import und des Export, indeß dachte wohl der General Diaz an unſichre Revolutionsverſuche nicht. Er ſowohl, wie ein Arzt der Senator Doctor Muñoz beriefen ſich darauf, daß ſie nicht im Mindeſten ſich mit Politik beſchäftigten, auch ihr glückliches Privatleben durchaus nicht aufgeben möchten. Es half ihnen nichts, auch ſie führte die Polizei ganz höflich auf den Dampfer, der nach Buenos Aires ging. Das erbitterte den ſtolzen und, wie er meinte, ungerecht und grauſam behandelten General. Bis dahin hatte er es abgelehnt, mit den Inſurgenten, die von Buenos Aires aus ihre Operationen vorbereiteten, in Verbindung zu treten. Nun hielt er die höchſten Güter des orientaliſchen Bürgers für bedroht, und trat an die Spitze des Aufſtandes. Die Regierung hatte durch die Verbannung des General Diaz der Inſurrektion das klügſte und edelſte Haupt geſchickt, und er ſelbſt beſaß nicht Seelenſtärke genug, um das Unrecht zu tragen. Die weißen Ultras wollten in ihm den zukünftigen Präſidenten aus der rothen Parthei vernichten, und er ſelbſt mußte ſich mit rothen Ultras umgeben, die ſonſt ſeine Sympathien nicht gehabt hatten.

Die Truppen des Generals César Diaz nnd seiner Genossen mußten also, wie wir schon erzählten, kapituliren. Der General Medina als Oberbefehlshaber des Regierungsheeres garantirte den Chefs der Insurrektion das Leben, und sie verpflichteten sich das Land zu verlassen. Sie waren entschlossen, nach Südamerika zu gehen. Diese Garantie wurde vom Gouvernement nicht bestätigt. Man leugnete später, daß der General Medina eine solche Uebereinkunft mit den Chefs der Rothen getroffen hätte. Man versicherte dreist, sie hätten garnicht unter solchen Bedingungen kapitulirt. Und als man dies nicht mehr leugnen konnte, so hieß es, der General Medina habe kein Recht gehabt, eine derartige Kapitulation anzunehmen. Damals hatte der Präsident den verdienstvollen Minister Requena auf seinen Wunsch entlassen und den Herrn Antonio de Las Careras, der sich für einen großen Staatsmann hielt, zum Minister ernannt. Dieser schickte einen Befehl ins Lager, sofort die vierzehn Chefs zu erschießen. Er rühmte sich seines Befehls und erklärte später, er würde in jedem ähnlichen Fall immer eben so handeln. Kaum war dieser Befehl bekannt geworden, als die ersten Damen der Stadt zum Präsidenten stürzten, ihm einen Fußfall thaten und um Begnadigung der Unglücklichen baten. Sie erhielten nichts anderes als die Zusicherung, daß ein Befehl mit der Weisung abgehen würde, die Ausführung der Execution wenigstens noch zu verschieben. Der Bote kam indeß zu spät an. Wie man damals allgemein meinte, hat er Auftrag gehabt, so langsam als möglich zu reiten. So wurden die vierzehn in Quinteros erschoßen. César Diaz schrieb vorher einen rührenden Abschiedsbrief an seine unglückliche Gemahlin Pepa, den die Blätter monatelang täglich abdruckten. Doctor Careras wurde später vielfach Doctor Quinteros genannt.

So sehr man namentlich Cesar Diaz, Tajes, Freire und einige andere allgemein geachtete Männer bedauerte, auch die vielen armen Italiener, denen unbarmherzig die Hälse abgeschnitten wurden (gewöhnlich tödtete man auf dem Marsche jeden Abend vierzig, während die Soldaten nach Montevideo zurückkehrten), so sehr überzeugte man sich auch von der segensreichen

Wirkung der energiſchen Unterdrückung des Aufſtandes. Die Ultras der weißen Partei haben bei dieſer Gelegenheit allerdings zu viel Haß gezeigt, aber die Ultras der rothen Parthei hätten nie Ruhe gehalten. Von nun an gelang es dem Präſidenten Pereira die Ultras von der Leitung des Staatsweſens fern zu halten, und glückliche Jahre des Fortſchritts und einer ruhigen Entwicklung begannen. Doch gab es anfangs viel Wehmuth und viele Thränen in Montevideo, und viel Haß herrſchte über ein gebrochenes Wort. Zahlreiche Familien legten Trauer an, viele wurden arm, viele wanderten nach Buenos Aires aus. Auch der alte General Martinez, der oftmals Kriegsminiſter geweſen war, führte ſeine Tochter Pepa und ſeine ganze Familie in die Nachbarſtadt. Als im folgenden Frühling, das iſt Ende Oktober und Anfang November, die ſogenannten Novenas für die Todten abgehalten wurden, und die Kirchen alle Abende ſich öffneten, bemerkte man einen außerordentlichen Zulauf klagender und trauernder Familien. Abends 8 Uhr, wann die Kirchenfeierlichkeiten ſchließen, ſah man dichte Schaaren ſchwarzgekleideter Frauen alle Straßen erfüllen. Viele Offiziere waren gefallen, andere geflohen. Die Familien, die im Luxus gelebt hatten, waren arm geworden. Wittwen und Waiſen ohne Penſionen gab es genug. Viele Männer waren aber zur Einſicht gekommen, daß das Revolutionsmachen zu nichts führt. Das war das größte Reſultat dieſes Bürgerkrieges.

Sämmtliche Glocken der Hauptſtadt läuteten auf eine betäubende Weiſe vom Morgen bis zum Abend, als die Nachricht von der Unterdrückung der Revolution eintraf. Die Raketen flogen in die Lüfte und ein Theil der Nationalgarde warf unter Anführung von Muſik und des oberſten Polizeichefs die Fenſter an den Häuſern der vorzüglichſten Rothen ein. So zertrümmerte man namentlich viel an der Imprenta (Druckerei) des Comercio del Plata, der ſeit langer Zeit das Hauptblatt der rothen Partei geweſen war. Ein Partheiſieg regt in Republiken oft mächtiger zur Freude an als ein Landesſieg, und was man eine Zeitlang gefürchtet hat, das verhöhnt man gern. Noch niemals hatte man im orientaliſchen Freiſtaat eine Revolution ſo energiſch beſtraft,

wie jetzt. Sonst war es Sitte gewesen, alle bei ihr Betheiligten zu begnadigen, und so waren immer die Elemente und Anhaltspunkte für eine neue Empörung konservirt worden. Eine große Verwunderung erregte diese energische Art, eine Revolution zu unterdrücken und den Gesetzen Geltung zu verschaffen, im ganzen spanischen Amerika, namentlich in den benachbarten La Plata-Staaten.

Dankbarkeit, meinte die gerettete Regierung, sei eine patriotische Tugend, und so bewilligte sie dem Siegesheer einen festlichen Einzug in die Stadt. Vor ihm her mußte der alte General Medina, der Oberbefehlshaber, reiten, ein alter indianisch aussehender Gaucho, von dem man sagt, daß er weder lesen noch schreiben kann. Ob diese Angabe gegründet ist, weiß ich nicht. Ein spanischer Diplomat, der mit ihm auf ein Diner des peruanischen Ministers geladen war, äußerte seine Zweifel, ob dieser General auch den Gebrauch der Gabel kenne. Die eigentlichen Gaucho's bedienen sich nur eines langen Messers, wenn sie vom Fleisch am Spieß ihre Nahrung herunterschneiden. Für diesen General hatte man wenig Anerkennung in der Stadt. Auch in den folgenden Jahren fürchtete er für sein Leben, ebenso wie es andre Generale und Obersten thaten, die viele Blutthaten ausgeübt hatten und die Rache der Söhne und Enkel in ihren prächtigen Häusern fürchteten. Einer z. B. hatte eine liebenswürdige junge Gemahlin und gab sehr gerühmte Bälle, indeß verließ ihn nicht das Gefühl der Unsicherheit. Medina besuchte später eifrig die Kirchen. Einst hatte er die Stadt mit den Rothen neun Jahre gegen die Weißen vertheidigt, nun zog er nach Besiegung der Rothen an der Spitze eines weißen Heers als Sieger in die schweigende Hauptstadt. Ihm folgten 2000 Soldaten, meistens solche Gauchos, die ihr ganzes Leben auf den Pferden zu verbringen pflegen. Sie hatten etwas Wildes, Abneigung Erregendes in ihrem Aeußern. Ein grotesker Anblick war's. Vielen sah man es an, daß sie mit der Kunst des Halsabschneidens nicht unvertraut waren. Viele hatten indianische Züge, andere trugen den reinen Mulatten- und Negertypus. Alle waren allerdings zu Pferde, das war aber auch das Einzige, was beim Siegesein-

zug allen gemeinsam war. Man sah neben einem neuen Poncho zahlreiche zerrissene. Die blaue und die rothe Farbe war an diesen bekannten breiten Kragen vorherrschend. Viele waren wohl nie in der Hauptstadt gewesen und staunten die Werke moderner Civilisation mit dem stieren Blick des verwilderten Menschen an. Elegante Jünglinge in Offizieruniform gab's indeß auch. Am Eingang der Stadt hatte sich der Präsident der Republik aufgestellt und schaute hinaus auf das Innere des Landes. Seine Treuen waren um ihn her versammelt. Erlöst von der monatelangen Angst, fühlten sie sich frei und glücklich, und sie dankten dem Heere für seine Tapferkeit und Vaterlandsliebe. Es wird wohl aber auch die Erinnerung an César Diaz wie ein trüber Schatten an ihnen vorübergezogen sein.

Nun begann der Umzug durch die Hauptstraßen des Orts, aber still und trauernd sah es an fast allen Häusern aus. Die zahlreichen Fremden und die in der Hauptstadt selbst die bedeutende Majorität ausmachende rothe Parthei suchten ihren Unwillen über die Exekutionen dadurch an den Tag zu legen, daß Niemand auf den Straßen sich blicken ließ und Niemand an das Fenster trat. Sonst zeigen sich die schönen Frauen bei solchen Gelegenheiten auf den Dächern und auf den Balkonen. Ihr farbenreicher und geschmackvoller Anzug, ihre prächtigen Gestalten, ihr dunkles Auge und ihr dunkles Haar belebt durch die Schaustellung der Schönheit die Festfreude. Selten zeigten sich an diesem Tage Damen selbst aus der weißen Parthei, nur einige exaltirte warfen Blumen auf die Sieger herab, nur auf wenigen Balkonen grüßten und winkten sie freundlich den bekannten Offizieren zu. Ab und zu warf eine weiß und blau gekleidete Dame Lorbeerkränze auf die staubbedeckten Krieger herab, die mit fast thierischem Geheul ihren Dank ausdrückten. Aber im Ganzen protestirte die Hauptstadt durch Schweigen. Es wäre auch sinniger und schöner gewesen, den Umzug zu unterlassen. So viele Familien der Stadt waren in tiefe Trauer versenkt, und sie fühlten schwer den Hohn, als diejenigen an ihren Häusern vorüberzogen, welche ihre Väter, Gatten und Söhne im Bruderkampf getödtet hatten. Die Ultras der weißen Parthei

besaßen nicht den Takt, welcher Versöhnlichkeit und Milde und Schonung des Unglücklichen lehrt. Die Ultra's der rothen Parthei sündigten am Anfang, sie am Ende. Es lag etwas Barbarisches in diesem Festumzug nach den vorangegangenen Trauerscenen. Ganz unabhängig von Partheiansichten und Partheirücksichten hielt der Präsident selbst den strengen Begriff des Rechts aufrecht. Seine Präsidentschaft war legitim, der Versuch, eine Aenderung der Staatsverfassung herbeizuführen, ungesetzlich, und deshalb unterdrückte er den Aufstand. In diesem Streben, Recht und etablirte Ordnung aufrecht zu erhalten, ist ihm sein Nachfolger ähnlich, obgleich auch er die Versuche einer neuen Revolution im Keime hat unterdrücken müssen. Der elende Flores, welcher am 17. April dieses Jahres abgereist ist, um an der orientalischen Küste zu landen und eine neue Erhebung der rothen Parthei zu veranlassen, wird hoffentlich den gesegneten Fortschritt fünfjähriger ordentlicher Verwaltung nicht unterbrechen können. Jener Siegesumzug endete mit einem Fest auf dem Cerrito. Dann wurden die Landmilizen entlassen und sie zerstreuten sich nach den Estanzias und Städten.

Mancher Estanziero hatte während des Krieges seine sämmtliche Peone oder Arbeitsleute entbehren müssen. Die Besitzer der Estanzias, namentlich die Ausländer, thun alles mögliche, um den Ausbruch einer Empörung zu verhindern, denn sie sind der leidende Theil. Sobald die Landmilizen aufgeboten werden, nimmt man ihnen sämmtliche Arbeiter weg, da die meisten derselben auf dem Gebiet der banda oriental geboren sind und deshalb in der Nationalgarde Dienste leisten müssen. Oft nimmt man es auch mit den Brasilianern und Argentinern nicht so genau. Namentlich wenn sie kein Papier ihres Konsuls bei sich haben, steckt man sie mit unter die Soldaten. Nun kann man sich die Verlegenheit des Estanziero's denken. Seine Pferde, seine zahlreichen Schafheerden, seine Rinder sind ohne Aufsicht, mühsam muß er für schweres Geld Ausländer aufsuchen, die zeitweise in seine Dienste treten. Und werden nun gar im Monat November die Landmilizen aufgerufen, so ist seine Noth erst recht groß, denn in diesem Monat findet die Schafschur statt, die

nicht verzögert werden kann. Dann ist es schon in gewöhnlichen Zeiten schwer, Leute zur Arbeit zu finden. Selten herrscht Ueberfluß an Arbeitern. Wie viele Deutsche könnten hier noch ein reichliches Brot finden. Man nimmt also dem Estanziero mitten in der Schur seine Leute weg. Nun pflegen auch die eingebornen Frauen sehr gut zu scheeren, aber alles läßt sich doch nicht ohne Männer ausführen.

Früher gab es nur wenige fremde Estanzias, jetzt hat sich das in großartigem Umfange verändert. Von den deutschen Estanzias, welche ein lebendiges Zeugniß von deutscher Arbeitskraft und Tüchtigkeit sind, will ich nur die bedeutenden nennen. Die Estanzia San Juan zeichnet sich aus, welche dem Herrn Lahusen in Bremen gehört, am schönen Flüßchen San Juan und neben den Bergen von San Juan gelegen ist, eine zahlreiche deutsche Bewohnerschaft hat und auch einen Prediger jetzt erhalten hat. Die Estanzia Santa Dorotea liegt in der Nähe, welche dem Herrn Fels in Buenos Aires, Chef des bekannten Hauses Fels & Co. gehört. Die Estanzia Nueva Alemannia (Neu-Deutschland) ist ein großes Etablissement, auf welcher ein Herr Prange aus Bremen in ruhiger und vielseitiger Weise arbeitet. Die Estanzia Nueva Mehlem ist eine höchst interessante Anlage welche von dem intelligenten Herrn Wendelstedt geleitet wird und mitten im campo limpio ein prächtiges Wohnhaus und Gärten hat. Die Estanzia des Herrn Schulze bei Porongas, sowie die des Herrn Rosen und des Herrn Diehl, auch die Estanzia's der Herren Malmann und Halbach sind hervorzuheben. Andre giebt es, die weniger deutsches Interesse haben. Alle zeigen genugsam, daß schon viel deutsches Eigenthum in Uruguay zu schützen ist. Bedeutend größere Besitzthümer befinden sich in englischen Händen. Im Nordosten gehört fast das ganze Land Brasilianern zu. Man kann sich leicht denken, daß eine Revolution jetzt viel mehr Widerstand findet, als vor fünf Jahren. Auch haben sich Ackerbaukolonien gebildet, die zum Theil wohl organisirte Schützenkorps besitzen, welche jede Beeinträchtigung ihrer Grenzen verhindern können. Ebenso fühlen die hijos del pais die Wohlthaten des Friedens, sie werden reicher, ohne daß

sie die Hände rühren, denn der Werth des Landes steigt zusehends, hat sich in zehn Jahren fast verzehnfacht.

Der Engländer John M'Coll hat am 30. November 1861 einen sehr interessanten Bericht aus Montevideo nach England geschickt, damit er bei Gelegenheit der International Exhibition vertheilt würde. Dieser Bericht beschreibt das Leben am La Plata für diejenigen, welche auswandern wollen. Obgleich die Schafzucht im Lande noch in der Kindheit ist, hat sie nach diesem Bericht bereits so brillante Resultate gegeben, daß man genügenden Grund hat vorauszusagen, wie die banda oriental eines der bedeutendsten Wolle erzeugenden Länder werden wird (one of the most extensive wool growing countries in the world). Ich habe Besitzer von Schaf-Estanzias gekannt, die in kurzer Zeit bedeutende Reichthümer erwarben. Im Jahre 1855 bezahlte man für eine Suerte Land (6000 Acres) 2000 spanische Dollars, jetzt mindestens 10,000, wenn sie 90 bis 100 Meilen von der Hauptstadt entfernt ist. In der Nähe der Hauptstadt herrschen ganz andre Preise. M'Coll berechnet den Gewinn bei einer Schaf-Estanzia nach vier Jahren. Man kauft 3 Suertes Land nach dem heutigen Preis von 10,000 Dollars für die Suerte. Das macht 30,000 Dollars. Für dieses Land schafft man 15,000 Schafe das Stück zu 3 Dollars an. Das macht 45,000 Dollars. Das Haus, die Gebäude, die Locale und Geräthe kosten 2000 Dollars. Sieben sogenannte Puestos oder Schäferhütten mit Ställen 1000 Dollars. So beträgt die ganze Auslage 78,000 Dollars, was so viel ist als 15,000 Pfund Sterling. Die Schafe verdoppeln sich nun nach zwei Jahren, so daß sie nach vier Jahren sich vervierfachen. Nach vier Jahren besitzt die Estanzia 60,000 Schafe, welche einen Werth von 180,000 Dollars repräsentiren. Die Wolle hat jährlich einen Ertrag von 2500 Arrobas gegeben, das sind 10,000 Arrobas in vier Jahren. Die Arroba rechnet man zu 5 Dollars. Also hat die Wolle einen Ertrag von 50,000 Dollars gegeben. Die Schafe und die Wolle zusammen repräsentiren 230,000 Dollars. Die Interessen für das Land und die Auslagen, also für 33,000 Dollars, zu 10 Procent abgerechnet, betragen für 4 Jahre 13,200 Dollars

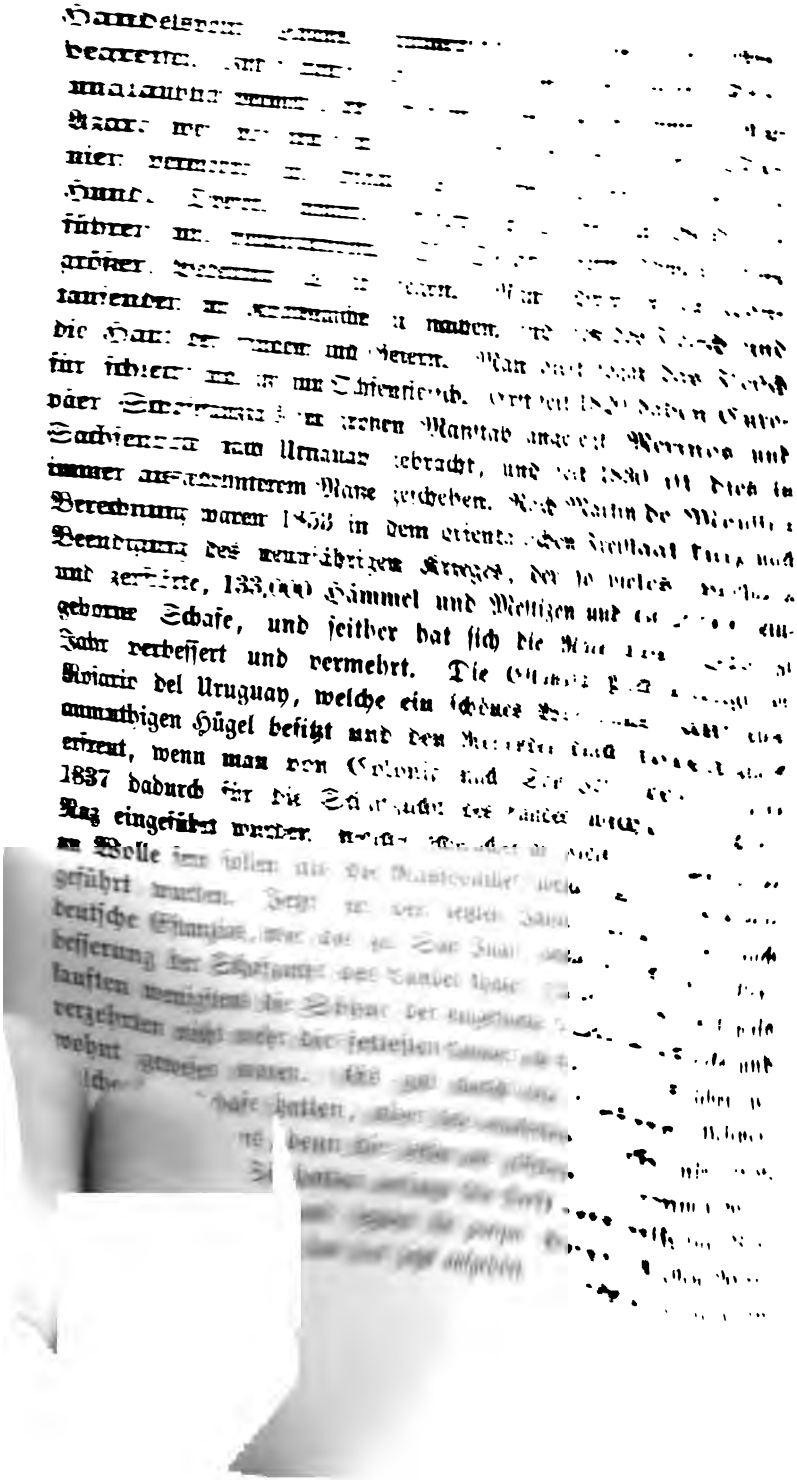
und die Ausgaben für Lohn und Unterhalt der Leute, für Fuhren nach der Stadt und für Abgaben betragen 7000 Dollars im Jahre, alſo 18,000 in vier Jahren. Intereſſen und Ausgaben, zuſammen 31,200 Dollars, müſſen von jenem Werth der Schafe und der Wolle abgezogen werden, ſo bleiben 188,800 Dollars übrig. Rechnet man noch ab die 45,000 Dollars, für welche man vor vier Jahren 15000 Schafe kaufte, ſo ſtellt ſich bei der ganzen Spekulation ein Gewinn von 143,800 Dollars heraus.

Früher vermehrten die Einheimiſchen ihre Heerden nicht. Hatten ſie tauſend Ganados (Stück Vieh), ſo waren ſie vergnügt, wenns immer ſo blieb, ſchlachteten, verſchenkten und verloren Vieh, ohne daß ſie ſich weiter um etwas tief bekümmerten. Gab es Krieg und verloren ſie ihr Vieh, ſo riefen ſie aus: paciencia, Geduld! Das iſt ihr berühmtes Lieblingswort. An eine vernünftige Speculation und ſelbſt an eine verſtändige Wirthſchaft war nicht zu denken. Es blieb ihnen ja ihr Land und in einigen Jahren hatten ſich die Reſte ihrer Heerden wieder vermehrt. Sind doch von den acht Kühen und dem einen Stier, welche 1553 aus Braſilien kamen und durch die beiden Brüder Goës nach Aſſuncion geführt wurden, die vielen Millionen Ochſen und Kühe hergekommen, welche den Reichthum der La Plata-Länder ausmachen. Bei der herrlichen Weide vermehrt ſich ſchnell der Heerdenſtand. Seit einiger Zeit ſahen ſie aber, wie die Ausländer es machten. Die lebten nicht ſo in den Tag hinein wie ſie. Die machten aus ihren Heerden einen Handelsartikel, ohne dabei ſchlecht zu leben, und verdienten viel Geld. Die Einheimiſchen verkauften nun nicht mehr allein die Häute der verſpeiſten Ochſen, ſondern verkauften die Ochſen ſelbſt, wenn ſich eine vortheilhafte Gelegenheit darbot, und ſorgten für Vermehrung ihrer Heerden durch Aufſicht und Verbeſſerungen. Auf dem Gebiet der Schafzucht verſuchten ſie es weniger mit den Ausländern zu wetteifern, denn das erfordert viel Arbeit, welche ſie bekanntlich nicht ſehr lieben, und auch Umſicht, die ihnen meiſtens abgeht. Die Spanier hatten ſich weislich gehütet, ihre ſchönen Merinos nach ihren Kolonien zu verpflanzen, was mit der wunderlichen

Handelspolitik Spaniens zusammenhing; die wir heute schwer begreifen. Indeß hatten sich die eingeführten gewöhnlichen Schafe unglaublich vermehrt, ohne daß man ihren Werth kannte. Auch Azara weiß von ihnen nur zu erzählen, daß sie sich wie in Spanien vermehren und dreimal des Jahres gebären. Eine Art Hunde, Ovejeros genannt, pflegten die Schafe zur Weide zu führen und herumzutreiben. Die Schafe hatten damals keine größere Bedeutung als die Ziegen. Man tödtete sie zu zehntausenden, um Knochenasche zu machen, und ließ das Fleisch und die Haut den Hunden und Geiern. Man hielt sogar das Fleisch für schlecht und aß nur Ochsenfleisch. Erst seit 1820 haben Europäer Schafestanzia's im großen Maßstab angelegt, Merinos und Sachsenböcke nach Uruguay gebracht, und seit 1830 ist dies in immer ausgedehnterem Maße geschehen. Nach Martin de Moussy's Berechnung waren 1853 in dem orientalischen Freistaat kurz nach Beendigung des neunjährigen Krieges, der so vieles verheerte und zerstörte, 133,000 Hämmel und Mestizen und 662,000 eingeborne Schafe, und seither hat sich die Race von Jahr zu Jahr verbessert und vermehrt. Die Estanzia Pichinango bei Rosario del Uruguay, welche ein schönes Wohnhaus auf einem anmuthigen Hügel besitzt und den Reisenden durch ihren Anblick erfreut, wenn man von Colonia nach San José reist, wurde 1837 dadurch für die Schafzucht des Landes wichtig, daß die Raz eingeführt wurden, welche schwächer an Fleisch, aber feiner an Wolle sein sollen als die Rambouillet, welche bis dahin eingeführt wurden. Jetzt in den letzten Jahren waren es auch deutsche Estanzias, wie die zu San Juan, welche viel für Verbesserung der Schafzucht des Landes thaten. Die Hijos del pais kauften wenigstens die Söhne der eingeführten Sachsenböcke und verzehrten nicht mehr die fettesten Lämmer, wie sie es früher gewohnt gewesen waren. Es gab nämlich viele kleine Besitzer, welche 500 Schafe hatten, aber diese vermehrten sich nie, trotz des reichen Bodens, denn die besten und größten Lämmer wurden aufgegessen. Sie hatten anfangs kein Verständniß für Verbesserung der Wolle, und setzten ihr porque den besten Argumenten entgegen, aber das hat jetzt aufgehört. Ausländer und

und die Ausgaben für Lohn und Unterhalt der Leute, für Fuhren nach der Stadt und für Abgaben betragen 7000 Dollars im Jahre, alſo 18,000 in vier Jahren. Intereſſen und Ausgaben, zuſammen 31,200 Dollars, müſſen von jenem Werth der Schafe und der Wolle abgezogen werden, ſo bleiben 188,800 Dollars übrig. Rechnet man noch ab die 45,000 Dollars, für welche man vor vier Jahren 15000 Schafe kaufte, ſo ſtellt ſich bei der ganzen Spekulation ein Gewinn von 143,800 Dollars heraus.

Früher vermehrten die Einheimiſchen ihre Heerden nicht. Hatten ſie tauſend Ganados (Stück Vieh), ſo waren ſie vergnügt, wenns immer ſo blieb, ſchlachteten, verſchenkten und verloren Vieh, ohne daß ſie ſich weiter um etwas tief bekümmerten. Gab es Krieg und verloren ſie ihr Vieh, ſo riefen ſie aus: paciencia, Geduld! Das iſt ihr berühmtes Lieblingswort. An eine vernünftige Speculation und ſelbſt an eine verſtändige Wirthſchaft war nicht zu denken. Es blieb ihnen ja ihr Land und in einigen Jahren hatten ſich die Reſte ihrer Heerden wieder vermehrt. Sind doch von den acht Kühen und dem einen Stier, welche 1553 aus Braſilien kamen und durch die beiden Brüder Goës nach Aſſuncion geführt wurden, die vielen Millionen Ochſen und Kühe hergekommen, welche den Reichthum der La Plata-Länder ausmachen. Bei der herrlichen Weide vermehrt ſich ſchnell der Heerdenſtand. Seit einiger Zeit ſahen ſie aber, wie die Ausländer es machten. Die lebten nicht ſo in den Tag hinein wie ſie. Die machten aus ihren Heerden einen Handelsartikel, ohne dabei ſchlecht zu leben, und verdienten viel Geld. Die Einheimiſchen verkauften nun nicht mehr alle die Häute der verſpeiſten Ochſen, ſondern wenn ſich eine vortheilhafte Vermehrung ihrer Heerden dem Gebiet [illegible] zu [illegible]lich [illegible]eht. [illegible]rinos [illegible]erlichen



Einheimiſche haben alſo jetzt daſſelbe Intereſſe, wie früher die Kaufleute der Hauptſtadt allein, den Frieden erhalten zu ſehen, und deshalb dürfte es jedem revolutionsſüchtigen General ſehr zu rathen ſein, den regelmäßigen Entwickelungsgang der Verhältniſſe ungeſtört zu laſſen.

Nach Unterdrückung der Januar-Revolution von 1858 entfernte die Regierung alle Richter, welche mit der rothen Parthei in Verbindung ſtanden. Es begann nun allerdings ein Partheiregiment der Weißen, das aber voller Verſöhnlichkeit war und ſich bemühte, die Wunden zu heilen, welche der verfehlte Revolutionsverſuch dem Handel und Reichthum des Landes geſchlagen hatte. Indeß kein Unglück kommt allein, auch auf die Revolution folgte ein anderes, nemlich die Folgen der Handelskriſis. Hatte jene meiſtens nur die Landeskinder dauernd und empfindlich berührt, ſo ſuchte dieſe die Ausländer auf das ſchwerſte und bitterſte heim, und ich will auch über ſie einzelnes hier einſchalten, wie ich es erlebt habe.

Bis zum erſten Februar hatten ſich trotz der unmäßigen Erhöhung des Diskontos und der in andern Ländern eingetretenen Bankerotte die Handelshäuſer Montevideo's gut gehalten, ſo auch die deutſchen, die uns zunächſt intereſſiren. Es giebt nemlich viele geachtete deutſche Handelshäuſer in Montevideo. Heute ſind die bedeutendſten Malmann u. Co., J. N. Bieber, Fels u. Co., Roſenthal, Gaien u. Co., Altgeld, Ferber u. Co., Treuſein u. Co., Schmidt, Crome u. Co., Schmidt, Kißling u. Co. und einige andere. Schon im Februar fielen in Buenos Aires fünf deutſche Häuſer, von denen indeß nur eins auch in Montevideo ein Comptoir hatte. Das war das ziemlich angeſehene und bekannte Haus Bunge Bornefeld, das wenigſtens in Buenos Aires für deutſche und zuweilen auch für evangeliſch-kirchliche Angelegenheiten ſich intereſſirt haben ſoll. Man ſagte damals, daß der Sturz dieſes Hauſes vielleicht der größte Bankerott geweſen ſei, den man jemals am La Plata geſehen hätte. Das Defizit ging faſt in die Millionen ſpaniſcher Thaler, wovon indeß auf das Geſchäft des Hauſes in Montevideo nur 170,000 ſpaniſche Thaler kamen. Der Adminiſtrator der Maſſe liquidirte allein in Montevideo 3000 Thaler Koſten.

Es war sehr natürlich, daß bange Ahnungen und Gedanken durch manch stolzes Herz in diesen Wochen zogen. So mancher sah den Ruin jahrelangen Fleißes und treuer Arbeit von ferne kommen, alles wurde unsicher und ängstlich, als es sich nun auch auf diesem Gebiet menschlichen Lebens zeigte, wie die menschliche Berechnung mit aller ihrer Klugheit und allen ihren Hülfsmitteln, wie Civilisation und reger Verkehr das Hereinbrechen der Noth, dieser trivialen Sache, nicht aufhalten können. Man erwartete höchst gespannt mit dem nächsten Dampfer aus Europa Unglücksnachrichten, und viele erwarteten sie mit Manneskraft. Energie, Geisteskraft und Entschlossenheit belebten auch die unsicher Stehenden. Der deutsche Kaufmann, der tüchtig und bieder ist, verzweifelt nicht, und sein Schaffen und Streben kann auch schwere Schläge ertragen. Der Geck und der vornehm thuende Modeheld, die Aufgeblasenen und die Unverschämten zitterten und bebten, die andern nahmen ihren Muth zusammen und suchten ihre Häuser durch die Wellen zu führen, die in ungewohnter Weise sie bedrängten. Wenn es nicht allen gelang, so fielen sie mit Ehren. Die kaufmännische Ehre besteht nicht darin, daß man mit vier Pferden vor der kreditirten Kutsche über die Alsterstraße fährt, oder darin, daß man das oberflächliche und spielende Wesen nachahmt, welches kleineren Diplomaten eigen zu sein pflegt, sondern im Muth und in der Zuverlässigkeit im Stehen und Fallen. Es giebt auch eine ehrenwerth verlorene Schlacht des Kaufmanns. Viele ließen damals ihre unsichere Stellung nicht merken, ja ernste abgeschlossene Männer wurden ungewöhnlich munter. Auch wer sonst viel berechnete, ließ etwas daraufgehen. Wer wie im Schlaf Chef eines großen Hauses geworden war, verlor diese Würde auch wie im Schlaf. Ein Renomist, der lange Zeit eine Art Monte Christo am La Plata spielen wollte, wäre beinahe von ehrlichen deutschen Kaufleuten wegen zerstreuter Ziehungen auf sie à la sombra geführt worden. Im Ganzen war es eine traurige Zeit, Niemand wagte es, Geschäfte einzuleiten. Auch die gewöhnlichen Beziehungen zu den Hinterländern wurden dadurch gestört, daß ein Bürgerkrieg zwischen der argentinischen Konföderation und der getrennt von

ihr sich haltenden Provinz Buenos Aires drohend im Anzug begriffen war. Ebenso wollte Brasilien an Paraguay den Krieg erklären. Alles wirkte zusammen, um eine recht gedrückte Stimmung zu geben.

So kam der März-Steamer und brachte die Nachricht von dem Fall verschiedener Häuser mit. Im Publikum machten einzelne Bankrotte besonderes Aufsehen oder erregten besondere Theilnahme, darunter der Fall des Hauses Hugentobler, welches in der Schweiz, in Paris, in Brasilien und auch in Montevideo Geschäfte hatte. Der Chef war noch vor einem Jahre Millionär gewesen, jetzt hatte er nichts mehr. Auch das durch aristokratische Haltung seiner Chefs und Angestellten ausgezeichnete Haus Arthur Blanc mußte sein Haupt mit neigen. Ein altes und sehr geachtetes nordamerikanisches Haus, welches auch deutsche Chefs hatte und gehabt hatte, Zimmermann, Frazier u. Co. sank auch, obgleich vor Jahren ein solches Ereigniß von jedem für unmöglich gehalten worden wäre, so altbegründet und fest war sein Ruf. Doch konnte in diesen ungewöhnlichen Zeiten langjährige Treue und Zuverlässigkeit die alten Häuser nicht davor bewahren, das gleiche Geschick mit manchen Eintagsfliegen zu haben. Zu viel Unglück brach zu gleicher Zeit über das Haus herein. Ein Chef spekulirte einseitig und man mußte für einen unerfüllten Kontrakt allein 300,000 spanische Thaler Entschädigung an den General Urquiza zahlen. Zwei Häuser in Buenos Aires sanken plötzlich, die große Summen schuldeten, und so geschah es, daß, als das Haus nun wirklich sank, kaum zehn Procent für die Kreditoren bei der Liquidation der Masse herauskamen.

Ein Ereigniß für Montevideo war auch die Suspendirung des großen englischen Hauses Lafone, dessen Chef sich viele Verdienste um die englischen und protestantischen Interessen erworben hat, und der heute noch mit vielfachen Speculationen beschäftigt unermüdlich thätig ist, man kann sagen, ohne auf Persönliches zu kommen, auch zum Besten des Landes, indem seine Unternehmungen, Besitzungen und Spekulationen zahlreichen Familien Subsistenzmittel gewähren. Derselbe hatte auch die englische

Kirche bauen lassen, wofür das brittische Gouvernement ihn später entschädigte. Bei den Versammlungen der Kreditoren wies das Haus nach, daß es einen Besitzstand von 2 Millionen Thalern an Saladeros, Minen, Grundstücken, Ländereien und Ausständen habe, und die Schuld betrug kaum eine Million. Es mangelte nur augenblicklich an Geld, um den Forderungen und Auszahlungen genügen zu können. So ließ man den Chef, einen der klügsten Kaufleute am La Plata, mit einer Kommission der Kreditoren weiterarbeiten. Viele Häuser haben sich heute noch nicht von den Schlägen erholt, die jene Zeit ihnen versetzte, und hoffentlich werden neue Handelskrisen, die wohl mit zu den Erscheinungen des sozialen Lebens der Zukunft gehören werden, Alles mehr vorbereitet und erfahrungsreich finden. — So wollen wir nach diesen Einschaltungen über die Revolution und über die Handelskrisis wieder zu den Italienern und zu der italienischen Franziskaner-Mission zurückkehren, die uns zu diesen Seitenwanderungen veranlaßten.

Fünftes Kapitel.

Die italienische Franziskaner-Mission. Die Freude der Italiener bei guten Nachrichten aus der Heimath. Ein italienisches Volksfest. Der Fray Vicente wird Don Vicente. Meine Unterhaltung mit dem Fray Padre-Nuestro. Die kluge Praxis der römischen Kirche. Der geringe Einfluß der Priester auf die gebildeten Klassen. Die Jesuiten. Einiges aus der Geschichte des Vice-Königreichs Buenos-Aires. Die Bisthümer am La Plata. Nachrichten Azara's über das Bisthum Paraguay. Der Diktator Gaspar Francia. Die apostolischen Vikare in Montevideo. Die Nothwendigkeit eines Konkordats. Die geringe Betheiligung der Geistlichen beim Unterricht der Jugend. Die Funerale und die Fasten.

Jedes Schiff mit Einwanderern, das aus Genua, aus Livorno, aus Marseille, aus Bordeaux ankommt, bringt zahlreiche Italiener mit. Selbst noch in den letzten Jahren vertauschten sie gern ihr befreites Vaterland und seinen Garibaldi-Ruhm mit den freundlichen Häfen des Rio de la Plata. Die Erinnerung an die italienische Legion, deren Chef Garibaldi war, und die trotz seiner im April 1848 erfolgten Abreise nach Europa bis zum Schluß des neunjährigen Krieges (am 8. Oktober 1851) kämpfte, ist in Montevideo noch nicht erloschen. Freundlich werden die Ankömmlinge aus Italien aufgenommen.

Man räumte den angekommenen Franziskanermönchen die Kirche de los ejercicios ein, welche an das Universitätsgebäude grenzt. Das ist eine kleine, aber recht besuchte Kirche, die indeß gar keine künstlerischen Schönheiten aufzuweisen vermag. Man vermißt überhaupt in den Kirchen schöne Malereien, und giebt es auch Darstellungen heiliger Begebenheiten, so sind sie das Gegentheil von dem, was Winkelmann edle Einfalt und stille Größe nennt. Nun fingen sie an italienisch zu predigen, was

bis dahin nur selten einmal ein italienischer Padre gethan hatte. Die meisten dieser Herren liebten ebenso wenig die freie, als die gebundene Rede, und nur im Abhalten der Messen nach bestimmten Taxen fanden sie die Arbeit und den Erwerb ihres Lebens. Anders die Franziskaner, sie predigten nicht allein, sie besuchten nicht allein die italienischen Familien, die so sehr an der äußern Praxis der römischen Kirche und an den Personen der Priester und Mönche hangen, sie wirkten nicht allein im Priesterchor der iglesia matriz mit, wenn feierliche Abendgottesdienste das Volk der Stadt und seine schönen Frauen auf etliche Stunden fesselten, nein sie veranstalteten auch sehr anmuthige Processionen, die denen in Italien nachgebildet waren. Die italienischen Nationalfarben weiß, roth und grün spielten dabei eine besonders hervorragende Rolle. Die italienischen Kinder, lange nicht so schön wie die spanischen und die orientalischen, aber doch kindlich genug, um einen freundlichen Eindruck zu machen, trugen Kerzen, Blumenkörbchen und ähnliches. Viele Kinder hatten Engelflügel, und die zärtlichen Mütter freuten sich, die solches sahen. Sie zogen dann durch vier Straßen hindurch und ein großer Theil der italienischen Männerwelt schloß sich mit unbedecktem Haupte dem feierlichen Zuge an. Daß die Frauen dem Allerheiligsten gerne folgten, namentlich wenn ein schöner Tag alles froh und heiter stimmte, versteht sich von selbst. Der Zug in's Freie hinaus ist allen südlichen Volksgenossen so sehr angeboren, wie sollte er nicht an Sonn- und Feiertagen die Herzen der Menschen ergreifen, die ein so gesundes Land und so reine Lüfte besitzen, wie die Bewohner der Stadt Montevideo?

Es sind die Italiener dieser Stadt ein mäßiges Volk, wie geringfügige Genüsse und wie einfache Abwechselungen genügen ihnen! Darin stehen ihnen die Eingebornen nicht nach, auch sie freuen sich unter geringen Aufregungen und sind bei den einfachsten Genüssen alle Tage fröhlich und aufgeweckt. Die Franziskaner, welche so für die religiöse Erheiterung ihrer Volksgenossen sorgten, betheiligten sich auch an deren politischen Sorgen und Freuden. Sie nahmen einen entschieden volksthümlichen

Standpunkt ein, der ihnen wie bekannt seit Jahrhunderten so gut steht.

Es war damals Völkerfrühling für Italien und die Italiener. Die Blicke der Welt richteten sich unausgesetzt auf die heimische Halbinsel. Das hob das Selbstgefühl der Söhne derselben im fremden Land. Konnten sie dort auf dem Schauplatz großer Kämpfe nicht demonstriren, politisiren und siegen, wollten sie wenigstens die Tagesereignisse enthusiastisch auseinanderfalten und zusammenlegen. Der hart gewordene Mann, der vielleicht 20 Jahre lang kaum an Genua und Rom dachte, weinte vor Freuden beim Gedanken des Vaterlandes und seiner Erhebung. Alte Leute saßen Abend um Abend bei einander und sprachen von der Zukunft Italiens, und sprachen sie nichts, so schauten sie sich lächelnd und glücklich an. Sehr leicht verliert der Nordländer die kalte Begeisterung für seine politischen Systeme in einem südlichen Land, aber der Südländer, der das Leben in seinem Elend, in seinem vollen Glanz frisch und ganz mit unmittelbarem Gefühl ja mit Leidenschaft erfaßt, versetzt sich dankbar mit warmer Gluth in das viele viele Meilen ihm entrückte Vaterland. Man sah es den Italienern im Auslande an, daß sie Jahre der Schmach getragen hatten, daß es etwas Neues für sie war, die von ihnen geliebten Namen auch von Andern mit Achtung aussprechen zu hören. Die bessern Seiten ihres nationalen Wesens traten in rührender Frische hervor, und man vergaß gern das Ungünstige und die Fehler ihres Volkes, die sie auch im Auslande nimmer verleugneten. Das Band, das alle romanischen und lateinischen Völker umschlingt, wurde auch hier in der herzlichen Freude und Theilnahme sichtbar, welche Volk und Regierung von Montevideo den fröhlichen Italienern bezeugten. Man konnte sich an fremder Freude mit erfreuen. Es war eine Rührigkeit und eine Brüderlichkeit aller Italiener bemerklich. Sie hielten Versammlungen ab, sie wählten einen Ausschuß, sie sammelten für das theure Vaterland, für seine verwundeten Krieger und für die Waffen, welche nach ihrer Meinung die heiligsten der Schlachten und den Kampf um die höchsten Güter des Volks, des Jahrhunderts, der Nachwelt ausfechten

ſollten. Man hielt feurige Reden und ſprach man auch manch einen Irrthum des Jahrhunderts aus, die Töne der Vaterlandsliebe ſtrömten aus tiefbewegten Herzen nicht minder hervor. Kaum brachte das engliſche oder das franzöſiſche Dampfſchiff neue Nachrichten aus Italien, welche günſtig lauteten, gleich ſtrahlten die Häuſer der italieniſchen Patrioten im Glanz der Lichter durch die Nacht. Auf allen ihren Häuſern ſah man die Fahnen Italiens wehen, die Bilder des Königs, Cavour's, Garibaldi's und Andrer traten von dankbaren Händen umkränzt an den Fenſtern hervor. Tauſende von Italienern zogen unter Anführung eines Muſikchors durch die Straßen und brachten dem Präſidenten der Republik ein Hoch. Er erſchien dann mit ſeiner Familie auf einem ſeiner Balkons und verneigte ſich vor den Schaaren, die auch ihn und ſein Land in der Freude ihres Herzens mit zu den Gegenſtänden ihrer Liebe machten, denn in jeder Republik fühlt man viel von dem Band, das alle Völker umſchlingen ſoll und haßt nur denjenigen, der andrer Meinung im eignen Lande iſt. Ja ſo weit ging die Großherzigkeit der Regierung, daß ſie in der Hauptſtadt des Landes die Veranſtaltung eines italieniſchen Volksfeſtes autoriſirte. Der Verherrlichung einer fremden Nationalität legte ſie höflich kein Hinderniß in den Weg. Man errichtete in den Straßen eines Stadttheils und auf einem der Hauptplätze große Laubgänge, welche geſchmackvoll mit italieniſchen und orientaliſchen Fahnen geziert waren. Es war eine Art künſtlicher Garten mit breiten Alleen. Das Feſt war alſo ein Promenadenfeſt. Volksſpiele und Vergnügungen wurden veranſtaltet, auch herrliche Feuerwerke erfreuten jeden Abend des Feſtes die herbeiſtrömenden Schaaren. Orientalen und Fremde gingen Arm in Arm unter den Laubgängen ſpazieren. Wohl wenig Menſchen blieben an dieſen Abenden im Hauſe. Die hell erleuchteten Häuſer warfen Abends einen hellen Schein auf das grüne Laub, unter welchem die Feſtgenoſſen auf und nieder wandelten und den Klängen der Muſik lauſchten. Eine herrliche Nacht begünſtigte das Feſt und kein Unfall trübte die Harmonie. Es war auch nicht nöthig, daß bewaffnete Uniformen den erlaubten Raum ſtreng ſonderten

von allem, was verboten war. Jeder ging, wo er wollte, und half sich, wie er konnte. Selbst im ärgsten Gedränge fielen höfliche Entschuldigungen, und keine harten Worte zwangen die Festfreude in gerade Linien ein. Es ließ sich deshalb sehr angenehm promeniren bei den Klängen der Musik und bei dem Aufleuchten der Raketen. Wie hat das Leben so manche Menschen auseinandergeführt, die damals fröhlich mit den Fröhlichen waren?

Auch die Franziskaner betheiligten sich bei allen nationalen Unternehmungen ihrer Landsleute. Einer derselben präsidirte sogar den Versammlungen italienischer Residenten im Theater. Bald aber kamen allerlei Gerüchte aus Europa an, welche es zweifelhaft machten, ob diese Franciskaner eine Erlaubniß ihrer Obern besäßen, in Montevideo eine Mission zu bilden, ja man ging wohl so weit anzunehmen, daß sie aus ihrer Ordensgemeinschaft ausgestoßen seien. Der Prälat der Kirche, der sich damals auf einer Visitationsreise befand, ließ sie eine Zeit lang unangefochten, als sie aber sich mit einer großen Dreistigkeit benahmen und auch zweideutige Dinge vorfielen, verbannte er sie aus dem Bereich seiner geistlichen Jurisdiktion. Weil sie sich in den liberalen Kreisen viele Freunde erworben hatten, und mit den vulgären Anschauungen des indifferenten Publikums ganz gemüthlich harmoniren konnten, so erhob sich über die Ungerechtigkeit, welcher diese tugendhaften Mönche angeblich zum Opfer gefallen seien, ein großes Geschrei. Der Superior der s. g. Mission, der sich als Mönch Fray Vicente nannte, legte mit großer Seelenruhe sein Mönchsgewand ab und verwandelte sich in einer Nacht aus einem Fray in einen Don Vicente, als welcher er mit unterschiedlichem Skandal bald in der Hauptstadt bald auf dem Lande Schulen mit Kindern leitete, welche der Unverstand ihm anvertraute, zum großen Aerger der Geistlichen, welche diese edle Persönlichkeit an ihrem Orte zu besitzen zeitweise das unerbetene Glück hatten.

Ein anderes Mitglied dieser ephemeren Mission war der heitere Fray Padre Nuestro (Bruder Paternoster). Das war ein sehr korpulenter und muntrer Herr. Ursprünglich ein sizilianis-

scher Graf und Reiteroffizier in Paris erzählte er so anstößige Sachen aus seinem früheren Leben, daß es selbst nicht gerade zu ästhetisch gebildeten Herrn zu viel war. Aber er hatte eine gewisse Autorität und wußte sich zu helfen. Beziehungen zu den Logen und Einfluß unter den Rom feindlichen Italienern machten ihn dem Klerus gar sehr verdächtig. Als jener Verbannungsbefehl des reisenden apostolischen Vikars in der Hauptstadt ankam, wollte er die ihm lieb gewordene Stadt und seine Freunde nicht verlassen. Auch er empfand die Vorzüge des vielseitigen und regsamen Lebens in Montevideo, das nach allen Seiten hin dem Weltverkehr offen liegt. Er kam auf die eigenthümliche Idee sich unter preußischen Schutz zu stellen, da er den näher liegenden Schutz der Engländer haßte. Der Gedanke des Schisma's, der für so viele historische Größen sein Anziehendes hatte, wirkte auch auf seine aufgeregte Phantasie ein, und ohne die Bitterketten und Täuschungen zu erwägen, ohne seinen Glaubensstandpunkt zu prüfen, ließ er sich einseitig von Rache leiten. Er mußte sich nun natürlich an den preußischen Agenten wenden, wenn er sein Vorhaben unter preußischen Schutz sich zu stellen weiter verfolgen wollte. Dieser machte ihn auf die Unmöglichkeit eines solchen Schrittes aufmerksam und veranstaltete eine Zusammenkunft des Franziskaners mit mir. Es war recht anziehend aus seinem Mund die Bestätigung zu hören, daß der apostolische Vikar ganz in den Händen der Jesuiten sei, und deshalb die Franziskaner, welche Freimaurer waren, hasse. Doch sagte er, daß er selbst nie eine Loge in Montevideo besucht habe. Weil er mit den Glaubenssätzen der katholischen Kirche in Allem einverstanden war, so rieth ich ihm an, nur ja die Idee eines Schisma's fallen zu lassen. Es wären ihm auch nur diejenigen Italiener der Stadt gefolgt, die gar keinen Glauben hatten, nicht die große Mehrzahl seiner Kompatrioten, welche wohl eine Zeitlang über den Papst böse zu sein pflegen, ungern aber die religiösen Ceremonien und Gebräuche ihres Kultus vermissen.

Ueberhaupt kann ich nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Uruguay es nicht bestätigen, daß hier ein guter Boden für ein dauerndes Schisma sich finde. In einem Artikel der protestan-

tischen Kirchenzeitung aus Brasilien von diesem Jahre heißt es: „Allem Anschein nach bildet sich in Uruguay so wie in den argentinischen Ländern eine nationale katholische Kirche, welche von Rom aus keine Ordonanzen mehr annehmen wird.“ Ich glaube, daß diese Aussicht weder vorhanden noch ihre Verwirklichung heilsam ist. Indeß fürchtet auch die römische Geistlichkeit solches, daher ihr Kampf gegen das Staatspatronat.

Was später aus diesen Mönchen geworden ist, die bald darauf die Stadt verließen, kann ich nicht angeben, man sagte wohl, daß der zuletzt Erwähnte Titularbischof geworden sei. So vieles ist in der katholischen Kirche unerklärlich aber möglich. Oft scheint es so, als würden kampfbereite Milizen nur hingestellt, um sich von andern Streitern der Kirche besiegen zu lassen. Wenigstens habe ich es oft gesehen, wie man auch die aufrührerischen Geister mit großer Klugheit den Zwecken der Kirche wieder befreunden konnte. Man vergaß sehr leicht persönliche Insubordination, wenn die Talente des Individuums auf irgend einem Gebiet der Kirche dienen konnten, und die Lehre von dem unveräußerlichen Priestercharakter bietet stets einen erwünschten Anknüpfungspunkt dar, auch die momentan eine schiefe Stellung einnehmenden Priester wieder heranzuziehen. Darum fühlen auch zeitweise in Opposition stehende Priester stets das Befriedigende, Diener einer Kirche zu sein, deren Oberen die Talente und Fähigkeiten der Untergebenen benutzen und hervortreten zu lassen bemüht sind, wenn sie auch für die Personen derselben keine Sympathie haben. Darauf beruht mit die Kraft und die Zähigkeit der römischen Kirche der Welt gegenüber. Ueber dem Priester steht immer die Kirche, nicht dieser oder jener Herr, der diese oder jene exegetische oder homiletische Lieblingsidee hat. Indeß gehen daraus auch viele Zufälligkeiten und Gebrechlichkeiten hervor, denen die katholischen kirchlichen Zustände ausgesetzt sind. Es kann diese Passion: „alles und in Allem die Kirche“ aus der Höhe der Idee herabsinken und zum mechanischen Streben werden.

Namentlich in einem solchen Lande, in welchem die Interessen des modernen Lebens, wie es naturwüchsig und fast heid-

nisch entstanden ist, längst das altkirchliche Leben überflügelt haben, wird oft der Schein angenommen, als ob noch alles von den Lebenskräften des Katholicismus durchzogen sei und nach den Mutterarmen der Kirche sich unablässig sehne. Nun sind aber z. B. in dem orientalischen Freistaat die Priester nur in den kleinen Städten von Einfluß, in der Hauptstadt ist ihre Macht sehr gering, weil die Männer zum großen Theil innerlich der Kirche entfremdet sind. In der gebildeten Gesellschaft sieht man sie fast nie. Einzelne Ausnahmen ändern nichts an dieser feststehenden Thatsache, daß man sie nie in den feinern Cirkeln findet, in denen die Männer auch über Fragen allgemeiner Bildung sich unterhalten. Einzelne Damen, wie die Wittwe des Generals Oribe und die Wittwe des Präsidenten Pereira interessiren sich lebhaft für Alles, was Kirche und Priester heißt, und spenden aufs liberalste, wenn letztere es wünschen, aber meistens sind es doch nur ausländische zeitweise am Ort sich aufhaltende Priester, die diesen Einfluß ausüben und benutzen. Sonst trennt eine große Kluft den Klerus und das gebildetere Volk. Man sollte meinen, daß eine größere Bildung oder eine einseitige kirchliche Bildung diese Kluft gegraben habe, aber das hat gerade die Unbildung des Klerus gethan, und wenn wir auch noch so gerecht und unpartheiisch in unserm Urtheil sein wollen, wir müssen auch sagen, oft noch dazu die Unsittlichkeit. Nur die Jesuiten stehen in dieser Hinsicht unantastbar da, so weit sie noch in den La Plata Ländern einen Aufenthalt finden, und darin sind die Verhältnisse sehr schwankend. Wie überall so bewähren sie auch hier die ihrem Orden eigenthümlichen Tugenden. Auch Regierungen nach neuestem liberalem Modeschnitt erkannten in Südamerika ab und zu ihre unleugbaren Verdienste an. Gern sah es die argentinische Nationalregierung zu Parana, wenn sie die wilden Indianer des gran chaco, einer unendlichen Pampa im Innern des länderreichen Gebiets, durch Missionen zu civilisiren suchten.

Bei der Ausweisung der Franziskaner handelte der apostolische Vikar aus seiner geistlichen Jurisdiktion heraus und nach seinem vollen Recht. Man wird diese Macht der Jurisdiktion

eine sehr angenehme Sache nennen, aber doch haben es Bischöfe und Prälaten in einem republikanischen katholischen Lande nicht leicht. Man irrt sich, wenn man meint, daß die Stimme und die Einsicht der gebildeteren Klassen in Ausübung eines rein kirchlichen Berufs sie unterstütze. Dafür werden wir später Beweise geben. Und nachdem wir so die Stellung der Kirche und der Geistlichen schon vorläufig beleuchtet haben, müssen wir die Entstehung der orientalischen Kirche und ihre Stellung unter einem apostolischen Vikar erzählen, nachdem wir ein kurzes Bild von der Geschichte der La Plata Länder seit Stiftung des Vicekönigthums von Buenos Aires gegeben haben. Dabei leitet uns die Idee, neben dem Eindruck, den das gegenwärtige Leben dieser Länder macht, auch einen kurzen Einblick in alte Dinge denen zu geben, die gern vergleichen und wechselnde Scenen lieben.

Der Klerus der heutigen orientalischen Republik emancipirte sich vom Bisthum Buenos Aires, als das Land selbst die spanische Herrschaft abwarf. Montevideo und sein Gebiet gehörte seit 1776 zum Vicekönigreich Buenos Aires, welches in diesem Jahre vom Vicekönigreich Peru abgetrennt wurde. Carlos der dritte machte den teniente general seiner Heere Don Pedro de Zeballos zum ersten Vicekönig. Als wir das heute so wüste und todt daliegende Städtchen Colonia del Sacramento beschrieben, sprachen wir auch von den Bestrebungen der Portugiesen auf spanischem Gebiet am La Plata widerrechtlich festen Fuß zu fassen. Hauptsächlich wohl um die ungerecht entrissenen Gebiete wieder der ruhmreichen Krone Kastiliens zu unterwerfen, ward das neue Vicekönigreich gegründet und Don Pedro hingesandt. Don Pedro hatte in Europa das Kriegshandwerk gelernt, namentlich hatten sich seine Fähigkeiten im italienischen Kriege herausgestellt. Später hatte er auch in Amerika das Heldenschwert Spaniens mit Ehren geführt sowohl bei der Belagerung Colonia's als auch beim Angriff auf die brasilianische Provinz Rio Grande, wo die verhaßte Fahne Portugals wehte. Eine neue Zeit des Ruhms für Spanien schien hereinzubrechen, als unter des neuen Vicekönigs Anführung am 13. November 1776 116 Schiffe mit 9000 Mann aus Cadix nach den wie alle Kolonien so wenig

zärtlich vom Mutterlande behandelten La Plata Ländern abſegelten.

Wir bleiben einen Augenblick bei dieſem 13. November 1776 ſtehen. Etwas Tragiſches mußte ſich an Spaniens Geſchicken vollziehen. Unter den günſtigſten Vorzeichen wurde ein Vicekönigreich gegründet, deſſen Leben ein ſo kurzes ſein ſollte. Ein unſelbſtſtändiges Sich-regierenlaſſen ſollte das kurze Leben dieſes neuen Königthumes ſein, dann ſollte ein luftiger Theaterbau unvermittelter unreifer Freiheit auf ſeinen Ruinen ſich ausbauen. Rathlos ſahen ſich die ſittlichen, die ſozialen, die kirchlichen Intereſſen aus dem bedrückenden Treibhaus der Kolonialverwaltung in die reiche ungewohnte Luft der Freiheit hinausverſetzt. Schelling ſagt: „der Menſch hat nur deswegen Geſchichte, weil, was er thun wird, ſich nach keiner Theorie zum Voraus berechnen läßt. Die Willkür iſt inſofern die Göttin der Geſchichte.“ (Syſtem des transcendentalen Idealismus. G. A: I, 3 S. 589). Auch der tapfere Don Pedro und ſeine muthigen Offiziere hatten keine Ahnung davon, daß kaum nach etwas mehr als einem Menſchenalter die alte Fahne Spaniens nicht mehr wehen würde über alles La Plata Land! Dieſe Männer und ihr Vorhaben alles La Plata Land neu und feſt an Spaniens Krone zu binden, mußten beſtätigen, was derſelbe Philoſoph ſagt, daß der Menſch zwar, was das Handeln ſelbſt betrifft, frei, was aber das endliche Reſultat ſeiner Handlungen betrifft, abhängig ſei von einer Nothwendigkeit, die über ihm iſt, und die ſelbſt im Spiel ſeiner Freiheit die Hand hat“ (ebend. S. 595).

Als Don Pedro die braſilianiſche Stadt Santa Catalina am 25. Februar 1777 ohne einen Schuß abgefeuert zu haben einnahm, die an wundervoller Bai gelegen mit 195 Kanonen abwehrend den muthigen Spaniern drohte, die ſie trotz ſolcher Drohung ſo ruhmreich einnahmen, da ahnte niemand den Spanien ſo tief im ſtolzen Herzen verwundenden Mai 1810. Den Morgen des Vicekönigreichs wollen wir nur ſchildern und ſeinen Abend. Am Morgen deſſelben ſtrahlt die Geſtalt des tapfern und klugen erſten Vicekönigs Zeballos. Wichtige adminiſtrative Verbeſſerungen führte der ein, dem der Siegerkranz ſo gut ſtand

und eine liberale Denkweise sichert ihm ehrendes Andenken auch in der republikanischen Zeit. In einer einfachen lancha (einem Segelboot) landete er auf der playa (Uferebene) von Buenos Aires am 15. Oktober 1777. Sein Heer hatte er unter dem Befehl des General Vertiz zurückgelassen, und so trat er in die Stadt ein, wo es niemand wußte, daß der neue Vicekönig angekommen sei. Einige Knaben, welche zufällig am Wasser waren, begleiteten ihn bis an den Pallast und erzählten sich mit dem freundlichen Manne. Verwundert wachten die Porteños bald darauf auf, als die Salven ertönten. Sie verkündeten die Ankunft des neuen, des ersten Vicekönigs.

In Buenos Aires ist heutzutage der Handel sehr mächtig. Dort wo spanische Ritter ihre Wappenschilder im Strahl der Sonne leuchten ließen, eilt der Commis auf die Aduane und schaut der Baraquero auf die getrockneten Häute hin, es ist eine mächtige Handelsstadt geworden und kann sich messen mit den größeren auf Erden. Darum wird es mancher Kaufmann von Buenos Aires, der heute vor dem Fremdenklubb steht, dem alten Vicekönig dankbar anerkennen, daß er die Einfuhr fremder Manufakturen erlaubte, die bis dahin als Contrebande aus dem portugiesischen Colonia ankamen. Auch auf die innere Verwaltung lenkte er seine Aufmerksamkeit hin. Er schlug dem Könige die Errichtung einer audiencia, eines obersten Gerichtshofes in der Hauptstadt des neuen Vicekönigreichs vor, denn bis dahin mußte man sich in allen betreffenden Fällen an die audiencia von Charcas wenden, und diese in Ober-Peru oder Bolivia gelegene Stadt ist 240 Meilen von Buenos Aires entfernt. Sein Vicekönigreich selbst theilte er in intendancias, Intendanturen ein. So wurde er nächst Garay, dem Gründer der Stadt Buenos Aires de la trinidad (am 11. Juni 1580 legte er den Grundstein) und Domingo Martinez de Iraba, der 1538 die Grundlagen einer civilisirten Gesellschaftsverfassung in den La Plata Gegenden herzustellen bemüht war, der hervorragendste Mann in der Kolonialgeschichte des La Plata. Leider starb er schon am 26. Dezember 1778 zu Cordoba in Spanien, nachdem ihn der Hof zurückgerufen hatte.

Sein Nachfolger, der zweite Vicekönig, war gleichfalls kein unbedeutender Mann, er hieß Don Juan José de Vertiz y Salcedo und seine Regierung in den Jahren 1778 bis 1784 ist dadurch bedeutsam, daß die hijos del pais zum ersten Mal unter ihm berücksichtigt wurden. So fing sich schon unter seiner Regierung der Geist leise zu regen an, der 1810 in so stürmischer Weise das alte Band mit dem Mutterlande zerriß. Aber in diesen Jahren war es eine durchaus loyale Stellung, welche die Landeskinder den Spaniern gegenüber wünschten, und deshalb freuten sie sich, als Don Juan José den Dr. Aldao, einen zu Buenos Aires gebornen Mann, zu seinem asesor ernannte. Das war bei dem in Mejico gebornen Vicekönig nicht anders als sehr natürlich, daß er die Amerikaner nicht in gewöhnlicher Weise zurücksetzte, indeß schon zu seinen Zeiten gefiel diese Vorurtheilslosigkeit und Gerechtigkeit den Alt-Spaniern nicht. Der Bischof der Diöceſe, Malvar mit Namen, bildete den Mittelpunkt eines Cirkels, welcher in solchen Sachen dem wohlmeinenden Vicekönig entgegentrat. So traten schon am Morgen des Vicekönigreichs die Elemente hervor, welche seinen frühen Abend herbeiführten.

Wir hielten uns beim 13. November 1776 auf, bei einem sonst wenig beachteten Tage. Nun ist es der 13. Mai 1810, der dieser Aufmerksamkeit würdig ist. An diesem Tage erschien vor dem Hafen von Montevideo eine englische Fregatte, und als man von den flachen Dächern der Stadt das Schiff beobachtete, ahnten die Landeskinder und spanische Beamte es nicht im entferntesten, daß die Nachrichten, welche mit dieser Fregatte ankamen, einen Anstoß geben würden, der fortwirkend ganz Südamerika dem alten Mutterlande entriß. Es kam die Nachricht, daß Joseph Bonaparte, ohne Willen des spanischen Volkes König von Spanien genannt, mit vier Heeresmassen in Andalusien eingedrungen sei. Die Centraljunta hatte sich aufgelöst und war geflohen, nachdem sie einen consejo de Rejencia (einen Regentschaftsrath) eingesetzt hatte, der sich in Cádiz einschloß. Das Nähere ist aus der Geschichte Spaniens bekannt. Der letzte Vicekönig Teniente General Don Baltasar Hidalgo de Cisneros

hielt dieſe Nachrichten nicht geheim, ſondern theilte ſie vernünftiger Weiſe ſeinen Völkern in einem Proklam mit (proclama á los leales y generosos pueblos del Virreinato vom 18. Mai 1810), in welchem er bat, die Souveränetät Fernando des VII. zu reſpektiren. Er wollte eine Repräſentation in deſſen Namen mit Vertretern der Hauptſtadt und der Provinzen einführen. Damit leitete er, ohne daß es ſeine Abſicht war, in die Bahn ein, die zur Unabhängigkeit führen mußte, zu einer Unabhängigkeit, für welche wohl einzelne aufgeklärte und edelmüthige Männer, nimmer aber die Maſſen reif waren, die ſo gar keine Begriffe von Selbſtregierung und Arbeit für das Gemeinwohl hatten. Wer könnte es dieſen wenigen aufgeklärten und edelmüthigen Männern verdenken, wenn ſie den günſtigen Augenblick gekommen ſahen, mit ihren heißen Wünſchen hervorzutreten, und die Fahne der Freiheit aufzurollen, unter welcher ſich ſo gern menſchliche Herzen ſchaaren und rufen: „o hört wie ihre Schwinge rauſcht, bei uns auch kehrt ſie ein.“

In der Hauptſtadt war es das Haus eines gewiſſen Peña, in welchem edelmüthige Patrioten die noch unentweihten Freiheitsideen ausſprachen, auf dem Lande ſammelten ſie ſich im Landhaus von Orma. Hier im Garten begeiſterte die Patrioten der feurige Dominikanerprovincial Fray Ignacio Grela. Einen großen Einfluß hatte das Haupt der Patricier Don Cornelio Saaredra, aber er war mit den Leitern der republikaniſchen Bewegung nicht ſehr einverſtanden. In jenen aufgeregten Tagen befand er ſich in San Iſidro, dem freundlichen Städtchen, welches heutzutage der ſchönen Welt von Buenos Aires ſo bekannt iſt, welche mit Dampf oder zu Wagen und zu Pferde nach dem eleganten San Fernando ſich begiebt, um unter den Trauerweiden und dichten Gebüſchen der Ufer des Fluſſes Tigre mit Böten zu fahren und ſonſt das Land zu genießen. Damals ſah es freilich um San Fernando anders aus. Nun rief man den einflußreichen Mann herbei, um ſich den Vertretern der öffentlichen Meinung anzuſchließen. Er, Belgrano und Caſtelli begaben ſich zum Alkalden Lezica und zum Syndikus dem Dr. Leiva und verlangten eine klare Reſolution, um den Stand der öffentlichen

Angelegenheiten darzulegen. Diese eilten zum Vicekönig, bei welchem sich schon der Fiskal Villota und der Seekapitän Vargas befanden und überzeugten ihn von der Nothwendigkeit der öffentlichen Meinung nachzugeben. Um den äußern Anschein der Anregung vom Vicekönig abzulenken, sollte das Cabildo (der Stadtrath) um die Erlaubniß bitten, einen General-Kongreß einberufen zu können, und der vorsichtige Vicekönig nahm diese Idee an. Noch in derselben Nacht vom 20. auf den 21. Mai rief er die Kommandanten seiner Truppen zusammen und fragte sie, ob er unbedingt auf sie rechnen könne, wie Liniers sein Vorgänger im Jahre 1809, als auch das Cabildo Propositionen machte? Der General Mitre im ersten Theil seines Werkes Historia de Belgrano (Buenos Aires 1859) erzählt von dieser Zusammenkunft und auch die Acta del Cabildo vom 21. Mai in der de Angelis'schen Sammlung beschreibt sie. Mit Energie erklärten die versammelten Chefs, daß nach Auflösung der Central-Junta und nachdem die Korporation, welche den König vertreten wolle, auf den Umkreis von Cádiz beschränkt sei, Amerika an sich selbst denken müsse. Das enttäuschte vollständig den Vicekönig.

Früh am Morgen des 21. Mai's versammelte sich das Cabildo und bald sammelten sich auch zahlreiche Gruppen, welche nach einem Cabildo abierto verlangten, das ist ein Volkskongreß. Die Bewegung wurde so drohend, daß zwei Mitglieder des Stadtraths an den Vicekönig abgesandt wurden mit der dringenden Bitte zur Vermeidung eines Volksaufstandes auf das Verlangen nach einem Cabildo abierto einzugehen. Nach einer Stunde kehrten sie wieder mit der Zustimmung von Cisneros, der indeß auf die Einheit und Untheilbarkeit der spanischen Monarchie aufmerksam machte, und daß man die Autorität, welche den König vertrete, auch dann respektiren müsse, wenn Spanien selbst dem König verloren sei. Das war eine echt ritterliche, romantische und edle Auffassung der Sachlage. Leider lebte Cisneros in einer Zeit, in der die Könige sehr wenig thaten, um solche Anschauungen zu erwecken. Man braucht nur die Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantes zu lesen, um die

jammervollen Zustände in Madrid und Lissabon aus jener Zeit kennen zu lernen (s. den 6. u. 9. Band).

Zahlreiche Gruppen bewegten sich nach wie vor unter den Balkonen des ayuntamiento (des Stadthauses) und gingen nun zu weiteren Forderungen über. Sie schrieen nach Absetzung (deposicion) des Vicekönigs und die Aufregung hätte sich vielleicht schon jetzt zu einer stürmischen Revolution umgesetzt, wenn nicht der comandante Saavedra, mit seinen Truppen angekommen, die Aufregung beschwichtigt und das Volk veranlaßt hätte, sich zurückzuziehen. Nun wurden die Einladungen zu dem Volkskongreß ausgeschrieben. Die Akta des Cabildo vom 21. sagt, es wurden die vornehmsten und verständigsten Nachbarn eingeladen, um den Willen des Volks auszusprechen, und um die geeignetsten Maßregeln zu ergreifen, welche die Wohlfahrt des Landes sichern würden (la mas principal y mas sana parte del vecindario para espresar la voluntad del pueblo y acordar las medidas mas oportunas para asegurar la suerte del pais). 450 Einladungen waren ergangen. Der Bischof, die Räthe des obersten Gerichtshofes, die höhern Beamten und die Mitglieder des Stadtraths präsidirten. Nur Eingeladene wurden zugelassen und vor dem Versammlungshause und in seinem nächsten Umkreis durfte das Volk sich nicht in Gruppen zusammenschließen. Don Manuel Moreno erzählt solches und beschreibt den Sitzungssaal in seiner Einleitung zu den Memoiren seines Bruders (Vida y memorias del Doctor D. Mariano Moreno, Londres 1812). Das Cabildo ließ durch eine Ansprache die Versammlung eröffnen, in welcher die bei allen solchen Gelegenheiten üblichen Phrasen, wie z. B. sprecht mit Freiheit aber mit Würde, vermeidet alle Neuerungen u. s. w. vorkamen, indeß wurde sehr treffend auf den lauernden Feind in der Nähe, auf Brasilien, hingewiesen und auf sein Bestreben die Freiheit zu vernichten.

Das wichtigste Moment in der auswärtigen Politik der La Plata Staaten drängte sich also schon bei dem ersten Volkskongreß hervor. Brasilien will stets die La Plata Republiken uneinig und von Partheien zerrissen erhalten, damit einmal seine Großmachtstellung in Süd-Amerika aufrecht erhalten bleibe und

ſodann ſeine ſüdlichen Provinzen nicht in die Verſuchung gerathen ſich zu Republiken zu konſtituiren, angelockt durch die Segnungen republikaniſcher Verfaſſung in der Nachbarſchaft. Namentlich Montevideo kennt dieſe Taktik des mächtigen Kaiſerreichs. Auch in dieſem Augenblicke, da ich ſolche Worte ſchreibe, mahnen die Patrioten von Montevideo in ihren Aufrufen an dieſe lauernde Stellung Braſiliens, verdammen mit deshalb den ſchändlichen Verſuch des unfähigen Generals Flores das letzte Jahr der ruhmreichen Präſidentſchaft Berro durch ſeinen thörichten Verſuch vom April d. J. zu ſtören. Zu hoch ſtehen die ſpaniſchen Nationalitäten über den portugieſiſchen, um eine Herrſchaft der letzteren ertragen zu können. Es hat gewiß auch Braſilien eine große Zukunft. Es wäre einſeitig über ein ganzes Reich und eine ganze Nation abſolut ungünſtige Urtheile fällen zu wollen. Abkömmlinge der Spanier halten ſich mit Recht für beanlagter als die Portugieſen. Schon die Kinder in Montevideo geben den Braſilianern, die ſich als Offiziere und Soldaten der Kriegsſchiffe oder ſonſt am Orte aufhalten den liebreichen Namen macácos (Affen) und nennen deren Kinder macacitos (kleine Affen) und ſo bewegt Furcht und Haß die Herzen noch heute in der Weiſe wie damals, als das Cabildo von Buenos Aires die denkwürdige Volksverſammlung zuſammenrief, welche bei der Noth des Augenblicks und bei den Geburtswehen einer neuen Zeit nöthig wurde.

Nun gab es in Buenos Aires lange Verhandlungen. Patrioten und Spanier gingen in ihren Wünſchen und Anſichten weit auseinander, aber die eigentliche Tendenz der ganzen Bewegung, zuſammengefaßt in eine Propoſition, wurde dieſes Mal noch verworfen. Dieſer Vorſchlag lautete: Unabhängigkeit vom Mutterland. Es wurde nur der Vorſchlag angenommen, daß die oberſte Autorität, welche der Vicekönig, abhängig von der Fernando den VII. repräſentirenden, ausübe, durch eine andre erſetzt werden müſſe. Alle ſollten ſchriftlich ihr Votum abgeben, und da ſchrieb zuerſt der Biſchof Lue, daß der Vicekönig mit zwei Oidores (Obergerichtsräthen) bis auf weiteres ſeine Funktionen ausüben möge. Der Oidor Reyes dagegen wünſchte, daß

der Alcalde de 1. voto und der Síndico dieſe Stelle neben dem Vice-König einnehme. Die ganze konſervative Parthei, aus Beamten und ſpaniſchen Kaufleuten beſtehend, ſtimmten dieſem Vorſchlag bei. Der General Ruiz Hudsbro, eigentlich vom Hof, früher zum Vice-König beſtimmt, aber durch die Gefangennahme, durch die Engländer bis jetzt dem öffentlichen Schauplatz entrückt, ſchlug eine proviſoriſche Regierung und ein Aufhören der Gewalt des Vice-Königs vor, doch müſſe erſtere von der den Monarchen repräſentirenden Gewalt abhängig ſein. Als die Uhr Mitternacht ſchlug, mußte die Verſammlung aufgehoben werden obgleich nur 224 ihre Meinungen ausgeſprochen hatten.

Die Stimmung des Volkes wurde ſo bedenklich, daß das Cabildo die Volksverſammlung nicht weiter zuſammenberief, ſondern dem Vice-König den Vorſchlag machte, die Gewalt mit ſeinen beiden Gefährten weiter auszuüben. Das geſchah am 23. Mai, aber Cisneros war einſichtsvoll genug das Mandat des Cabildo nur unter der Bedingung annehmen zu wollen, daß die Chefs der Truppen und Milizen zuvor darüber gefragt würden. In dieſen ſchien aber der Geiſt der beginnenden Revolution ſich verkörpern zu wollen, denn in den Rathsſaal (sala capitular) eingeführt, machten ſie ſich zum Organ der Forderungen des Volks. Das Volk verlange, daß der Vice-König aufhöre zu regieren, früher würde es ſich nimmer beruhigen.

Schon hier auf der Schwelle des republikaniſchen Lebens tritt der Südamerika und ſeinem politiſchen Fortſchritt ſo verhängnißvoll werdende Einfluß der Generäle hervor. War die drohende Stellung Braſiliens ſtets ein Hinderniß von Außen, ſo beengte im Innern die Möglichkeit einer militäriſchen Revolution die republikaniſche Aktion nicht minder.

Dem Cabildo blieb nichts übrig, als durch eine feierlich ausgerufene Verordnung (por bando) auf Grund der Verſammlung vom 22. die Gewalt des Vice-Königs für erloſchen zu erklären und ſelbſt die Leitung der Geſchäfte in die Hand zu nehmen. So geſchah es, daß das Cabilds am 24. zur Ernennung einer Regierungsjunta ſchritt, welche aus 5 Mitgliedern beſtehen ſollte. Merkwürdigerweiſe beſtimmten ſie den Vice-König zum Präſi-

denten dieſer Junta und gaben ihm bei: den Prieſter Dr. Sola, den Advokaten Dr. Caſtelli, den Kommandanten Saavedra und den Kaufmann Inchäurregui. Später ſollte dieſe Junta einer junta general des geſammten Vice-Königreichs die Exekutivgewalt übermitteln. Die Militärchefs Saavedra, Garcia, Terrada, Ocampo, Rodriguez und Andere verſprachen dieſe Junta zu unterſtützen, deshalb leiſteten ihre Mitglieder den Eid, ſahen ſich aber bei der drohenden Haltung der Bevölkerung veranlaßt, ſchon Nachts 9½ Uhr ihre Vollmachten zurückzugeben.

So brach der 25. Mai heran, dieſer große Feſttag am La Plata, dem zu Ehren die Hauptſtraße Montevideo's den Namen calle del 25 Mayo führt, dem zu Ehren in Buenos Aires und Montevideo ſo viele Paraden, Tedeums, Theatervorſtellungen, Illuminationen, Volksfeſte gegeben werden. Das Cabildo wollte die Dimiſſion der neu ernannten Junta nicht annehmen und mit Gewalt das Volk in Schranken halten. Immer gewaltiger äußerte ſich der Unwille des Volks, man drang in den Saal des Cabildo ein, und erklärte, daß man auf keine Weiſe die Wahl des Cisneros annehme. Die ſchleunigſt zuſammengerufenen Truppenchefs erklärten ihr Unvermögen die etablirten Gewalten zu ſchützen. Selbſt ihre Perſonen ſeien verdächtig. Nun drang das Volk in den Saal nach und nur der Huſaren-Kommandant Martin Rodriguez konnte es beruhigen. Auch gingen zwei Mitglieder des Cabildo an den Vice-König ab, die Herren Manſilla und Anchorena, um ihm anzuzeigen, daß ihm nun jede Autorität abgenommen ſei. So endete um 12 Uhr Mittags die Autorität der ſpaniſchen Könige an dieſem Ort. Das Volk ſetzte eine neue Junta ein. Dr. Cornelio Saavedra, ihr Präſident, ermahnte zur Einheit und Brüderlichkeit und die Glocken begrüßten die Stunde der Freiheit.

Wir haben ausführlicher dieſes Ende des Vice-Königreichs mitgetheilt, wollen aber aus der weitern Geſchichte nur hervorheben, daß allmählig die ſogenannte banda oriental nach mehrjähriger Herrſchaft der Braſilianer nicht mehr mit den freigewordenen argentiniſchen Staaten ſich zuſammenſchloß, ſondern ein eigenes Staatsweſen gründete. Am 19. April 1825 landeten

die bekannten treinta y tres (33) und allmählig gestalteten sich die Dinge so, wie sie heute sind. Die sogenannte Heldenthat der 33 Orientalen, welche an der Küste des von den Brasilianern unterdrückten Vaterlandes landeten, um ihre Mitbürger zum Abwerfen des ausländischen Jochs aufzufordern, ist wirklich nicht so wichtig und interessant, wie die Nationaleitelkeit es gern haben möchte. Ein späterer Krieg entschied erst die Freiheit des Landes.

Gleich anfangs erklärte die Regierung der Republica oriental del Uruguay, daß sie auch in kirchlichen Angelegenheiten keine auswärtige Macht dulden würde, keinen Akt der geistlichen Jurisdiktion von Ausländern würde ausüben lassen. Deshalb mußte der in Rio Janeiro sich aufhaltende päpstliche Delegat und Nuncius einen apostolischen Vikar für das kürzlich selbstständig gewordene Land ernennen, da die Kreirung eines eigenen Bischofs noch auf Hindernisse stieß. Es dürfte vielleicht noch von Interesse sein, über die Bisthümer am La Plata einiges zu sagen.

Ursprünglich waren diese Länder in 4 Diöcesen eingetheilt, Assuncion 1555 bereits zum Sitz eines Bischofs gemacht, Tucuman 1581 zu gleicher Würde erhoben und 1700 nach Cordoba verlegt, Buenos Aires 1620 als bischöfliche Diöcese abgetrennt und Salta 1735 in gleicher Weise zum Bischofssitz bestimmt. Don Felix de Azara, Befehlshaber der spanischen Grenzkommission in Paraguay, erzählt (siehe Reise ꝛc. 221), daß zu seiner Zeit gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Bisthum von Paraguay, nemlich der Sitz zu Assuncion, 6000 pesos fuertos jährlich einnahm, und obgleich eine solche Dotation den Bischof zum reichsten Mann im Lande machte, so gab ihm doch noch der spanische König 1832 pesos fuertes in Anweisungen auf die Kassen von Potosi, denn merkwürdigerweise konnte man aus den Einkünften Paraguay's nicht einmal den dritten Theil der Beamten dieses Landes besolden. Diese Thatsache ist zu bezeichnend für die spanische Colonialverwaltung, um sie hier unerwähnt zu lassen. Das Cabildo der Kathedralkirche bestand aus einem Dekan, drei Würdenträgern, zwei Canonigo's und einem Beneficiado. Der Erste hatte 807 pesos fuertos Dotation im Jahre, die Andern 700 und der Letzte 300. Die Besoldung der Pfarrer überstieg

nicht das Nothwendigste. Im Jahre 1793 gab es im Bisthum 134 Priester und 110 Mönche. Jetzt giebt es in diesem großen Lande nur einige 70 Priester im Ganzen, wie wir gelegentlich schon angaben.

Der Bischof von Buenos Aires hatte im Jahre 1793 sogar 18 bis 20000 Pesos jährliche Einkünfte und die Mitglieder seines Chorherrn-Cabildo hatten jeder so viel als die von Assuncion zusammen. In der Stadt Buenos Aires gab es 136 Kleriker außer den vier zahlreichen Konventen der Franciskaner, der Dominikaner, der Mercedarios und Betlemitas. Noch heute sind die beiden erstgenannten Konvente von zahlreichen Mönchen bewohnt. Die Franciskaner, welche den später kanonisirten padre Francisco Solamo und den padre Luis Bolaños, beides Apostel der Indianer, die ihren nannten, bewohnen ein weites Gebäude und besitzen eine der größten Kirchen des heutigen Buenos Aires.

Ueber alle Bisthümer übten die spanischen Könige das Patronatsrecht aus, sie ernannten die Bischöfe und präsentirten sie dem Papst für die kanonische Institution. Natürlich unterbrach die Revolution die regelmäßigen Beziehungen zum römischen Hof, mehrere Bischofssitze blieben unbesetzt. In Paraguay herrschte der grausame Diktator Don Gaspar Francia, welcher ohne alle religiöse Grundsätze und von Jugend auf ein Atheist mit der größten Verachtung auf alle göttlichen Dinge, auf die Kirche und ihre Diener herabsah. Als bekannter Tyrann oft geschildert, kennt man weniger in Europa seinen Haß gegen alle Religion. Er war der Sohn eines Italieners, welcher Kaufmann in Assuncion war, und er studirte in seiner Jugend Philosophie in Cordoba. Später studirte er in Buenos Aires die Rechtswissenschaften, und wurde dann in seinem Vaterlande Advokat. Als sich nun Paraguay mit allem La Plata-Land von Spaniens Krone losriß, wollten die Einwohner einen selbstständigen Staat bilden, ernannten deshalb eine Regierung und diese machte den Dr. Francia zu ihrem Sekretär. Darauf wurde er mit einem andern Bürger zum Consul ernannt. Aber schon im Jahre 1817 wußte er sich in den alleinigen Besitz der Gewalt zu setzen und ließ sich zum beständigen Diktator (dictador perpetuo) von Paraguay ausrufen.

Als solcher schaltete er wie er wollte. Er hat sich eine Berühmtheit als Tyrann erworben und in seinem Genre fast das Höchste geleistet. Seine Regierungsmethode duldete weder Kammern, noch Volksversammlungen, noch irgendwie unabhängige richterliche Beamte. Er hielt einen gewöhnlichen Richter (juez de derecho) einen Appellationsrichter, einen Finanzminister, einen General-Regierungssekretair und einen militairischen Oberbefehlshaber (un juez de alzada, un ministro tesorero, un secretario general de gobierno, un capitan encargado del mando del ejército.) Kaum hatte er die Diktatur erlangt, so verfolgte er alle einflußreichen Leute, die durch Talent oder Familienverbindung sich auszeichneten. In unterirdischen Kellern hielt er oft Staatsgefangene zu hunderten fest. Noch heute sind diese Räume berühmt. So duftete die Prachtblume der Freiheit im Wunderland Paraguay, dessen Naturpracht die gespannteste Erwartung bedeutend übertrifft. Leute, die sich aus gewissen Gründen dort gut amüsiren, loben noch heute dieses Land vielleicht etwas übertrieben.

Man durfte damals nie den Namen Dr. Francia dort aussprechen ohne den Hut zu ziehen. Noch in den letzten Jahren, so viele Zeit nach dem Tode des Scheusals, gab es alte Herren in Buenos Aires, welche unwillkürlich den Hut abzogen, wenn der Name Francia genannt wurde. So hatte die furchtbare Erinnerung an das Schreckensregiment sich in ihre Seele eingepflanzt. Nie suchte der Diktator Menschen auf, wie ein von Gott und Menschen Verfluchter suchte er einsame Spaziergänge. Wenn die Uhr am Regierungsgebäude 6 Uhr Abends schlug und die Glocken der Kathedrale bis 8 Uhr Abends läuteten, durfte niemand auf den Straßen sich blicken lassen, denn der Diktator wandelte durch sie. Auch in den Thüren oder Fenstern durfte sich dann niemand blicken lassen. Sein Lieblingsort war das Dach des Hospitals, das ist des ehemaligen Jesuiten-Collegiums. In seinen unterirdischen Räumen hatten die Jesuiten ihre Vorrathskammern gehabt, um 32 Missionen mit Lebensmitteln zu versorgen. Hier schloß er viele Gefangene ein, hier ließ er tödten und begraben. Dahin zog es diesen Menschen tagtäglich. Welch'

ein Motiv wäre dies für einen Maler! Der menschenscheue einsame Tyrann bringt seine Erholungsstunden am Schauplatz der von ihm erfundenen Qualen zu.

Plötzlich hob Francia die Klöster auf und dekretirte, daß er die Mönche ihres Gelübdes entbinde. Darauf versetzte er und quälte er die Pfarrer. Alte Chorherrn der Kathedrale setzte er ab, einige ließ er sterben. Der alte Bischof, ein Spanier von Geburt, hoch geachtet in der ganzen Diöceſe, hatte keinen Feind, deshalb wurde Francia sein Feind. Nicht schwieg er zu den Schandthaten des Diktators, doch auch ihm blieb nichts übrig, als Gott zu klagen über die Gewalt, welche die Kirche ihrer Rechte beraubte und das Volk aus seiner Religion heraustrieb. Dafür wanderte auch er in's Gefängniß. Nun gab der Diktator Befehle als ob er Papst sei. Ehehinderniſſe beseitigte er, neue Prieſter ließ er nicht aufkommen, Studenten, welche sich auf die Prieſterlaufbahn vorbereiteten, verbannte er. Den Bischof ließ er nach einem abgelegenen Winkel der Diöceſe bringen und kränkte und verhöhnte ihn. Dieſer schauerliche Mensch sagte, daß die Naturreligion für das Volk genügend sei, und daß er dieſe in der Republik schützen müſſe. Er begünstigte das Aufhören der kirchlichen Trauungen, hob die kirchlichen Feſte und Feierlichkeiten, ähnlich wie später Roſas in Buenos Aires, auf, und die Predigten unterſagte er. In den wenigen Tempeln, die er offen ließ, beſtimmte er die Zeit und die Art der Ceremonien. Die Kirchengüter kamen an den Fiskus. Die wenigen beſtehenden Schulen hob er auf, denn in ihnen lerne man oft gegen die Autorität sich verſchwören, ſagte er, und ihre Principien entfernen von dem großen Buch der Natur, aus welchem alle Menſchen ihre Verpflichtungen herausleſen können. Den ehrwürdigen Biſchof Panés ließ er endlich nach Aſſuncion zurückkehren, als er ſchon todtkrank und elend war, aber jede Jurisdiktion wurde dem alten Mann ſtreng verboten. Alle ſeine Bitten, die Kirche vom Druck zu befreien, den Pfarrern die Erlaubniß zu geben, mit ihm in Verkehr zu treten, die Leitung der Kirche wieder in ſeine Hand zu legen, die kirchenfeindlichen Geſetze aufzuheben, wurden mit Hohn vom Diktator zurückgewieſen. Francia, der

Anhänger der Naturreligion, fand in seinen Grundsätzen nichts als Naturreligion. Aber der sterbende fromme Bischof, der kurz darauf seinen Leiden entrückt wurde, forderte ihn vor den höchsten Richterstuhl, ähnlich wie der Priester Urbain Grandier den P. Lactance. (Siehe Histoire du Merveilleux dans les temps modernes par Louis Figuier, Paris 1860, I. 188).

Nun gab es lange Zeit weder einen Bischof noch einen Träger der Jurisdiktion überhaupt. September 1840, am 20. dieses Monats, starb der Diktator. Schon seit Anfang des Monats sterbenskrank, ließ er nur seinen Arzt, seinen Militairchef und eine alte Dienerin zu sich, drohte alle tödten zu lassen, welche seinen Zustand aussagen würden. Das half nichts, der 85jährige Tyrann erlöste endlich die Welt von seiner Gegenwart. Als er gestorben war, wagte niemand in sein Zimmer zu treten, der Leichnam verweste schon, aber niemand wagte zu sagen: Francia ist todt. Endlich öffnete der Arzt seine Kammer, und als man seinen Leichnam nach der Kathedrale führte, ließ sich niemand an Fenstern und Thüren sehen. Alle hatten noch jetzt Furcht, zu der verbotenen Stunde sich zu zeigen. Das war der beste Beweis seiner Meisterschaft und der dämonischen Gewalt seiner Tyrannenkunst. Nun hatte die nachfolgende Regierung und der Präsident Lopez es in der Hand, den Zustand der Kirche zu verbessern. Er erbat zwar Bischöfe von Rom, aber die Bedrückungen der Kirche hörten ebensowenig wie die des Staates auf, obgleich der Bischof von Assuncion, Fray Basilio Lopez, ein Bruder dieses Präsidenten war.

In der argentinischen Conföderation wurde wenigstens 1828, also in einer Zeit, in der die republikanische Freiheit nicht immer Sonnenschein der Kirche gewährte, unter dem Pontifikat Leo's XII. die Diöcese Cuyo gegründet, und 1831 ernannte Gregor XVI. einen Bischof von Buenos Aires, nemlich den Bischof Medrano. 1849 wurde sein Koadjutor und Bischof von Aulon in part. Escalada auch sein Nachfolger, den ich selbst mit vieler Würde das Hochamt in der Kathedrale daselbst habe abhalten sehen.

Es giebt in der ganzen Conföderation fünf Bischöfe; Buenos Aires mit 330000 Diöcesanen, Parana, welches die Provinzen Santa

Fe, Entre-Rios und Corrientes einſchließt mit 220000 Bisthumsſeelen, Córdoba für die Provinzen Córdoba und de la Rioja mit 180000 katholiſchen Chriſten, Salta für die Provinzen Santjago del Estero, Tucuman, Salta und Jujuy mit 330000 Angehörigen, San Juan oder Cuyo für die Provinzen San Juan, Mendoza und San Luis mit 140000 Gläubigen. Außer der Staatsunterſtützung an die Seminare giebt der Staat jedem Biſchof 4000 Piaſter Gehalt. Daſſelbe giebt der Staat Uruguay dem apoſtoliſchen Vikar in Montevideo.

In den letzten Jahren ſandte der Papſt einen eigenen Legaten für dieſe Länder Paraguay, Confederacion Argentina und Uruguay in der Perſon des Monſeñór Marino Marini, welcher in part. Erzbiſchof von Palmyra iſt. Dieſer nahm zunächſt ſeinen Sitz in dem kleinen argentiniſchen Städtchen Parana, welches bei ſeiner Ankuft der Centralſitz der Regierung von der Confederacion war. Nachdem nun aber durch den letzten Bürgerkrieg Buenos Aires ſelbſt wieder der vorläufige Mittelpunkt der Regierung geworden iſt, verließ er die Ruinen Parana's, wie die etwas phantaſievoll ſich ausdrückenden Journale ſagen, welche die heutige Verödung der Stadt beklagen, und ging auch nach Buenos Aires, wo man ihn Ende 1862 ſehr feierlich empfing. Die Kirche des orientaliſchen Freiſtaates verhandelt jetzt durch ihn mit dem Papſt. In früheren Jahren geſchah es häufig, daß bei den ewigen Partheikämpfen nicht gerade die geeignetſten Perſönlichkeiten dem Nuncius in Rio zur vicária apostolica präſentirt wurden. Dem Delegaten in Parana wird es leichter werden, die paſſenden Männer herauszufinden.

Bei einer Erledigung dieſer vicaria apostolica präſentirt der Präſident des Freiſtaats durch ſeine Staatsminiſter drei Kandidaten dem römiſchen Stuhl zur Auswahl. 1859 war dies zum letzten Mal der Fall. Der Präſident Pereira ſchlug für die Prälatur an erſter Stelle den damaligen Cura Rector der iglesia matriz Don Santjago Estrazulas y Lamas vor. Der iſt als homöopathiſcher Arzt namentlich bei Kinderkrankheiten in der Stadt ſehr geſucht. Man nannte ihn häufig el padre homeòpata. Sein Adoptivvater war der verſtorbene apoſtoliſche Vikar Lamas,

ſein Bruder, der bekannte Advokat und früherer Miniſter D. Jaime Eſtrazulas. An zweiter Stelle wurde der Cura vicario der von uns mehrfach erwähnten Stadt Canelones Don Jacinto Vera und an dritter Stelle der Cura Rector der iglesia de San Augustin im Städchen Union Don Victoriano Conde vorgeſchlagen. Durch die Empfehlungen der Jeſuiten beſtimmt, ernannte der Papſt den an zweiter Stelle vorgeſchlagenen D. Jacinto Vera zum Prälaten des Landes (Vicario apostilico y Gobernador Eclesiastico en toda la Republica oriental del Uruguay).

Früher waren die Verhältniſſe auch in dieſer Hinſicht wenig geordnet geweſen. Nach dem Tode eines alten blinden Vikars wollten z. B. einmal die Pfarrer einen neuen Vikar vorſchlagen. Es war gerade Kriegszeit und deshalb ſuchte jeder ſich ſelbſt zu helfen, ſo thaten es auch die Geiſtlichen. Da trat der General Oribe, der mit der weißen Parthei das flache Land beherrſchte, in den Kreis der Pfarrer, die ſich im Städtchen Union verſammelt hatten, hinein und befahl ihnen, eine ihm genehme Perſönlichkeit zu wählen. Es gab darauf zwei apoſtoliſche Vikare im Lande, der eine lebte in der belagerten Hauptſtadt und war in legaler Form vom Nuncius ernannt worden. Durch einiges Geld, wie man ſagt, bewogen, beſtätigte der Nuncius auch den andern, der auf dem Lande ſich aufhielt. Da zwei Prälaten unmöglich dieſelbe Jurisdiction über ein und daſſelbe Kirchengebiet ausüben können, ſo erregte dieſer Zuſtand der Dinge viel Konfuſion und veranlaßte in der Kirche ein großes Aergerniß. Nach der Beendigung des mehrfach erwähnten Bürgerkrieges veranlaßte die Regierung des nunmehr geeinigten Landes beide Vikare ihre Entlaſſung zu geben und ſchlug einen neuen vor, indem man ſich an das Concilium zu Coſtnitz erinnerte.

Bis jetzt haben alle Prälaten der orientaliſchen Landeskirche mit großen Hinderniſſen zu kämpfen gehabt, namentlich der gegenwärtige, deſſen Kämpfe und Leiden wir ſpäter ſchildern werden. Die Jurisdiktion iſt noch immer nicht ſo eingerichtet, wie es das kanoniſche Recht vorſchlägt, und das amerikaniſche Kirchenrecht, ein Name der nichts ſagt, welcher aber von Regaliſten und

Advokaten Südamerikas so oft im Munde geführt wird, schwebt ganz in der Luft. Es giebt in Montevideo kein geistliches Cabildo, kein Priesterseminar, keine Kathedralkirche und keinen Bischof. Alle katholischen Kirchenverhältnisse sind also trotz des entschieden katholischen Sinnes der Bevölkerung nur provisorische zu nennen. Der Alkalde von Montevideo sagte mir zwar — bei einer Trauung, die erst katholisch vom Cura der Matriz und dann evangelisch von mir vollzogen wurde, weil die betreffenden Brautleute gemischter Konfession waren — daß er einen Plan für eine Kathedrale schon bei sich liegen hätte, doch bei dem Luxus an Plänen, Ideen und Zukunftsträumen, den man oft verspotten, oft aber auch rührend finden kann, will dieses nicht viel sagen.

Das Land sehnt sich nach einem Konkordat, doch hat die Kirchengeschichte der andern südamerikanischen Staaten die unendlichen Schwierigkeiten zur Genüge gezeigt, die sich einem Konkordatsabschluß gewöhnlich entgegenstellen. Die Deputirten Bolivia's z. B. verlangten solche Privilegien und Rechte des Staates Rom gegenüber, wie sie der Kaiser von Oesterreich bei Einleitung der bekannten Verhandlungen über das österreichische Konkordat ausdrücklich aufgab, und so kam es, daß das Konkordat mit Oesterreich zu stande kam, das zu derselben Zeit mit Bolivia beabsichtigte dagegen nicht. Auch in Chile gelang 1856 das Konkordat nicht zum Abschluß, welches der außerordentliche Gesandte Chile's am päpstlichen Hof Don Manuel Blanco Encalada eingeleitet hatte. Hier in Chile mußte bis dahin jeder, der sich an den heiligen Stuhl wenden wollte, die Erlaubniß der Regierung (el permiso del gobierno) einholen und den Gegenstand seines Gesuchs derselben mittheilen. Diesen Zwang, der in den europäischen Staaten aufzuhören scheint, empfanden amerikanische Bischöfe stets bitter. Ebenso rief man im Kongreß von Méjico aus, daß der Abschluß eines Konkordats mit Rom gegen die Freiheit und die Würde der Nation gerichtet sein würde und das kirchliche Patronatsrecht des Staates vielleicht zweifelhaft machen könnte. Auch das mexikanische Publikum betheiligte sich in Petitionen an die Kammer bei dieser Opposition gegen ein Konkordat mit Rom. Es möge sich die

demüthigende Scene nicht wiederholen, baten ſie, daß ſich die Nation vor dem Biſchof von Rom beuge. Anfangs des Jahres 1863 ſchien es ſo, als ob man auch im orientaliſchen Freiſtaat ernſtlich an den Abſchluß eines Konkordates denke, wenigſtens faßte man ſo die Bedeutung der Viſite auf, welche der apoſtoliſche Delegat Marini in Montevideo abſtattete. Er mußte zunächſt die durch den Ungehorſam einiger Prieſter gegen ihren oberſten Prälaten ſo ärgerlich gewordenen Verwicklungen im kirchlichen Leben der Hauptſtadt und des Landes zu einem vorläufigen Abſchluß bringen.

Dieſer vorläufige Abſchluß ändert nichts an den innern Mängeln des kirchlichen und ſozialen Leben, wobei ich namentlich auf die faſt gänzlich fehlende Betheiligung des Klerus bei dem Unterricht der Jugend hinweiſen will. Auf der Univerſität ſoll ein Lehrſtuhl für kanoniſches Recht und katholiſche Dogmatik beſtehen, aber erſt jetzt im April 1863 hat der frühere Fiskal der orientaliſchen Kirche, der Dr. Mageſté, deſſen Renitenz wir ſpäter kennen lernen werden, einen Kurſus für dieſe Fächer eröffnet, und zwar vor ſieben Zuhörern, unter denen ſich noch zwei längſt im Amt ſtehende Prieſter befinden. Es iſt unbeſtimmt, wie lange dieſer Kurſus ſich aufrecht erhalten wird. Mittlere Schulen, auf denen Kirchengeſchichte gelehrt wird, giebt es nicht. Der Elementarunterricht iſt ganz erbärmlich, und ohne Betheiligung oder Aufſicht der Geiſtlichen läßt jeder Schulunternehmer einen nach Fragen und Antworten geſtellten Katechismus auswendig lernen. Eine religiöſe Unterweiſung vor der erſten heiligen Kommunion findet nur ausnahmsweiſe und dann aufs oberflächlichſte ſtatt. Die meiſten Eltern ſehen allerdings darauf, daß ihre Kinder Sonntags eine Meſſe hören, auch lieben es namentlich die Mütter, daß ihre Söhne Mitglieder irgend einer Kongregation für Kinder werden, wie namentlich der des heiligen Luis de Gonzaga, doch läßt das alles keine Spur einer kirchlichen Erkenntniß zurück. Viele Damen, welche jedes Jahr der Proceſſion am Corpus-Chriſti-Feſte folgten, hatten nicht die geringſte Idee davon, was dieſes Feſt bedeute. Von San Joaquin und Santa Ana dagegen, den Eltern der heiligen Maria, wiſſen

ſie zu erzählen, und eine alte Beata, wie man die konſequenten Kirchenläuferinnen nennt, wollte mir alles Chriſtenthum abſprechen, weil ich dieſe beiden Santos nicht verehren wollte. Jeſus, Jeſus! rief ſie entſetzt aus, Sie wollen nicht an San Joaquin und Santa Ana glauben, an die Eltern von Maria Santiſima? Iſt ſchon der Unterricht der Knaben in religiöſer Hinſicht ſo mangelhaft, ſo noch vielmehr der der zukünftigen Mütter und Gattinnen. Doch darüber findet ſich ſpäter Gelegenheit zu reden. Ich wollte nur die fehlende Betheiligung des Klerus beim religiöſen Unterricht der Jugend als ein bedenkliches Symtom religiöſer Gleichgiltigkeit hervorheben.

Desgleichen fällt die unſichre Haltung des Klerus den Revolutionsideen gegenüber auf. Große Funerale veranſtaltet er den Helden der Revolution. So ſah ich das großartige Funeral für den verſtorbenen Miniſter Cavour in der Matriz Kirche von Montevideo. Der geſammte Klerus betheiligte ſich im Chor und das Publikum ſtrömte herbei in großen Schaaren, ein herrlicher Katafalk war aufgeſtellt und die italieniſchen Fahnen ſchmückten den Hochaltar, der franzöſiſche und der italieniſche Miniſter präſidirten der Trauerverſammlung und die Italiener bezahlten das Gedächtnißfeſt. Es war ein intereſſanter Tag für die meiſten Einwohner der Stadt, weil viel Leben und Heiterkeit, viel Treiben auf den Straßen und viele geſellige Zuſammenkünfte bei ſolcher Gelegenheit ſtattfinden. Viele Feſte und viel Abwechſelung machen das Leben leicht und angenehm bei jeder Gelegenheit.

Ebenſo fällt jedem auf der Mangel an Prieſtern auf dem Lande und ihre unapoſtoliſche Haltung den kirchlichen Bedürfniſſen der Laien gegenüber. Viele viele Meilen weit giebt es oft keinen Prieſter und keine Kapelle. Braucht man einen Geiſtlichen, um eine Ehe einzuſegnen, ſo ſtellt der in weiter Entfernung ſich aufhaltende geiſtliche Mann gewöhnlich ſo hohe Forderungen, daß man ſeine Gegenwart häufig nicht erkaufen kann. Was giebſt du mir, dann komm ich, iſt die Loſung. Die Folge davon iſt, daß die Landleute in wilder Ehe leben. Eine große Unwiſſenheit über religiöſe Dinge herrſcht unter dieſen, bei äußerlich viel feineren Sitten als ſie die Landleute unter uns zu haben

pflegen. Wohnen sie auch in einer armseligen Hütte und benutzen sie auch die Ochsenköpfe statt der Stühle, der Mann hat sein Silbergeschirr für das Pferd, die Frauen haben ihre seidenen Kleider, mit den Phrasen einer ausgesuchten Höflichkeit empfangen sie den Reisenden und mit vieler Feinheit stellen sie alles zu seiner Verfügung, was sie haben. Zuweilen reiten sie sieben bis zehn Meilen weit zur Messe, das ist aber auch neben Beobachtung der Fasten ihre einzige Beziehung zu den Heiligthümern der Kirche.

Der Papst hat ein Einsehen gehabt und die Fastengesetze für diese La Plata-Länder eigenthümlich modifizirt. Im Innern dieser Länder ißt man nichts anders als Fleisch. Oft hat man nicht Zeit die zahlreichen Kühe zahm zu machen. Der Genuß der Milch ist also für diese Menschen etwas unerreichbares und wenig begehrtes. Das glückliche Kalb nimmt vollständig ihre Stelle ein, was den Milchgenuß anbetrifft. Brot giebt es auch äußerst wenig auf dem Lande, denn der Weizen ist sehr theuer und das Fleisch kostet dagegen fast nichts. Die Flüsse sind voller Fische der schönsten Art, aber man giebt sich nicht die Zeit sie zu fangen. Wäre also der Fleischgenuß in den Fasten verboten, so würde vom grünen Tisch des römischen Papstthums aus etwas Unmögliches verlangt werden. Da hat man aber nie solche farbige Tische gehabt, sondern die wirklichen Zustände der Völkerwelt mit weltbeherrschender Klugheit überschaut, und so bestimmte man für den La Plata, daß niemand an den Festtagen Fleischspeise und Fischspeise zu gleicher Zeit essen dürfe, sondern entweder nur Fleischspeise oder nur Fischspeise. Aber wenn man Fleisch speist, so muß man ein Vater unser, ein Ave Maria und Gloria beten. Unter dieser Bedingung allein hat der heilige Vater den Dispens gegeben. Damit war den wirklichen Zuständen Berücksichtigung geschenkt und doch das Princip gerettet. So unterbrechen die Fasten die gewöhnliche Haushaltung des Jahres für viele Landleute nicht. Ich habe allerdings viele Kanarier kennen gelernt, welche von ihren schönen Inseln her eine strenge Fastenweise mitgebracht hatten, denn sie aßen während der ganzen Zeit der Fasten nur getrockneten Stockfisch mit einem ab-

ſcheulichen Oehl gekocht, wie ſie überhaupt ſtrenge Katholiken waren und das Pfarramt von Canelorus, allwo ſie zahlreich ſich angeſiedelt hatten, zu einem der einkünftereichſten im Lande machten.

Wie nur ein ſehr geringer Theil des Klerus im Stande iſt eine Predigt zu halten, glaube ich ſchon bemerkt zu haben. Auch kennen ſie nicht wiſſenſchaftliche Intereſſen. Niemals hat ein Prieſter oder Mönch in den ſechs Jahren meines Aufenthalts in der Banda Oriental etwas drucken laſſen, nur jener Padre war eine Ausnahme, der den geſchilderten Verſuch machte, den Jünglingen des Landes die Pforte des philoſophiſchen Wiſſens zu erſchließen. Alles kann nur beſſer werden durch biſchöfliche Zucht, namentlich wenn ein neu ernannter Biſchof einem Prieſterſeminar ſeine ſpezielle Fürſorge widmet. Die beſten Prieſter waren die Jeſuiten, und die Geſchichte ihrer Vertreibung im Jahre 1859 will ich jetzt mittheilen. Aber auch hier werde ich einige Exkurſe machen und das Städtchen Santa Lucia beſchreiben, welches die Jeſuiten ſo gern zum Mittelpunkt ihrer Thätigkeit im orientaliſchen Freiſtaate gemacht hätten. Auch will ich über den Charakter der Kinder und über die Erziehung der Jugend einiges einfügen, da die Jeſuiten hauptſächlich auf ſie ihr Augenmerk hinlenken wollten.

Sechstes Kapitel.

Die Jesuiten. Die Kirche der Caridad und die Predigten in ihr. Die Findelkinder. Das Proselytenmachen. Die Jesuiten richten ihr Augenmerk auf das flache Land. Der Menschenschlag daselbst. Das Städtchen Santa Lucia und seine Umgebungen. Das bunte Leben an einem sogenannten Paso. Der Dia de Campo. Die Jugend des Landes. Ihre angeborne Gewandtheit. Ihr Herrenbewußtsein, ihre Freimüthigkeit und ihre Unbeständigkeit. Die Rolle der Mütter und das Familienleben. Die Knabenjahre auf dem Lande. Ueber die Schulverhältnisse und die Festtage.

Die Jesuiten hatten ihre großen Verdienste, besonders hatten sie sich 18 Jahre lang, namentlich im Bürgerkrieg, sehr eifrig in der Pflege der Kranken gezeigt, desgleichen waren sie in der Schreckenszeit des gelben Fiebers im Jahre 1857 heldenmüthig und an Aufopferung reich wie immer gewesen. Unter ihren Bemühungen und durch ihren Einfluß auf die Damenwelt, den sie als fremde Priester besonders ausüben konnten, wurde das große Krankenhaus der Hauptstadt (el hospital de la caridad) eine Anstalt, die sich mit den besten dieser Art in Europa messen kann. In der eleganten Kirche der Anstalt, welche stets, namentlich in der Leidenszeit und im Marienmonat, aufs geschmackvollste geschmückt war, hörte man nicht allein schön gesungene Chöre, welche von den Waisenmädchen aus der Fieberzeit und andern Aufgenommenen, die in die Cuna hineingelegt worden waren, ausgeführt wurden, sondern auch gelungene Predigten. Man nennt nemlich Cuna die Oeffnung, in welche die Findelkinder in der Nacht hineingelegt werden. Wird solch ein armes Kind in diese Oeffnung hineingeschoben, so ertönt sofort eine Glocke, und eine barmherzige Schwester kommt und nimmt das

ſchlafende oder weinende Kindlein erbarmungsvoll im Namen des Herrn auf. Ein Kreis von alten Damen ſorgt für Ammen auf dem Lande, welche ſorgfältig ausgeſucht und beſtändig beaufſichtigt werden. Bei ihnen bleiben die Kinder einige Jahre und die Caridad trägt die Koſten. Dann melden ſich gewöhnlich wohlthätige Familien, welche die Kinder weiter aufnehmen und erziehen wollen. Aber die Damen ſind vorſichtig in der Wahl derſelben und bekümmern ſich auch weiter um die Kinder. Gewährt die betreffende Familie nicht die nöthige Sicherheit mehr, ſo werden die Kinder wieder von ihnen weggenommen. Viele Mädchen bleiben in der Caridad ſelbſt, bis ſie entweder ſich verheirathen oder einen Dienſt annehmen, jedesmal aber werden ſie ausgeſtattet. Die Caridad giebt nur an katholiſche Familien Kinder des Findelhauſes ab. Oft verlangt man, wenn die Familie eine ausländiſche iſt, eine Beſcheinigung des Konſuls über ſittliche Tüchtigkeit und Rechtſchaffenheit derſelben. Ueber deutſche Familien katholiſcher Konfeſſion pflegte die Präſidentin der Damen-Geſellſchaft mich um Rath zu fragen, da ich die deutſchen Katholiken ebenſo gut wie die Proteſtanten kannte.

Die Predigten in der capilla de la caridad waren nie ſo abgeſchmackt, wie die in San Francisco. Man mußte die andern Predigten gehört haben, um die der Jeſuiten ſchätzen zu können. Alle Erzählungen und Beiſpiele in den Predigten zu San Francisco, der damaligen zweiten Pfarrkirche der Stadt, zeichneten ſich durch eine Neigung zum Maſſiven aus. Die Predigten waren mit Erzählungen von der Art der Beiſpiele geſchmückt, welche der heilige Alfons Maria von Liguori in ſo erſchrecklicher Fülle mittheilt (ſiehe ſämmtliche Werke deſſelben aus dem Italieniſchen überſetzt von H. A. Hugues, Regensburg 1859 3. Abth. 7. Band z. B. S. 214—220). Dagegen ſuchten die Predigten in der Caridad neben dem Luxus der Damen auch die Theorien des Proteſtantismus zu ſtrafen. Ich erinnere mich einer Predigt bei Gelegenheit der Einkleidung einiger Nonnen für das Kloſter der ſogenannten salesas, in welcher der Prediger ſeiner ausgewählten Geſellſchaft („el mas selecto de la sociedad asistio", „die ausgewählteſte Geſellſchaft war zugegen", pflegt

bei ſolchen Gelegenheiten die Preſſe zu ſchreiben) mittheilte, wie der Proteſtantismus in allen ſeinen Erſcheinungsformen nicht ein einziges ähnliches Inſtitut beſäße, wie das der barmherzigen Schweſtern, und er ſchilderte die Liebloſigkeit des Proteſtantismus in ähnlicher Weiſe, wenn auch nicht in ſo glänzender Form, wie am letzten Mittwoch der diesjährigen Charwoche der beredte und gelehrte Abbé Freppel in der Madeleine zu Paris die Liebloſigkeit des Heidenthums ausmalte. Seine Predigt, welche ich in der Madeleine anhörte, erinnerte mich an die längſt verklungene Jeſuitenpredigt, als in der Morgenfrühe die ſchönen Damen Montevideo's mit der Ueberzeugung aus der Caridad eilten, daß die Proteſtanten zur Strafe ihres Abfalls mit dem Glauben auch die Liebe verloren hätten.

An den Krankenbetten des Hospitals wurden allerdings vor und nach Errichtung eines beſonderen brittiſchen und proteſtantiſchen Hospitals viele Proſelyten gemacht. Doch ſind in dieſem Streben alle Väter der Geſellſchaft Jeſu und alle barmherzigen Schweſtern einig. Ich kann zu Ehren der Deutſchen ſagen, daß die Kapläne in der Caridad, mit denen ich häufig an Krankenbetten zuſammentraf und disputiren mußte, es zugaben, daß die Lutheraner die ſchlimmſten und feſteſten in ihrem Bekenntniß ſeien und faſt nie ſich umtaufen ließen. Außer verkommenen deutſchen Polizeiſoldaten, die über Baden, Schleswig-Holſtein und Braſilien nach Montevideo gekommen waren, wurden ſelten Deutſche bekehrt. Dagegen ließen ſich engliſche Matroſen häufig umtaufen, ſie erhielten dafür zehn ſpaniſche Thaler, und wurden ſie geſund, ſo vergaßen ſie auf dem Schiff ſchnell das Abenteuer und waren nach wie vor Proteſtanten. Wenn proteſtantiſche Kranke im Sterben lagen, ließ man ab und zu noch eine Meſſe über ſie leſen und ſah ſie dann als übergetreten an, begrub ſie auch auf dem allgemeinen katholiſchen Kirchhof.

Am Krankenbette eines verkommenen Badenſers, der auch Polizeiſoldat zuletzt geweſen war, was in Montevideo ein ſehr verachteter Beruf iſt, disputirte ich einmal ſtundenlang mit dem Kaplan, der gerade den Dienſt hatte. Ich bat ihn, er möchte doch von ſeinen Bekehrungsverſuchen abſtehen, da der Todtkranke

ſich bitter darüber beklage, daß man ihn ſelbſt Nachts 2 Uhr aufwecke, um ihm unaufhörlich zuzuſetzen. Es war ein Sonntag Nachmittag, an welchem Tage ich, wie auch am Donnerſtag, die Krankenſäle der Caridad beſuchen konnte, und wir vertieften uns immer weiter in dieſem ſtillen Krankenzimmer in unſere Disputationen. Doch ging der Kaplan nicht von ſeiner Anſicht ab, daß es ſeine Pflicht ſei, den Todtkranken zu bekehren, und ſei es auch mitten in der Nacht. Dieſer müſſe doch nach Anſicht der Aerzte bald ſterben und deshalb müſſe er ſeine Seele durch alle Mittel retten. Der arme ehemalige Fähnrich und Soldat in den Heckerſchen Banden ſtarb, und obgleich er mir vielfach erklärt hatte, auf keinen Fall katholiſch werden zu wollen, ſo erhielt ich doch, neben den ihm geliehenen Büchern, einen nicht von ihm geſchriebenen Brief, daß er übergetreten ſei und zwar aus Ueberzeugung. Ein am Säuferwahnſinn leidendes ſchlechtes Subjekt, ein Katholik aus Poſen, der gerade in der Caridad ſich befand, hatte den Brief an mich ſchreiben müſſen. Ein katholiſcher Luxemburger, der gleichfalls in dieſem Krankenhauſe lag, kam auf die glückliche Idee, um der zehn Thaler willen auch zu ſagen, daß er Proteſtant ſei. Mit den gewöhnlichen Ceremonien taufte man ihn. Ein alter ſchwediſcher Konſul, der früher in Cette gelebt hatte und darauf nach Montevideo verſetzt worden war, hatte noch vor wenigen Jahren als erſter Tänzer auf den Bällen der vornehmen Welt geglänzt. Dann ergab er ſich dem Trunk und litt an Säuferwahnſinn und Schulden ohne Maß. Wer ihn in Konſulatsangelegenheiten ſprechen wollte, mußte ihn ſchon um 6 Uhr Morgens aufſuchen, denn ſpäter entſchlüpfte er ſeinen Gläubigern. Er mußte von ſeiner Regierung penſionirt werden, und lief nun oft in der zweifelhafteſten Kleidung durch die Straßen der Stadt. Es war dabei ein ſehr geſcheuter Mann. Seine Lebensweiſe zog ihm eine Lähmung zu, und ein ganzes Jahr lang lag er in der Caridad in einem Saale mit andern Kranken. Er hatte ſich immer für einen Ungläubigen und Atheiſten ausgegeben, er ließ ſich aber katholiſch umtaufen, um den barmherzigen Schweſtern, die ihn pflegten, wie er ſagte, eine Aufmerkſamkeit zu beweiſen. Zuweilen wurden die

Betten der Proteſtanten an die Thüren der Säle geſtellt. Wollten ſie dem Zugwind entgehen, ſo mußten ſie wenigſtens katholiſche Bücher annehmen, dann placirte man ſie beſſer. Dafür kann man nicht die Prieſter verantwortlich machen, die hermanas de la caridad, hijas de Maria, (die barmherzigen Schweſtern, Töchter Mariens) thaten das Meiſte. Doch ging ihr Fraueneifer, fanatiſch ausgeſtaltet, oft Hand in Hand mit Zügen tief rührender Milde und Weiblichkeit. Selbſt kranke Proteſtanten konnten nicht genug die Sanftmuth rühmen, mit der ſie gepflegt worden waren.

Wie wir ſchon andeuteten, ſchenkten die Väter der Geſellſchaft Jeſu der Erziehung der Jugend große Aufmerkſamkeit. Nachdem ſie ſchon 18 Jahre in der Hauptſtadt dieſen Theil ihres Prieſterberufs zu pflegen geſucht, richteten ſie auch ihr Augenmerk auf das flache Land mit ſeinen reinlichen hellen Städtchen, ſeinen reichen Eſtanzias und ſeinen zahlreichen ſonſtigen Landbeſitzungen. Es iſt ein ſchöner Menſchenſchlag der hier wohnt. Schon die Knaben zeichnen ſich durch ſchöne ſchwarze Augen, prächtiges Haar und elegante Geſtalt aus. Es ſteht ihnen auch die einfachſte Kleidung gut, und kühn und fröhlich ſchauen ſie in die Welt hinaus. Vor niemandem fürchten ſie ſich, und weder Armuth noch andre Bedrücktheit giebt ihrer äußeren Erſcheinung das Schwerfällige, Trübe und Dumpfe, das in andern Weltgegenden den Kindern des Volks anhaftet. Sicher lenken ſie die wildeſten Pferde, feſt faſſen ſie den Vogel ins Auge, der auf den Zweigen des Ombubaumes ſitzt, und mit kundiger Hand haben ſie ihn geſchoſſen.

Es liegt in der Nähe der Hauptſtadt kaum 13 Meilen von ihr entfernt das zierliche und unter Gebüſchen ſich verſteckende Städtchen Santa Lucia an dem Fluſſe gleichen Namens und unter dem Schutz San Juan Bautiſta's ſtehend, da iſt es ſo recht ſchön, alte Bäume und liebliche junge Geſträuche wechſeln mit einander ab. Sie umſtehen den freundlich ſich ſchlängelnden Fluß und eine reine und ſüß duftende Luft macht die Morgen und die Abende zu ganz köſtlichen Zeiten. Man hat dann keinen anderen Wunſch als ruhig am Flußufer zu ſtehen oder

zu wandeln und athmet mit der Luft ein Gefühl des Genusses, der Ruhe, der Gesundheit des Lebens ein, wie man es in der Hauptstadt am schönsten Morgen nicht empfindet. Köstlich ist es, wenn Nachts durch die Orangen und Bananen die Luft leise streicht und die Leuchtwürmchen ohne Zahl an den Blättern prangen und durch die Nacht ziehen. Die Gewässer sind heilkräftig, reich an kleinen Strudeln, und die Müden und Kranken und Nervenleidenden finden Genesung und Erquickung in diesen im Sommer stets lauwarmen Wassern, die nur in der Nähe der Strudel jene angenehme Kühle der Flußbäder geben, so daß man aus warmen Wasserstreifen zu kalten wandern kann und aus kalten zu warmen zurück. Die weit über den Fluß hangenden Trauerweiden und Gebüsch mit schönen Blüthen geben dem Badenden Schatten.

Bald brausen die Wellen in eiliger Hast über dunkles Gestein, bald fliegen sie in breiten Ausdehnungen langsam und feierlich. Bald gleicht der Fluß einer schäumenden Quelle, so beengt, als sei er eben dem Grunde der Erde entquollen, drängt er sich hastig vorwärts, bald schaut er aus wie ein ruhig daliegender kleiner See, den nichts bewegt und stört und der träumend schläft unter hohen Bäumen, unter Feigen, Weiden, Lorbeeren und anderem dichten Gebüsch. Da erhebt sich der Ceibo-Baum (Erythrina Christa Galli) mit leuchtenden rispenförmigen Blüthen von einem schönen Korallenroth, das herrlich die Landschaft ziert. Da ist der duftende Espinillo, eine Varietät des Nandubay-Baumes, ein schönes Gesträuch mit prächtig gelber Blüthe, die Oktober und November alles mit ihrem Aroma erfüllt. Gleichfalls ist da die mit dichtem Laub geschmückte Tala (Celtis Tala), das dichte Grün in tiefes Dunkel übergehend gewährt auch im heißesten Sommer Schutz gegen die Sonnenstrahlen; unter seinen durchkreuzten Aesten mit den zahlreichen Dornen schläft es sich süß am Rande des Flusses. Zu jeder Tageszeit baden zahlreiche Menschen und beleben das anmuthige Bild des Flußes. Auch tief aufathmende Pferde werden von der fröhlichen Jugend zur Tränke und zum Schwimmen hineingeführt ins stille Gewässer. Ja hier kann die Jugend so recht ihres Lebens froh werden und

munter reiten und ſchwimmen die Knaben unter lautem Jubel. Auch die erwachſenen jungen Leute wetteifern im Schwimmen.

Es herrſcht den ganzen Tag hindurch viel Leben an den tief dunklen Flußufern, im freundlichen Gebüſch und auf den kühlenden Wellen. Da ſieht man an ſeichten Stellen des Gewäſſers ſchwer beladene Ochſenkarren ſich eine Straße bahnen. Die ſechs oder acht Ochſen, welche den alterthümlichen auf gewaltig hohen Rädern ruhenden Karren fortführen, wollen nicht weiter, es wird ihnen zu ſchwer durch die tiefen Thon- Mergel- und Sandmaſſen, die zu den ſeichten Stellen führen, dort, wo die Gebüſche verſchwinden und es licht wird, ihre Laſt hindurchzuführen. Einige Schritte weiter zeichnet ſich wieder das duftende und tief dunkle Laub der Tala, des Espenillo und das hellere der Trauerweide ab. Nun hört man das Geſchrei der Treiber, die auf muthigen und ſtarken Pferden um die Ochſen reiten, mit langen Piken die Haut der trägen Thiere berühren und die nachfolgenden Hunde zum Bellen antreiben. Endlich geht es im Bogen durch den Fluß hindurch, und die Reiter ruhen mit den Ochſen am andern Ufer aus. An einer ſeichten Stelle iſt immer viel zu ſehen.

Lagert man ſich im Gebüſch unter die Schatten, ſo feſſelt jeden Augenblick etwas anders die Aufmerkſamkeit. Kaum ſind die ſogenannten Ochſenkarreten (carretas) hindurchgezogen, welche die Reichthümer des Landes, die Häute oder die Knochen oder den Talg nach der Hauptſtadt führen, ſo ſprengt ein Reiter in bunter Landtracht mit kleinem rundem Hut den Poncho kühn um den Arm geworfen, durch die Fluthen. Drei große ſchöne Hunde ſchwimmen dem Reiter nach. Dann hört man viel Geräuſch in der Ferne, als wenn zahlreiche Wagen angefahren kommen. Dumpf rollt es über den Fluß hin. Aber es ſind keine Wagen, eine Schaar von Ochſen und Kühen iſt es, eine ſogenannte tropilla, — 500 bis 1000 Stück bilden ſie manches mal, — und unter lautem Geſchrei treiben die wachthabenden Reiter die raſch trabenden Thiere in die ruhig forteilenden Waſſer. Sie gehen einem harten Schickſal entgegen, dem unvermeidlichen Tode, ihr Leben iſt verkauft an die saladeristas, an die Beſitzer der gewaltigen Rinderſchlächtereien. Das ſcheint eine und die andre

Kuh zu ahnen. Plötzlich macht sie kehrt und trabt im raschen Tempo zurück, anstatt sich mit den andern in dumpfer Bewußtlosigkeit in den Fluß zu werfen. Dann jagt einer der Reiter mit lautem Unwillen ihr nach, allerlei lustige Worte ihr zurufend, unter denen hija de una perra (Tochter einer Hündin) canàlla und loca (Närrin) die zartesten und schwächsten sind. Und kommt nun das arme Thier nicht willig zu ihm, wie das Kind zum Erlenkönig, so braucht man Gewalt. Den Lasso wirft man ihr ums Haupt, am Seil wird sie der großen Heerde nachgeschleppt und macht dabei allerlei possierliche Sprünge. Es ist oftmals die erste Ausflucht in die Welt, die solch eine dem Tod geweihte Heerde macht. Auf der halben Legua, auf welcher das Thier nach seiner Geburt und erster Erziehung durch die gütige Mutter, die Kuh, Tag und Nacht zu weiden pflegt, ist es Jahr aus Jahr ein gewesen und kennt nichts weiter von der Welt. Es hält sehr schwer eine verkaufte Heerde von seinem Kamp, das ist von seinem Weideland, hinwegzuführen. Die armen Thiere wollen immer wieder zurück auf den engen Raum von höchstens einer halben Legua, den sie in größter Verträglichkeit unter einander im Laufe des herrlichen Jahres nach und nach zu durcheilen pflegen. Da haben sie auch ihre bestimmten Flüßchen und Bäche in denen sie zu trinken pflegen. Zwar schützt sie kein Schatten, wenn die Sonne brennt, aber nur dann legen sie sich nieder ins hohe Gras, wenn das Wetter sich verändern will, Regen und Unwetter bringend.

Schon ist die Heerde über den Pàso geschritten und eilt in blinder Hast weiter. Ein Neger hält sein Pferd an und läßt es trinken. Da sieht man zwei, drei Diligencias mit Reisenden durch den Fluß eilen. Corréo del Estado (Staatspost) steht an den gewaltigen Wagen angeschrieben, denn neben den munter sich unterhaltenden Reisenden, welche ganz grau vom Staub der Landstraße sind, führt man auch Briefe ins Land.

Hat man in dieser Weise immer neue Gestalten, Reiter, Wagen, Karren, Heerden, Holzwagen und Wasserschleifen den Fluß passieren sehen und werden die Schatten kürzer, so eilt man tiefer ins Gebüsch, setzt sich auf einen alten Weidenbaum, der

in den Fluß geſunken iſt und nun noch im feinſten Grün ſeiner ſchwebenden Blätter aus den Wellen herausſchaut. Man hört die Jäger, ſie ſchießen die kleinen graublauen wilden Tauben, die niedlichen Palomitas und die kleinen hellgrünen Papageien, die trotz ihres allerliebſten Hellgrüns ſo wenig Gnade finden, und die Waſſervögel, die in allen Größen hüpfen, ſtille ſtehen oder eilig laufen. Nur dem Picaflor können ſie nichts anhaben, dem gleichſam durch die Luft ſegelnden Kolibri; durch die kleinſten Oeffnungen des dunklen, ſich neigenden Gebüſches trägt er ſein erzgrünes Gefieder und ſein goldglänzendes kleines Haupt. Ab und zu ſieht man wohl auch eine Jägerin mit dem Gewehr im ſchönen Arm die langſam ſich ſenkenden Flußufer durcheilen. Ein kleiner Knabe mit dunklem Haar und braunem Geſicht folgt der zierlichen Jungfrau. Sie erfreut ſich am edlen Jagdvergnügen, während ihre Freundinnen an einer verſteckten Stelle des Fluſſes in den Fluthen baden und plätſchern und ſcherzen.

Ab und zu kommt eine ganze Geſellſchaft zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß aus dem zehn Minuten weit entfernten Städtchen, oder aus benachbarten Eſtanzias an. Sie wollen auf den hier und da am Fluß ſich erhebenden Plateaus, welche hohe Bäume und zartes Gras beſitzen, einen Dia de Campo feiern. Man nennt Dia de Campo einen Tag, an welchem man auf dem Lande im Freien bleibt, natürlich badet und kocht und Mahlzeit hält und fröhlich dabei iſt, was bei dem genügſamen Sinn der Leute in dieſem ſchönen Land ſo leicht iſt. Man macht einen asádo (einen Braten) im Freien. Schon der Gedanke iſt für die Menſchen allda entzückend, einen Aſádo im Freien zu bereiten. Da giebt es Viele, die ſolches ganz beſonders ſchön verſtehen. Das ſaftige Fleiſch ſchimmert ſo einladend am Spieß über der Gluth der Holzwurzeln und der trocknen Zweige in freier Natur, in reiner Luft, auf grünem Teppich, unter dem Rauſchen der alten Bäume. Herren und Damen ſchauen bald auf die Wolken, bald auf die Blätter, bald auf den allmählig ſich bräunenden Braten. Lächelnd reicht einer dem andern den Maté-Topf. Kein Strickzeug und kein Litteraturgeſchwätz, keine Bazarmuſter und keine Titulaturen kennen dieſe unbefangenen

Leute, die wohl zu dem Augenblick ſprechen können: verweile doch, du biſt ſo ſchön! Sie können ſich doch wenigſtens noch freuen über einen Aſádo! Man ſieht es da aber auch manchen der ſchönen, ſinnigen und edlen Geſtalten an, daß etwas die Seele bewegt, was der Dichter ſchildert: „wer will mir wehren zu ſingen nach Luſt zum Himmel hinan, den Wolken zu vertrauen, wie lieb ſie mir's angethan!“

Nun wird es Abend, der Tag neigt ſich, die Lüfte ſpielen kühlend vom Flußbett her nach der Ebene hin. Freundlich ſchimmert hinter der Ebene das Städtchen, weiß hinter grün und grün zwiſchen weiß, und die Sonne wirft ein leiſes Roth in das Spiel des Grüns mit dem Weißen hinein. Da eilt man heim, ſieht wie die Männer auf der graden Ebene wettreiten, und lieblich anzuſchauuen miſcht ſich manche Reiterin in den ſtürmiſchen Flug der Reiter ein, kühn die edle Geſtalt und den ausdrucksvollen Kopf vorbeugend, freundlich mit der Hand winkend, lächelnd mit der ſilberbeſchlagenen Peitſche dem edlen Thier neues Feuer gebend und endlich am Ziel der Bahn mit Selbſtgefühl das Roß umwendend.

Iſt man vielleicht des Morgens, während der kühlen Stunden, am Fluß geweſen und kehrt zur heißen Mittagszeit nach dem Städtchen zurück, ſo kann man Sieſta ſchlafen, und das thut ganz Santa Lucia von 12 bis 5 Uhr. Des Morgens ganz früh machen ſich die Damen ihre Viſiten, oft ſchon um 6 Uhr. Des Abends beſucht man in den Familien, dann ſitzt alles unter Bäumen vor dem Hauſe bis Mond und Sterne faſt müde werden. Aber um den Mittag herum iſt Schweigen und Ruhen Stadtgeſetz. Niemand ſchreibt Akten zuſammen, höchſtens ſattelt einer und der andere Pferde. Die glücklichen Leute von Santa Lucia hielten zu meiner Zeit nicht ein einziges Exemplar einer einzigen der ſo zahlreichen Zeitungen der Hauptſtadt. Die durchgehenden Diliſencias waren die Neuigkeitsquellen. Wenn die Reiſenden frühſtückten, verbreiteten ſich vom Frühſtückstiſch aus die Neuigkeiten durch die Stadt. Auch die Kolporteure von Lotterieloſen erzählten das Neueſte und Wichtigſte.

Nun kann der Europäer nicht immer Sieſta halten. Früh

iſt ihm der Werth der Zeit, das Sträfliche des Müßiggangs eingeſchärft worden. Darüber hat er in ſeiner Jugend deutſche Aufſätze machen müſſen. Als Nordländer kann er bei der Sieſta höchſtens von übertretenen Verordnungen, verſäumten Terminen, zu bezahlenden Steuern und Reſpektsſchnörkeln träumen. Darum nimmt er ein Buch zur Hand und ſetzt ſich unter einen Ombubaum, während die Menſchheit, die im Kulturleben noch ſo ſehr zurück iſt, die Sieſta ſchläft.

Was iſt dieſer Ombubaum? Er heißt Phytolacca dioeca ſagt Burmeiſter (Th. I. S. 95) und Martin de Monßy nennt ihn Ficus ombu (Th. I. S. 403) und Azara ſagt, daß er bei feuchtem und trocknem Boden, bei guter und ſchlechter Erde ſchneller wie jeder andre Baum wächſt (S. 60). Er giebt einen eigenthümlichen Schatten, der wohlthuend wirkt, man fühlt ſich immer unter ſeinen breiten Aeſten und unregelmäßig gewachſenen Zweigen und auf ſeinen mächtigen Wurzeln ruhend ſo wohl und erfriſcht. Er iſt der Baum der Pampa par excellence, einſam und allein erhebt er ſich bald hier bald dort in mächtiger Höhe. Unter ihm ſchlägt der Landmann ſeine Hütte auf, unter ihm ruht auch gern der müde Reiſende, nimmt ſein Sattelzeug und die Decken vom Pferde und ruht auf ihnen die laue Nacht hindurch. Der Stamm iſt von einer enormen Dicke und ſtark gekrümmt, ſchon von der Wurzel aus gehen die Schatten gebenden dicken Seitenzweige in die Höhe ſammt den glänzenden Blättern. Das Holz iſt zu nichts gut, es iſt eigentlich nur ein Mark, das nicht einmal zum Brennen verwandt wird, und doch liebt man den guten Baum. Auf weiten Ebenen nichts ſehend als Wolken und Gras, begegnet man doch wenigſtens ab und zu ſolch einem lieben alten Baum, der hat ſo manchen Bürgerkrieg erlebt, unter ihm haben Soldaten der rothen und weißen Parthei ihr Pferd ausruhen laſſen. Auch in den Städten hat man dieſen mächtigen Baum angepflanzt. So kann man in Santa Lucia unter ihm leſen, wenn die Hitze die unkultivirten Menſchen zu den Träumereien der Sieſta führt.

Neben dem Ombu pflanzt man in den Gärten und auf den Plätzen die ſchönen Paraiſosbäume, zu den Meliaceen gehörig, Melia

Azedarach, urſprünglich oſtindiſche Bäume, deren bläuliche Blüthen zum lila übergehen und namentlich Abends ſüß duften. Man pflanzt ſie jetzt für öffentliche Promenaden an, wie auf dem Platz von Montevideo. Zur ſpaniſchen Zeit haben nur Mendoza und Cordoba in den La Plata-Staaten berühmte Promenaden gehabt, nun giebt es ſolche in Montevideo, Buenos Aires, Roſario, Parana und anderswo. Orangen und Pappeln zieren oft dieſe Promenaden, meiſtens aber wählt man den Paraiſobaum mit ſeiner ſchönen Krone und ſeinen lilablauen Blüthen. Wählt man ſich einen Ombu zum Sitz aus, ſo iſt es anmuthig nicht allein auf Paraiſos ſondern auch auf Zeibos das Auge hinrichten zu können. Die dunkelrothen Büſchel der Zeiboblüthen wirken entſchieden anregend auf die Augen ein, wenn ſie bis auf die Fenſter der Häuſer herabfallen. Das alles genießt man in Santa Lucia.

Hat man ſich dann zum zweiten Mal durch ein Bad geſtärkt, ſo kann man gegen Abend manchen ſchönen Punkt an den Flußufern aufſuchen. Namentlich giebt es eine mächtige Trauerweide tief verſteckt unten am Fluß, hier lieben es die Fiſche beſonders ſich fangen zu laſſen, hier ſchweben die Waldfaſanen zahlreich aus dem Wald empor über den Fluß, hier hüpfen die kleinen Waſſerhühner auf den Sandbänken umher, welche der Fluß bald hier bald dort aufwirft, die ſich mit Weidengebüſch ſchnell bedecken und ſchnell auch wieder verſchwinden, wenn die Gewäſſer eine andre Richtung nehmen. An ſolchen Stellen graſen die Nagethiere, die carpincho's, welche unſern Schweinen ähnlich ſehen, nur ſind ſie zierlicher. Verfolgt man ſie oder fühlen ſie ſich bemerkt, gleich tauchen ſie in den Wellen unter, denn es hat amphibiſche Gewohnheiten dieſes unſchädliche graßfreſſende Thier. An einer andern Stelle liegt ſchweigend unter dichten Bäumen eine dunkle Lagune, wie ein todter See, nur ab und zu machen die Fiſchottern Geräuſch, die man hier lobos nennt, oder ein carancho oder andre Raubvögel flattern durch das Laub. Die unermüdlichen Kiebitze, tiro-tero's, erheben wohl, ihrem Namen getreu, die Stimme und rufen tiro-tero, ſobald man ſich ihrem Neſte nähert, ſonſt ruht aber die Natur, vom Menſchen unbelauſcht, an dieſer Lagune ſich aus, und nur zahl-

lose Käfer und Insekten fordern den Sammler zur Thätigkeit heraus.

In diesem freundlich gelegenen Städtchen, in welchem sich die Kranken sehr bald erholen und die Verstimmten erheitern, hatten die Väter der Gesellschaft Jesu sich bereits seit einiger Zeit niedergelassen. Von hier aus wollten sie die lebensfrische Jugend des Landes mit einiger Schulbildung versehen. Sie richteten ein herrliches Haus auf und wollten in ihm ein Pensionat halten. Das war ein sehr zweckmäßiges Unternehmen. Kein anderer Ort im orientalischen Freistaat eignet sich so gut für ein Pensionat. Hier giebt es gesunde Luft, ein schönes, wohlthuendes Bad und stets regelmäßige Verbindung mit der Hauptstadt. Es war auch ein viel versprechendes Unternehmen, denn man muß die Anlagen der orientalischen Jugend kennen, um zu wissen, wie weit man sie bei einer gediegenen, freisinnigen und sittlichen Leitung führen kann. Ob nun die Grundsätze der Gesellschaft Jesu diesen drei Erfordernissen genügt hätten, steht etwas zweifelhaft da. Ich bin vielleicht zu sehr eingenommen von der Jugend des Landes und ihren Anlagen, aber ich beurtheile sie nach den zahlreichen Kindern, die unverdorben und voll lebhaften Geistes in unsre deutsch-evangelische Schule kamen und dort in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht allein die deutsche Sprache lernten, sondern auch im Englischen und Französischen nach einigen Jahren sich fürs gewöhnliche Leben hinlänglich geschickt ausdrücken konnten. Die Einwirkung des deutschen Geists und der deutschen Erziehung auf ihre Charakterentwicklung ließ sich nicht verkennen. Ich habe die Zuversicht, daß sie nicht allein tüchtige Bürger ihres Landes, sondern auch gerechte Beurtheilung des deutschen Wesens und der evangelischen Kirche einst sein werden, wie dem mit dem Aufblühen der deutsch-evangelischen Schule in der Stadt zuerst ein allgemeines Interesse für das Deutsche und die Nützlichkeit der Beziehungen mit Deutschland sich herausstellten, was alle Kenner der dortigen Verhältnisse unter der deutschen Kaufmannschaft und den deutschen Gewerbtreibenden anerkennen mußten. Leider erhob sich aber auch da zuweilen eine neidische Verstimmtheit an Stellen, wo man sie

nicht erwarten konnte. Doch durch alle trübenden Beziehungen hindurch, die ganz verschwindender Natur waren, wie alles Ohnmächtige, wurde stets deutsches Leben anerkannt, wo in deutscher Weise human genützt und in deutscher Weise tüchtig gearbeitet wurde. Für Spielereien hat der Deutsche im Ausland keinen Sinn und keine Anerkennung.

So kann ich mir also als Beobachter vieler Kinder aus der banda oriental aus Buenos Aires und den argentinischen Provinzen das Urtheil erlauben, daß die Kinder in diesen Ländern von Hause aus beanlagter sind als unsre Kinder. Dagegen verlieren sie sehr bald die Lust zum arbeiten, wenn man nicht die etwas schwierige Kunst versteht, ihre große Lebhaftigkeit zu fesseln und ihre rasch hervortretende Frühreife abzulenken und unschädlich zu machen. Ich kann wohl sagen, daß eine angeborne Gewandtheit und eine sehr ansprechende Höflichkeit und Leichtigkeit im Benehmen von frühster Kindheit an sie auszeichnet. Blöde, furchtsame, scheue Kinder sind sehr selten, stumpfe, stier in die Welt blickende giebt es nicht. Zierlich und schnell im äußern Auftreten, graciös in den Umgangsformen, meistens mit einem schönen Auge und freien Blick begabt, fesseln sie leicht die Theilnahme der Großen. Etwas älter geworden wollen die Knaben mit aller Rücksicht behandelt sein. Wie sie sich meistens in höflichen Formen unter einander bewegen, so verlangen sie solches auch von ihren Lehrern. Wenn das persönliche Ehrgefühl beleidigt wird, fühlen sie sich als freie Kinder einer freien Republik und treten mit der größten Zuversicht ihren Lehrern entgegen. Zuweilen steigert sich dieses bis zu einer theatralischen Unverschämtheit. Selten erwacht die Bestie ganz in ihnen. Meistens fand ich, daß die Lehrer sich pedantisch, kindisch oder weitläufig betragen hatten, wenn eine unangenehme Scene die etwas freisinnige Disziplin unterbrach, welche das Herrenbewußtsein der Jugend ertrug. Strafen, welche in Europa nur eine mäßige Sensation in der Gefühlswelt des Knaben erregen würden, verletzen hier nicht allein seine Empfindung aufs Bitterste, sondern versetzen auch die Eltern in eine entschiedene Wuth. Que barbaridad, welche Barbarei! hört man dann ausrufen.

Deshalb hat das ſogenannte Inſtitut, die Oberaufſichtsbehörde über das Schulweſen, alle körperlichen Züchtigungen ſtreng verboten. Die von mir eingerichtete Schule, die ſich allmählig ſo ausdehnte, daß neun Lehrer an ihr arbeiteten, ſtand nun in keiner Beziehung zum Inſtitut, ſondern hing allein von mir ab, aber ich fand es auch, daß die möglichſt ſeltene Anwendung oder das gänzliche Ausbleiben ſolcher Strafen ſowohl auf deutſche als auf andre Kinder höchſt heilſam wirkte.

Freimüthig tritt der Knabe an den vornehmſten Mann heran und reicht ihm die Hand. Bei allen Geſprächen iſt er zugegen, niemals wird er aus dem Zimmer geſchickt oder vielmehr aus der Sala, in welcher Viſiten empfangen werden. Der kleinſte Knabe nimmt mit eben ſolcher Würde ſeinen Stuhl wie die Frau Mama und ſitzt in Viſitenhaltung neben den Großen. Wenn er mitſpricht entſetzt ſich weder Tante noch Großmutter. Auch der Großwürdenträger runzelt nicht in ſolchem Fall die Stirn. Der Miniſter ſagt wohl auf eine Aeußerung des kleinſten Staatsbürgers, als ob ſeine Theilnahme am Geſpräch ganz in der Ordnung wäre: tienes razon Carlitos! (Du haſt Recht kleiner Karl!) Bietet man dem Knaben etwas an wie den Großen, heißt es: quieres un café, un te, una taza de chocolate (willſt du Kaffee, Thee, eine Taſſe Chokolade), ſo antwortet derſelbe mit ebenſo viel Würde wie ſeine liebe Mutter: No señor, muchas gracias ya he almorzado en casa. (Nein mein Herr, vielen Dank, ich habe ſchon zu Hauſe gefrühſtückt.) Gern bekomplimentirt er die kommenden Beſuche und nöthigt ſie in den Saal hinein, wenn der Diener nicht gerade zur Stelle iſt. Mit vielem Anſtand erkundigt er ſich auch nach dem Wohlbefinden der Familie des Kommenden, vergißt dabei natürlich ſeine Altersgenoſſen nicht. Die Geſundheit und das Wohlbefinden des Enriquito, des Clemente, des Fructuoſo und der Clarita iſt für den neunjährigen Doroteo ein Gegenſtand ceremonieller Theilnahme.

Raſch wird der Knabe von jedem Gegenſtand angeregt, nur müſſen es nicht Abſtraktionen, Regeln und Syſteme, dunkle Theorien oder gar zu verſtändige und verdeutlichende Ausein-

anderſetzungen ſein. Die diſtelneſſende Geduld unſrer Jugend in dieſer Hinſicht, läßt ſich nicht mit der Lebhaftigkeit vergleichen, mit welcher ein ſüdamerikaniſcher Knabe auf das Wirkliche, auf die Gegenſtände der Welt ſich ſtürzt. Aber nun iſt es ſchwer ihn zu feſſeln, er verlangt Witz, er verlangt Abwechſelung. Es muß ihm namentlich der wiſſenſchaftliche Unterricht in einer angenehmen Form beigebracht werden. Gewiſſenhaftigkeit kennt er nicht oder nur ſo lange, als ſein Ehrgeiz mit dabei im Spiel iſt, treuen Fleiß ebenſo wenig. Häusliche Schularbeiten werden ſtets ſchlecht und flüchtig gemacht. Selten findet man eine gute Handſchrift. Dagegen giebt es Talente für das Rechnen, Talente für die Sprachen, Talente auch für das Zeichnen, aber die Neigungen ſind ſehr veränderlich und die Launen der Kinder wie die der zärtlichen Mamas müſſen bei Allem mitberechnet werden. Die unwiſſenden Mamas ſagten oft, die deutſche Sprache ſei viel zu ſchwer, die Kindlein könnten ſie nicht erlernen, Enriquito würde dabei krank werden, Luiſito eine gefährliche Bläße davontragen, der dicke Pancho den Appetit verlieren und der Julio ſeinen Kopf zerbrechen. Und doch lernen alle dieſe Kinder, wenn die Mamas ſich ganz und gar nicht um Schulſachen kümmern, dieſe Sprache erſt leſen und ſchreiben und dann ſprechen. Freilich wer den Luxus der Regeln, unregelmäßige Verba und ähnliches über Alles liebt, der wird lange Zeit ſich und die Kinder quälen. Recht hat ein jeder eigne Volkscharakter, jedes Klima und jeder geſellſchaftliche Zuſtand. Die Knaben haben Muth zu ſprechen und für das Ungewöhnliche intereſſiren ſie ſich. Spielend lernen ſie am meiſten, für ſie iſt jede Theorie mehr als aſchgrau. Das begreift nicht immer der alle Wiſſenſchaften ſtreng abgegrenzt und regelmäßig geordnet bei ſich tragende Nordländer. Er ſieht ſträfliche Flüchtigkeit und eine Oberflächlichkeit, die nicht ſtatthaben darf, in dem, was eigentlich nur ein andrer Weg iſt, um zu demſelben Ziele zu gelangen. Die geſcheuteren unter den jungen Leuten abſtrahiren ſich ſpäter ihre Regeln ſelbſt, durch vergleichende Sprachſtudien, durch gute Bücher, durch zweckmäßig geleiteten höheren Unterricht. Man lernt nicht engliſch, deutſch, franzöſiſch, damit man ſpäter ſagen kann, daß man etwas davon

verſtehe, ſondern um es wirklich zu ſprechen. Wenn der Lehrer höflich und im Ton der sociedad culta, der gebildeten Geſellſchaft mit dem Knaben umgeht, ſo würde dieſer ſich ſelbſt für roh und ungebildet halten, wenn er ſolche Umgangsformen nicht erwiederte. Die ganze Art und Weiſe, wie die Erwachſenen mit einander umgehen, lehrt ihn das Schickliche als höchſtes Geſetz achten. Das iſt nicht das Sittliche, wie denn überhaupt dieſe Völkerſchaften im Aeſthetiſchen größer ſind als im Ethiſchen. Verlaſſen kann man ſich nicht immer auf die Knaben. Zum Lügen ſind ſie ſehr geneigt, dabei ſind ſie aber ſehr gutmüthig. Für das Lächerliche haben ſie einen ſtark ausgeprägten Blick, noch ſtärker als er bei europäiſchen Kindern zu finden iſt. Ein komiſcher Lehrer iſt bei ihnen ein verlorner Lehrer. Schläge, welche aufs Tiefſte das Gefühl des caballerito, des kleinen Herrn, empören, laſſen eine Erinnerung zurück, die nie verlöſcht. Wenn ſie einen Lehrer aber ganz beſonders lieben, geſtehen ſie ihm freiwillig die Macht zu, daß er ſie ſchlagen dürfe. Wendet man die höflichen Formen an, die im gewöhnlichen Verkehr das Verhältniß der Erwachſenen zu einander regelt, ſo kann man ſie leiten, wohin man will. Sorgt man für das, was ſie intereſſirt ſo machen ſie dem Lehrer das Unterrichten ſehr leicht. Sehr eingeweiht ſind ſie in die politiſchen Partheiangelegenheiten, Diskuſſionen und Angelegenheiten der Großen. Das faſſen ſie leicht auf und dabei betheiligen ſie ſich mit Leidenſchaft. Die Zwiſchenſtunden der Schule ſehen Disputationen voll des höchſten Pathos. Der ſpätere freie Bürger eines freien Staates reift früh heran, Oeffentlichkeit des bürgerlichen Lebens ſchlägt ſammt der Freiheit ihre Kreiſe bis in die Kinderwelt.

Was die Eltern lieben, lieben auch die Kinder, was jene haſſen, haſſen ſie. In ihrer Erbitterung werfen ſie ſich die Sünden ihrer Großeltern und Urgroßeltern vor. In ſolchen Sachen herrſcht viel Familientradition. Selbſt kleine Kinder ſind in Familiengeheimniſſe eingeweiht, die ſonſt wohl erwachſenen Mädchen verborgen gehalten werden. Die Natürlichkeit der Lebensauffaſſung in mancher Hinſicht iſt mehr als naiv. Das ſcheint ſeinen Grund in der Vermiſchung mit indianiſchem Blut,

im Mangel des religiösen Unterrichts und auch im Klima zu heben. Die feinere Sittlichkeit fehlt bei aller Ausbildung der gesellschaftlichen Sitte. Die Mutter läßt sich vom Sohn und von der Tochter señora (Herrin) nennen und die Kinder nennen die Mutter gewöhnlich Sie, seltener den Vater. Die Großmutter heißt feierlich mama señora, vertraulich avuelita (Großmütterchen). Spricht man vom Vater, so sagt man nicht mi padre, (mein Vater,) sondern mi señor padre (mein Herr Vater.).

Großen Werth legt der Knabe auf guten Anzug, und dafür sorgen auch die Familien. Was die Großen tragen, trägt er so ziemlich alles auch. Früh läßt er sich das Haar kräuseln und früh schenkt man ihm eine Uhr, goldene Hemdenknöpfe und weiße Glaçehandschuhe. Ja schon im 11. Jahr seines Lebens kennt er weiße Binden. Früh lernt er Visitenmachen, früh dient er der erwachsenen Schwester oder der verheiratheten Tante als Kavalier. Er versteht früh den Arm zu bieten. Auch verkennt er nicht den Werth verbindlicher Phrasen. Mit 12 bis 13 Jahren schreibt er seinen ersten Liebesbrief, und das Tanzen lernt er noch früher. Für Zeichnen, Singen, Pianospiel intressirt er sich ein halbes Jahr hindurch, selten länger. Dann muß die unverständige Mutter helfen und feierlich erklären, daß sie einen solchen Unterricht ihres Knaben nicht länger wünsche. Der Vater geht achselzuckend in die confiteria, in den National-Klub oder in den Fremden-Klub. Einige mamitas (Mütterchen) dringend ins elternliche Ohr der Mutter gerufen, bewirken, daß sie meist in schlechtem Spanisch und mit lakonischer Kürze an den Lehrer schreibt, er möge nicht weiter Stunden geben kommen, man werde ihm seine Rechnung bezahlen. Lernt das Knäblein oder der erwachsene Herr Sohn von 12 Jahren nicht im ersten Semester des Piano-Unterrichts etwas Verdisches auf dem Piano aufspielen, so macht er nach der Meinung der Mutter keine Fortschritte. Der Lehrer taugt nichts, sagt die unwissende Doña Juána und die unwissende Doña Catalina bestätigt es beim maté. Kostet ein Piano-Unterricht viel, nimmt der berühmte Professor zwei oder gar drei spanische Thaler für eine Stunde, so sagt die sehr elegante Doña Prudéncia zur Señorita Rostrada:

mein Sohn Manuel hat einen ſehr guten Lehrer, und alle Nachbarinnen glauben es. Es kommt der faſhionablen Doña Valentina mehr darauf an, daß ihr Kind Pepe den theuerſten Zeichnenlehrer hat, als daß er etwas lernt.

Die Mütter ſpielen im Leben eines ſüdamerikaniſchen Knaben eine große Rolle, wie überall. Meine Schilderung will zahlreichen ehrenwerthen Ausnahmen nicht zu nahe treten. Auch macht ja der ſo traurige Zuſtand der weiblichen Jugenderziehung gar manches erklärlich. Die Mutter iſt meiſtens ohne Erziehung, nur ihre Körperſchönheit hat den Gemahl gefeſſelt. Nun wird ſie nach dem Abblühen ihrer äußerlichen Pracht ein Weſen, das ſich tief langweilt. Sieht man die lebloſe, glanzloſe, aufgeputzte, meiſt ſtark werdende Frau, kaum erkennt man die muntre, glanzvolle, ſtets lächelnde und ſtrahlende Jungfrau wieder, die man meiſt in der Blüthe ihres Lebens ſah. Die Mutter, die ſchon mit 20 Jahren von allen Idealen des Lebens Abſchied genommen hat, ja die ihre verlorene Körperſchönheit bei ſolcher Jugend bereits beklagen mußte, ſteckt ihrem Kinde, wenn es kaum gehen kann, das ſüße Zuckerwerk in übermäßiger Fülle in das kleine Mäulchen, und ſo leidet Enrique oder Pepe oder Pancho oder wie der ſüße Engel ſonſt heißt, zeitlebens an Zahnweh. Dann zieht ſie ihm den bunten Rock an und die farbigen Strümpfe und die eleganten theuern Stiefel und die ſtets moderne Mütze und führt ihren Liebling ſpazieren. Zerriſſenes Zeug wird nie ausgebeſſert, was ſchonen bedeutet, kennen Mutter und Kind nur von Hörenſagen.

Darauf kommt endlich einmal die Zeit, da der kleine Mann in die grauſame Schule geſchickt werden muß, und die Mama läßt es ſich nicht nehmen, den ſchwächlichen Engel zu begleiten, wenn er in irgend einem colégio angemeldet werden ſoll. Sie ſucht durch einen farbenreichen Anzug und durch ein kurzes Auftreten den meiſtens ganz von der Gunſt des Publikums abhängigen Director in die entſprechende Stimmung der Ehrerbietung zu verſetzen, denn eine unwiſſende Mama verachtet grundſätzlich Menſchen, die ſich mit dem Unterrichten beſchäftigen, zumal wenn geweſene Schiffer, ehemalige Handlungsbefliſſene, unter Umſtän-

den auch frühere Handwerker und Diener dieſem entſagungsreichen und wichtigen Beruf ſich widmen, der die Zukunft der Nation mit fördert. Sie ſieht weniger darauf, daß der Junge etwas lernt, als daß er gut behandelt wird, darum geht ſie ſelbſt mit und überläßt es nicht ihrem Mann, den Knaben in das ſchreckliche Gebäude zu begleiten, in dem es nicht alle Tage dulce (Zuckerwerk) giebt. Der Vater pflegt in Abweſenheit der Mutter ſeine Energie zuſammenzunehmen und zu dem Schuldirektor zu ſagen: Halten Sie den Alfredito nur ſtreng und laſſen Sie ihm nichts durchgehen. Und das ſagt er oftmals recht dringend, weil er weiß, daß im Hauſe Mama, Großmama, Tanten und alle die Viſite machenden Señoras und Señoritas das kleine Perſönchen gründlich verziehen.

Die Señora, Mutter des Kindes, bittet dringend, daß das Kind vorläufig nichts lernen dürfe. Es wird nemlich nur zum ſpielen in das colégio geſchickt. Die dem Publikum gefälligen colégios haben viele ſolche Spielkinder. Zwar verlangen die Eltern nicht, daß die Lehrer mit ihnen kindlich vergnügte Spiele auf den Höfen der Anſtalt ſpielen ſollen, aber der Knabe hat das Recht, eine Weile auf der Schulbank zu ſitzen, dann wieder herauszulaufen, zu ſchreien, zu weinen, die andern Kinder zu ſtören, mit den Füßen zu trampeln und dergleichen. Das nennt man: ſich an die Schule gewöhnen. Viele Kinder werden auch nur deshalb ſo früh in die Schule geſchickt, weil die Eltern, namentlich die Mama, ſie los ſein wollen. Kann ſie den fünfjährigen Ricardo nicht mehr bändigen, ſchlägt er ſtets ſeine dreijährige Schweſter Encarnazion und kneift er beſtändig die Morena (Negerin) Juana, welche dem Kinderſtaat präſidirt, ſo wird er zur Strafe in die Schule gebracht, aber die vorſichtige Mutter hütet ſich, etwas von den liebenswürdigen Dispoſitionen ihres Sprößlings zu verlautbaren. Es un niño mui delicado heißt es (es iſt ein ſehr zartes Kind), de una salud mui débil (von einer ſehr ſchwächlichen Geſundheit), und dabei ſieht der kleine Herr wie die Geſundheit ſelber aus. Es un niño mui bien criado heißt es (es iſt ein ſehr artiges Kind), und dabei macht er den ganzen Tag Unfug im Hauſe. Ja viele Eltern würden an allen

Feſttagen und an allen Sonntagen die Kinder mit Freuden in die Schule ſchicken, nur um von ihnen befreit zu ſein. Wenn irgendwo ſo plagt hier das verwöhnte Kind die unverſtändige Mutter.

Außerdem giebt die Señora, welche ihr Söhnchen vorſtellt, auch einen Stundenplan an und läßt ſich über ihre Wünſche aus, was und wie der Knabe ſpäter lernen ſoll. Gewöhnlich ſoll er nicht zu viel auf einmal lernen, erſt nur ſpaniſch, dann franzöſiſch, dann engliſch auch wohl und deutſch. Weil ſie ſo gar keinen Begriff von dem haben, was eine regelmäßige Erziehung und allmählige Ausbildung iſt, ſo ſprechen ſie ſchon von der doppelten Buchführung, welche das Kind ſpäter lernen ſoll, wenn ſie ihn als Jüngling von 5 Jahren vorſtellen. Um dem Director einen Begriff davon zu geben, daß ſie zur guten Geſellſchaft gehören, laſſen ſie über Muſik und Zeichnen einige Worte fallen. Werden verwandte Kinder in Paris erzogen, ſo vergeſſen ſie es nicht zu ſagen, ſie hätten ihre Kinder wohl auch nach Paris ſchicken wollen, aber es doch vorgezogen ſie bei ſich zu behalten. Auch ſoll der Junge, heißt es dann weiter, nie allein aus der Schule nach Hauſe gehen, damit er nicht mit den andern Kindern zuſammenkomme und ſchlechte Worte lerne. Das ſind die malas palabras, über die wir ſchon ſprachen, die man überall aus dem Munde des Pöbels hört. Er wird alſo ſtets von einem Diener abgeholt werden. Das hat aber für den Director eines colégio's ſeine großen Uebelſtände. Gewöhnlich iſt die Schule um 3 Uhr Nachmittags aus, nachdem ſie mit kurzer Zwiſchenſtunde von 9 Uhr Morgens an gedauert hat. Dann warten nun vielfältige Carlitos, Pepes, Juans, Enriquitos auf ihre Diener, Dienerinnen, ältere Brüder und Schweſtern und was ſie ſonſt abholen kommt. Es iſt den Eltern oft bequemer um 4 Uhr abholen zu laſſen, oder man vergißt noch länger das Kind. Nachdem die letzten Viſiten vor dem Diner die sala verlaſſen haben, erinnert ſich die noch jugendliche und von vielen Caballeros umſchwärmte Dame des Hauſes daran, daß ſie Kinder beſitzt, die auf den Höfen der Schule ihre Kleider zu zerreißen bemüht ſind, und die Negerin wird ſchleunigſt

ſie abzuholen geſchickt. Das muß ein Director, der ganz von der Gunſt des Publikums abhängig iſt, geduldig ertragen, und abhängig ſind die meiſten. Es ſchlägt und ſtreitet ſich die junge Bande oder unternimmt an Zerſtörungen reiche Spiele. Die vernichteten Fenſterſcheiben, die zerbrochenen Dintenfäſſer, ein entſetzlicher Staub ſind die Spuren dieſer jugendlichen Thätigkeit. Die meiſten Directoren bezahlen ihre Hilfslehrer ſtundenweiſe und deshalb bleibt Niemand zur Aufſicht zurück.

Aber der angebliche Zweck der Mütter wird verfehlt, denn das Kind kennt ſchon die ſchlechten Ausdrücke und bringt ſie in die Schule mit. Ging die Frau Mama auf eine Tertúlia (eine geſchloſſene Geſellſchaft mit und ohne Tanz), gab es eine Gelegenheit, auf beſonders belebter Promenade den farbenreichen Anzug zu zeigen und Neuigkeiten über Don Fulano de Tal auszutauſchen, bewegte ſich eine Prozeſſion durch die Straßen, bei welcher alle Damen in ſchwerſter Seide dem Allerheiligſten zu folgen, waren neue Modeſtoffe aus Paris angekommen, die man von dienſteifrigen jungen Leuten in der Tienda auseinander werfen laſſen mußte, ohne etwas zu kaufen, oder bekam ſie den gewöhnlichen Anfall, die Straßen auf, die Straßen nieder zu eilen und zahlloſe Viſiten zu machen, nun ſo blieben Antonito und Conradito, Leandro und Federico mit den braunen und ſchwarzen und gelben Dienern und Dienerinnen in der Häuslichkeit, und dann lernten ſie gar geſchwind das Werfen der Steine, das Ausſprechen ſchlechter Worte, die Kunſt des Schlagens und die Fertigkeit, die Zunge auszuſtrecken. Das Alles überſieht die kluge Mutter, die ihr Kind für wohlerzogen hält.

Selten habe ich Mütter bewegt geſehen, wenn ſie ihre Kinder der Schule anvertrauten. In der von mir gegründeten Schule gab es, außer den deutſchen Kindern, orientaliſche, braſilianiſche, argentiniſche, nordamerikaniſche, ſpaniſche, franzöſiſche, engliſche, italieniſche, belgiſche, ungariſche, ruſſiſche, polniſche, ſchwediſche, aber die meiſten hatten einheimiſche Mütter, und obgleich die Schulmütter bei uns wol anders auftraten und auftreten mußten, als in Schulen, die von der Gunſt des Publikums abhängig ſind, ſo könnte ich doch eine Fülle von unver-

ſtändigen und unverſchämten Wünſchen mittheilen, die aus den mütterlichen Herzen ſtammten. Namentlich ſahen ſie es gern, wenn das Kind viele Bücher ſich anſchaffen mußte, auch vor der Zeit. Es ſchien ihnen ein verdächtiges Zeichen für die Tüchtigkeit der Schule zu ſein, wenn man dem Knäblein, das kaum die Buchſtaben kannte, nicht dicke Bücher unter den Arm gab. Die Bücher waren ja nur Gegenſtände, die man kaufen kann, und alles, was ſie kaufen konnten, achteten ſie nicht ſehr. Das liebe Kind freute ſich ſo lange über den Deckel, bis er zerriſſen war, und dann kam die Arbeit bei den Blättern. Verloren die Kinder ihre Bücher, ſo wurden ſie zu Hauſe nicht geſtraft, dagegen ſuchte man die Lehrer dafür verantwortlich zu machen. Die Frau, die vielfach Geld für Mützen verſchwendete und ihre Söhne wohl jede Woche mit neuer Kopfbedeckung zur Schule ſandte, klagte bitter über die vielen Hefte, Griffeln und Federn, die das Söhnlein brauche. Ja das war eine allgemeine Klage.

Sonſt gehört es zum Beruf einer ſüdamerikaniſchen Mama, daß ſie ſich um das nicht kümmert, was in der Schule gelernt wird. Ich kannte Mamas, die nicht einmal den Namen der Straße wußten, in denen die Schule ihrer hoffnungsvollen Nachkommen lag. Klagt nun das Kind: Mutter, ich muß in der Schule zu viel lernen, oder wohl gar: Mutter, der profesór hat mich geſchlagen, gleich eilt die entſetzte Mutter nach der Schule und deklamirt gerade ſo wie die Journale über Civiliſation, furchtbare Barbarei, daß ſie zu einer guten Familie gehöre, daß ihr Kind nicht daran gewöhnt ſei, ſo ſchlecht behandelt zu werden. Gewöhnlich hat Maximiliano oder Pancho gelogen und ſich auf der Straße geſchlagen oder will nur aus der Schule weg, weil ihm die Disciplin nicht gefällt, aber die gern theatraliſche Scenen liebende Mutter glaubt dem unſchuldig verfolgten Kinde. Sehr oft will der Herr Junge am Morgen nicht in die Schule gehen, dann klagt er über Kopfweh, die Mama glaubt es, oder er ſagt, es könnte regnen, dann läßt ſie ihn gewiß zu Hauſe bleiben. Oft iſt aber noch ein Papa im Wege, der geht indeß des Morgens bald in ſein Geſchäft, und darum ſagt die Mutter zum zarten Kind: warte nur bis der Vater ausgegangen iſt und

ſage nichts früher. Dann ſpielt das Kind, und die Mutter läßt den Entſchuldigungszettel von ihm ſelbſt oder von einem älteren Bruder und einer älteren Schweſter ſchreiben, und ſetzt ſtolz ihren Namen Euſebia de Tal oder Joſefa Chacharera darunter.

Es ſoll die Schule den Knaben oder das Mädchen vollſtändig erzogen haben, wenn ſie 13 bis 14 Jahr alt ſind, denn das junge Mädchen verheirathet ſich oft mit 14 Jahren und der junge Mann muß mit 14 Jahren bereits ſein Geld ſich verdienen. Meiſtens wird er Kaufmann und deshalb muß er ſpaniſch und franzöſiſch, auch wohl engliſch und deutſch ſprechen. Wenn er ſich nur verſtändlich macht, und dreiſt iſt er von Natur, ſo wird er ſich ſchon helfen. Mit welcher Wonne ſagt dann die Mutter: Mein Sohn verdient ſchon eine halbe Onza den Monat. Ein ſolches Gefühl kann eine europäiſche Mutter ſchwerlich nachempfinden. Wenn bei alledem aus den Kindern doch etwas wird, und die wunderliche Erziehung nicht alles verdirbt, ſo iſt dies ein Beleg für die guten Anlagen und herrlichen Naturgaben, deren ſich die Kinder erfreuen.

Wir haben wenig an die Väter gedacht. Aber da das eigentliche Familienleben ſich auf die gemeinſchaftliche Mahlzeit meiſtens beſchränkt und der Mann andere Vergnügungen hat als die Frau, die er nur höflich ins Theater und ſonſt ſpazieren führt oder auch wohl aufs Land hinausfährt, ſo kann ein nachhaltiger Einfluß der Väter nicht beſonders hervortreten. Dabei kann nicht abgeleugnet werden, daß es ſchon recht viele gebildete Männer im Lande giebt, die mit den Zuſtänden Europa's wohl vertraut ſind oder ſelbſt in Europa waren, ohne gerade die Kraft und den Willen erlangt zu haben, ihre Häuslichkeit, ihr Familienleben, die Kindererziehung nach andern Grundſätzen als den althergebrachten zu geſtalten. Sie nehmen überhaupt nur die Rechte der höheren Bildung in Anſpruch, lieben es aber nicht, die Pflichten derſelben zu erfüllen.

Sehr gern fährt das Kind auf eine Quinta und bleibt allda eine Woche und länger. Läßt ſich der Lehrer erkundigen, warum kommt Julio nicht in die Schule? ſo heißt es: er iſt auf der Quinta, das iſt die vollgültige Entſchuldigung. Man lebt ja in

einem freien Lande. Namentlich im Sommer befindet ſich eine große Anzahl Schüler auf den Quintas oder weiter im Land auf Eſtanzias und dadurch wird der Unterricht ſehr geſtört, und, was für Anſtalten reiner Spekulation namentlich drückend wird, auch das Schulgeld fällt aus. Iſt ein Kind acht Tage krank geweſen, ſo läßt man es gern noch acht Tage umherlaufen, um das Schulgeld eines halben Monats zu erſparen. Dafür führt der Vater ſeinen Sohn oft ins Theater, da ſieht und hört er Alles mit früh gereifter Kennermiene an, Schauſpiele, Opern, Ballete. Schon ſehr frühe kritiſiren die Knaben Schauſpieler und Sänger, wie auch Prediger und Generäle. Ich habe ſpäter viele Gouvernanten in Deutſchland geſprochen, welche meinten, jene Länder müßten doch noch ſehr in der Kultur zurück ſein, dieſe einzige Erfahrung muß ſie eines Beſſeren belehren. Die überflüſſige und überfließende Weisheit ſammelt ſich ſchon in der kritiſchen Urtheilskraft des Knaben.

Das meiſte des bisher über Kinder, Erziehung und Unterricht Geſagten bezieht ſich auf die Verhältniſſe der Hauptſtadt und allenfalls einiger größeren Städte, wie Salto, Mercedes, Paiſandu und anderer. Auf dem Lande und in den ganz kleinen Städten, die das Aeußere von Dörfern haben, beſuchen viele Kinder nie eine Schule, oder wenn ſie es thun, geſchieht es nur auf kurze Zeit. Schwer arbeiten für die Häuslichkeit, beim Vieh, auf dem etwaigen kleinen Waizen- oder Maisfeld dürfen ſie auch nicht, denn dazu ſind ja die Peone, die Knechte da. Dieſe ſind gewöhnlich Neger oder Mulatten. So haben die Kinder die recht angenehme Aufgabe, durch nichts-thun, fiſchen, jagen, reiten, baden die Knabenjahre zu überwindrn. Später kommt die Liebe zum Tanzen und zum Singen nach den Klängen der citara hinzu. Da wird dann früh das lange Meſſer gezogen, das ſie an der Seite in einer Scheide tragen, nicht immer zum Stechen, häufig um durch theatraliſche Schwenkung deſſelben die Tiefe des Haſſes und die Gluth der Leidenſchaft bei der Konverſation zu verſinnbildlichen. An Sonntagen ſtehen die jungen Männer vor den Landfonda's und ſpielen allerhand Spiele. Ihre bunten Anzüge, ihre ſelbſtzufriedene, ſelbſtbewußte

Haltung, die nie fehlenden Papiercigarren, die lebhafte und laute Unterhaltung, die indeß bei aller Leidenschaftlichkeit nie unschön wird oder in Toben ausartet, die graciöse Art, mit der sie angeritten kommen und fortreiten, die Begrüßungen, die reichlich aber nicht steife sind, alles unterscheidet sie und ihre Sonn- und Feiertagsvergnügungen von ähnlichen in Deutschland. Alle diese jungen Männer, die sich so gewandt zu benehmen wissen, angenehm sprechen und gut tanzen und dabei mit der äußersten Höflichkeit und Decenz ihre ländlichen Tänzerinnen behandeln, haben nichts oder sehr wenig gelernt; das freie Wort, die politischen Unterhaltungen, die Selbstbetheiligung der Alten und Jungen an allen Wahlen, sei es für die Kammern, sei es für die Kommune, die einen alcalde (Bürgermeister), einen juz de paz (Friedensrichter), einen defensor de menores (Vertreter der Minorennen) braucht, die frühe Einstellung in die Nationalgarden des Departements, die häufige Zusammenkunft mit andern jungen Leuten bei dem Pferdewettrennen der Sortijas, alles kräftigt ihre Intelligenz, ihr Weltbewußtsein und ihr nationales Bewußtsein, und deshalb hat die fehlende Schulbildung ihnen nicht sehr viel geraubt. Ich muß sagen, daß die Knaben und die jungen Männer auf dem Lande äußerlich sehr glückliche Menschen sind. Das patriotische Gefühl, die Selbstbetheiligung am Staatsleben, die zarte Rücksicht für die Frauen mildern die oft harten Sitten der Alten und unter solchen Einflüssen entwickelt sich die Jugend.

Für diese ländliche Jugend wollten die Jesuiten eine große Erziehungsanstalt in Santa Lucia einrichten, das Gebäude stand bereits fertig da und einige Väter lasen schon die heilige Messe, so daß die Bewohner des Städtchens außer der iglesia noch eine andre Stätte hatten, an der sie Messe hören konnten. Auch die Sympathien der liberalen Bevölkerung fehlten dem Unternehmen nicht. Besser Jesuiten zu Lehrern haben, als gar keine Erziehung der Landjugend, dieser Grundsatz wurde häufig ausgesprochen. Selbst der damalige Präsident Pereira, welcher der Protektor der Logen war, erließ ein Dekret, nach welchem es den Vätern der Gesellschaft Jesu gestattet wurde, an allen Orten der Re-

richtete. Ebenſo gab es eine Zeitlang auch eine Mädchenſchule, welche eine geweſene franzöſiſche Schauſpielerin und ihr angeblicher Mann, ein Engländer leitete. Die zahlreichen franzöſiſchen Mädchenſchulen bewirken es, daß ein großer Theil der ſpaniſchen Damen franzöſiſch ſpricht.

Ein eigenthümlicher Vortheil für die Lehrer und Lehrerinnen iſt der Ueberfluß an Feſt- und Ferientagen. Das Inſtitut läßt es zu, daß recht viele Feſttage gefeiert werden und die Schule dann ausfällt. Im Januar kommt gleich nach den Weihnachtsferien der 6. Januar, la adoracion de los santos Reyes, der Dreikönigstag, an welchem keine Schule gehalten wird. Im Februar feiert man am 2. la purificacion de Nuestra Señora, Mariä Reinigung, und am 20. halten manche Directoren auch keine Schule wegen der Schlacht bei Ituzaingó. Dann kommen die Karnevalstage, welche gewöhnlich in den Februar, oft in den März hinein fallen, und der Aſchermittwoch, el miercoles de Cenizas. Im März fällt die Schule am 25. aus, wegen Mariä Verkündigung, la anunciacion de Nuestra Señora, und am 19. feiern viele Schulen den Tag San José, den Tag des heiligen Joſeph, zumal da in der Caridad-Kirche an dieſem Tage indulgencia plenaria (voller Kirchenablaß) gewonnen wird. Im April oder März feiert man, wie in der ganzen Chriſtenheit auf Erden, die Charwoche, aber ſchon der vorangehende Freitag der Viernes de Dolores iſt für viele Schulen ein freier Tag. Außerdem feiert man den 19. April als fiesta civica, als bürgerlichen Feſttag, weil die treinta y tres dieſen Tag zu einem Ruhmestag des orientaliſchen Vaterlandes gemacht haben. Im Mai iſt wieder am 25. ein bürgerliches Feſt, weil Buenos Aires an dieſem Tage im Jahre 1810 den Freiheitsruf zum erſten Mal in den ſpaniſchen Kolonien erſchallen ließ; am 1. Mai fällt auch die Schule aus, weil der Tag der Schutzpatrone von Montevideo San Felipe y Santiago von der Kirche und der Stadt durch feierliches Tedeum feſtlich begangen wird. Die Himmelfahrt des Herrn wird wie bei uns bürgerlich und kirchlich gefeiert. Im Juni wird gewöhnlich das corpus Christi-Feſt gefeiert, 1858 fiel es auf den 3., 1862 auf den 19. Juni, ſodann

ſtets am 24. la natividad de San Juan Bautista, die Geburt Johannes des Täufers, und am 29. Peter und Paul, Santos Pedro y Pablo Apostoles. Der Tag el sanctisimo corazon de Jesus, das allerheiligſte Herz Jeſu, zieht in dieſem Monat auch viele Kinder in die Kirchen. Gehen wir zum Juli über, ſo kommen am 2. des Monats, an Mariä Heimſuchung, la visitacion de Nuestra Señora, auch viele Kinder nicht in die Schule, ebenſo am 16, dem Tage Nuestra Señora del Cármen y el triunfo de la santa Cruz, unſre liebe Frau von Karmen und der Triumph des wahren Kreuzes. Ueberall fällt die Schule aus am 18., an welchem Tage 1830 feierlich die Konſtitution des Staates beſchworen wurde. Auch im Auguſt hat es der Schüler gut, überall fällt wieder am 25. die Schule aus, denn man feiert die Unabhängigkeitserklärung von Braſilien aus dem Jahre 1825, ſodann am 15. desgleichen, denn es iſt die Himmelfahrt Mariä, la asuncion de Nuestra Señora, und endlich am 30., denn man feiert das Feſt der Schutzpatronin von Südamerika, Santa Rosa de Lima. An dieſem Tage iſt ſtets ſchlechtes Wetter, gewöhnlich Unwetter, ſtarkes Gewitter, Platzregen oder Sturm, deshalb ſagt das Volk, die Santa Roſa weint an dieſem Tag. Nur im Jahre 1862 erlebte ich an dieſem Heiligentag ſchönes Wetter, da hatte ſie aber dafür wenige Tage vorher geweint. Das Unwetter verfrühte ſich etwas. 1857, 1858, 1859, 1860, 1861 gehörte dieſer Tag zu den ſchlechteſten des Jahres und die Kirchenfeierlichkeiten konnten wenig beſucht werden. Sehr viele Kinder fehlen in den Schulen auch am 2. Auguſt, dem Tage Nuestra Señora de los Angeles, unſre liebe Frau der Engel, denn an dieſem Tage gewinnt man indulgencia plenaria d. i. völligen Ablaß in allen Kirchen mit Ausnahme der Caridad. Der Vater der heiligen Jungfrau macht wenigſtens viele Mädchen ihren Schulen untreu, 1862 fiel San Joaquin padre de Nuestra Señora auf den 17. Der September iſt weniger reich an Erholungen für Lehrer und Schüler. Nur am 8. ſind allgemeine Ferien, weil an dieſem Tage Maria geboren iſt. La natividad de Nuestra Señora ſchließt die Schulen. Kinder aus den ſtreng katholiſchen Familien machen ſich

auch Ferien am Tage el dulce nombre de Maria, der ſüße Name Mariens, und Nuestra Señora del Rosario, unſre liebe Frau vom Roſenkranz, jener fiel 1862 auf den 7., dieſer auf den 28. Auguſt. Der Oktober verſchwindet faſt ganz aus dem Zuſammenklang des feiernden Jahres, am 4. Oktober feierte man 1858 noch ein halbes bürgerliches Feſt und am 12. erinnert man ſich wenigſtens noch an die Schlacht bei Sarandi. Im November ſind der 1. und der 2. allgemeine Ferientage; la festividad de todos los Santos (Allerheiligen) und la conmemoracion de los Fieles Difuntos (Allerſeelen) ſchließen die Schulen. Endlich im Dezember feiert man außer Weihnachten die unbefleckte Empfängniß Mariens, la purisima concepcion de Nuestra Señora am 8. So haben die Schüler und die Lehrer häufig Gelegenheit auszuruhen, das Publikum im Allgemeinen hat ein an kirchlichen und politiſchen Abwechſelungen reiches Jahr.

Das Inſtitut, um auf dieſe Behörde zurückzukommen, hat, wie alle Behörden, gute Abſichten und entſendet gern Lehrer in die Departements, welche aus den Kaſſen ihrer junta economica y administrativa die Schulen unterhalten müſſen. Weil es dieſen aber häufig an Geld fehlt, ſo können ſie den armen Schulmeiſtern oft nur einen geringen Theil ihres Gehaltes auszahlen. Die Praxis war in manchen Departements dieſe, ihnen nach monatelangem Warten eine Abſchlagsſumme zu geben. Bei wem hätten ſie ſich beklagen können, zumal da es meiſtens Ausländer ſind! Jetzt wird auch dieſer Theil der Staatsverwaltung mit mehr Aufmerkſamkeit überwacht werden, aber in den früheren Jahren hing es meiſtens von der Perſönlichkeit des Departementschefs, des ſogenannten gefe politico, und von der des Sekretairs der Junta ab, ob und wie den Lehrern ihr Gehalt ausgezahlt wurde. Gut ſah es damit aus in dem Departement Mercedes, ſchlecht in dem von Canelones, in andern Departements habe ich nicht Umgang mit Direktoren von Staatsſchulen gehabt. Das für den Monat ausgeſetzte Gehalt betrug 50 Peſos, das ſind ungefähr 60 preußiſche Thaler, damit konnten die Herren ganz gut auf dem Lande und in kleinen Städten leben, allein es hatte ſeine großen Schwierigkeiten in den ungeſchmäler-

ten Genuß deſſen einzutreten, was man ſo ſchwer verdienen mußte. Deshalb hielten es ſehr viele Lehrer nicht länger als einige Monate in ihrer Stellung aus, und ein beſtändiger Wechſel der Dirigenten der öffentlichen Schulen war etwas ſehr gewöhnliches.

Die ausländiſchen Lehrer empfanden es zuweilen mit Unwillen, daß ſie von den Einwohnern des Städtchens nicht als ebenbürtig angeſehen wurden. Wenn zum Beiſpiel ein Feſt gegeben wurde, zu welchem alles am Ort eingeladen war, was überhaupt nur einladbar genannt werden konnte, ſo ließ man den Lehrer aus. Die Autorität deſſelben iſt überhaupt eine ſehr beſchränkte und deshalb findet eine ſittliche Einwirkung auf die Jugend ſelten ſtatt. Dieſe ſieht in dem preceptor nur einen Mann, der die Pflicht und Schuldigkeit hat, ſie zu unterrichten. Sie ſehen eher auf den Lehrer herab, als zu ihm hinauf. Selten gelingt es einem unter ihnen, auf andern Gebieten des Staatslebens eine angenehmere Stellung zu erwerben.

Der Unterricht ſelbſt beſchränkt ſich auf ein mechaniſches Auswendiglernen eines Katechismus für die katholiſche Lehre, der zugleich eine kurz gefaßte heilige Geſchichte in Fragen und Antworten enthält. In derſelben Weiſe wird die ſpaniſche Grammatik mechaniſch auswendig gelernt und abgefragt. Ebenſo machen ſie es mit der Geographie, bei der ſie ſich meiſtens nur auf den eignen Staat einlaſſen. Ein kleines Schriftchen von 12 gedruckten Seiten wurde bei dem Unterrichte abgefragt, Geografia de la República oriental del Uruguay Montevideo 1859, imprenta de La Republica. Mit dem Unterricht im Rechnen ging es in ſolchen Schulen nur langſam vorwärts, dagegen lernten die Kinder wenigſtens ſchreiben und leſen. Verſucht es ein Lehrer noch engliſche und franzöſiſche Stunden einzurichten, ſo ſcheitern ſeine Bemühungen gewöhnlich an dem Willen der Eltern, die weder etwas mehr Honorar geben noch Bücher anſchaffen wollen. Unternehmer von Privatſchulen berechneten das Schulgeld auf dem Lande mit einem ſpaniſchen Thaler monatlich, während in der Hauptſtadt die beſten Schulen fünf bis ſechs ſpaniſche Thaler

monatlich berechnen, und ſelbſt dieſer eine Thaler war den meiſten Landbewohnern zu viel, obgleich ſie durch die Kirche an gutes Zahlen gewöhnt ſind. Nach der kirchlichen Sporteltaxe nemlich, welche man arancel eclesiastico nennt, bezahlt man unter weißen Perſonen 25½ ſpaniſche Thaler für eine Trauung, das ſind mehr als 30 preußiſche Thaler; für eine geſungene Meſſe mit Diakonen, 14 Kerzen und Orgelbegleitung 12 Peſos, das ſind gegen 15 preußiſche Thaler und das Begräbniß koſtet ganz abgeſehen von den Koſten der Feierlichkeit 4 Peſos, die man an die Parochie für den Erlaubnißſchein zum Begraben zahlt. Die Taufe koſtet allerdings nur 1¼ ſpaniſchen Thaler.

Oftmals bekommt eine kleine Stadt die Idee, recht rieſenhaft in der Civiliſation fortſchreiten zu wollen, dann richtet man lateiniſche und mathematiſche Stunden ein, wo alle Vorbedingungen für ſolchen höheren Lehrplan fehlen und auch gar keine Ausſicht vorhanden iſt, die Lernenden beſonders weit zu führen. An drei bis vier Knaben wird dann ein Experiment gemacht. So geſchah es in Canelones, woſelbſt der Cura und das große Licht der Stadt der Sekretair der Junta für ſolche unpraktiſche Sachen ſchwärmte. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß nur die allererſten Anfänge ſolcher Unterrichtsgegenſtände den drei bis vier Kindern beigebracht werden, weil man nur der Eitelkeit unwiſſender Ortſchaften und unwiſſender Eltern gefallen und Stoff für einen ſchwunghaften Leitartikel im Hauptſtadtsjournal gewähren will. Man rühmt nemlich mit Vorliebe den Fortſchritt der einzelnen Departements, und auch die Einwohnerſchaft eines unwiſſenden Fleckens nennt ſich mit Selbſtgefühl eine gebildete Bevölkerung, una poblacion culta. Ein mir bekannter Deutſcher, welcher Privatſtunden in dem Städtchen San Joſé geben wollte, deſſen Bevölkerung ganz beſonders langweilig und ungebildet, fanatiſch und bigott iſt, unterließ es nicht in ſeiner Anzeige zu vermerken, daß er en esa poblacion culta, in dieſer gebildeten Bevölkerung, engliſche und franzöſiſche Stunden ertheilen wolle. Es fanden ſich auch einige Damen und Herren, welche wenigſtens den Anfang machten, genannten Studien ſich hinzu-

geben, sie machten ihm aber nicht so viel Mühe wie der Duc de Bourgogne dem berühmten Fénelon. Man spielte in diesem Städtchen freilich auch Theater, ein hölzernes Bretterhaus sammelte zum Anhören pathetischer Konversationsstücke Stadt und Umgegend. Da sich manches über das Theater sagen läßt, so will ich einiges darüber erzählen.

Siebentes Kapitel.

Das neue ſpaniſche Drama. Die Benefizianten. Theatervorſtellungen zu Ehren der Schutzheiligen. Die italieniſche Oper. Das Stiergefecht. Gefühlsergüſſe dramatiſcher Künſtlerinnen. Das Luſtſpiel. Weitere Schilderung der Jeſuiten. Ein Feſt in der Kirche der Caridad. Beleidigung des Präſidenten der Republik. Ein Vorfall in Santa Lucia. Notenwechſel zwiſchen dem Miniſter und dem Superior der Jeſuitenmiſſion über den Jeſuiten Felix Maria del Val. Vertreibung der Jeſuiten. Schilderung der Straße Porton, der Plaza de la Matriz und des Treibens in den ſpäten Abendſtunden. Ueber das gelbe Fieber und andere Krankheiten.

Ich fand ſtets das neuere ſpaniſche Drama reich an Uebertreibungen in der Anlage, in der Ausführung und in der Sprache. Lange Dialoge fanden einen mir unverſtändlichen Beifall, und eine weinerliche Deklamation mußte den Mangel an ergreifenden Situationen und wirklich ſpannenden Verwicklungen erſetzen. Die Geſellſchaft, welche in San José ſpielte, hatte auch in der Hauptſtadt Erfolge gehabt und war von einem Don Francisco Torres dirigirt. Er brachte namentlich Sitten-Dramen (dramas de costumbres) zur Aufführung, wie das „el tanto por ciento“, welches noch im April dieſes Jahres in Montevideo fortwährend gegeben wurde. Die Anzeigen in den Journalen loben gewöhnlich ungemein die aufzuführenden Stücke und die auftretenden Perſonen. Da heißt es dann z. B. von dem eben angegebenen Stück: „Indem die dramatiſche Compagnie dieſes Drama in Scene ſetzt, glaubt ſie ihren Gönnern einen Gefallen zu thun, indem ſie das Genre der Produktionen ändert, die über die Bühne gehen. Bekannt iſt dem Publikum die Produktion, die heute an-

gekündigt wird, und der außerordentliche Erfolg, den sie gehabt hat. Heute hat sie ein neues Anziehungsmittel, weil die Hauptrolle der Da. Maria Toral übertragen ist, welche namentlich in diesem Werke ihre ausgezeichneten künstlerischen Fähigkeiten hervortreten läßt, welche die aller Schauspielerinnen überragen, die diese Rolle in diesen Ländern durchgeführt haben." (Siehe das Journal „el pais" vom 20. und 21. April 1863.) Nach solchem Drama kommt gewöhnlich noch ein witziges kleines Stück zur Aufführung (una mui chistosa peti-pieza).

Weil mich die Bretterbude zu San José auf dieses Theaterthema gebracht hat, so will ich der gewöhnlichen Meinung entgegentreten, nach welcher man sich die La Plata-Länder viel mehr in der Kultur zurückdenkt, als sie es wirklich sind. Für Hahnenkämpfe und Stiergefechte interessiren sich nicht ausschließlich die Departements. Gern sieht man selbst in kleinen Städten ein ernstes Drama. Die Kirche sieht darin nichts Böses. Die katholische Kirche steht auf keinem gespannten Fuß mit dem Theater. So zog in San José, als ich einmal während des Karnevals dort war, eine Gesellschaft junger Leute in Maskenanzügen und mit Larven versehen unter Musik fröhlich durch die Stadt, und vor sich her ließen sie eine große Fahne wehen, auf welcher geschrieben stand, daß an demselben Abend eine große Theaterfunktion zum Besten des Baus der neuen Kirche stattfinden würde.

Ich will auf die Ankündigungen in den Journalen zurückkommen. In derselben Zeit, als das „el tanto por ciento" zur Aufführung kam, wurde auch ein großes Drama angekündet: „Adriana". Von der Doña Maria Toral heißt es in der Ankündigung: „In diesem Werke besitzt die Da. Maria eine der vorzüglichsten Perlen ihrer künstlerischen Krone. Sie hat darin tausend Triumphe auf allen ersten Theatern Spaniens errungen. Sie hat überhaupt eine der ersten Stellungen unter den berühmten spanischen Künstlerinnen sich erworben. Wir glauben, daß das Publikum in dieser Nacht Gelegenheit haben wird, die künstlerischen Gaben der Señora Toral zu bewundern." Wenn Jemandem ein Benefiz bewilligt ist, so hält der Benefiziant in den

Journalen eine lange Anrede an das Publikum und theilt das Programm der Vorstellung mit. Ich glaube, es wird nicht ermüdend sein, wenn ich eine solche Ankündigung hier mittheile. So spricht ein Señor Cubas: „Indem ich dem Publikum das Programm der Funktion vorlege, welche ich für diesen Tag kombinirt habe, benutze ich die Gelegenheit, um meinen Gönnern in Erinnerung zu bringen, daß ich, obgleich neu in diesem Theater, die Genugthuung habe zu wissen, wie es unter den ältern Besuchern desselben einige sehr angenehme Erinnerungen giebt, die sich an den Namen anknüpfen, den ich führe. Der Beifall und die Anerkennung, welche mein geliebter Großvater Don Pedro Cubas, der vor längerer Zeit am Theater dieser Hauptstadt beschäftigt war, als erster Komiker fand, kann von den Gönnern der dramatischen Kunst nicht vergessen sein. Und da ich die Ehre habe, meine schwachen Arbeiten einem so illustrirten Publikum zu widmen, darf ich wohl auf seine Gunst wie auf sein Wohlwollen rechnen, indem ich hoffe, daß an diesem Tage meine Wünsche in Erfüllung gehen werden, welche darin bestehen, daß ich den Beifall und die Anerkennung finde, die jenem zu Theil wurden. Außerordentliche Funktion für den 30. April 1863. Erstens: Sinfonia. Zweitens: das große tragische Original-Drama Sr. Excellenz des Herzogs von Ribas (del Exmo Sr. *Duque* de Ribas) in 5 Akten, die in 8 Bilder eingetheilt sind, welches den Titel führt: Don Alvaro o la fuerza del sino, Don Alvaro oder die Macht des Schicksals. Drittens: der komische Scherz: Parodie des berühmten Prestidijitador Mr. Hermann." Diese Vorstellung fand im Teatro de Solis statt.

Am andern Tage öffnete sich das Teatro San Felipe y Santiago für eine Abonnementsvorstellung. Weil dies der Tag der beiden Heiligen war, welche Schutzpatrone der Hauptstadt sind, so mußte man darauf bei der Ankündigung in den Journalen Rücksicht nehmen. Es war eine andere spanische dramatische Gesellschaft, welche hier spielte und welche sich so ausließ: „Die Compañia dramática, immer bereit, den Gönnern ihrer Arbeiten einen Gefallen zu thun, und mit der Absicht den grandiosen Tag der heiligen Patrone dieser Hauptstadt und dieses Coliseo festlich

zu begehen, hat eins der beſten Dramen ſeines ausgedehnten Repertoire's auf die Bühne gebracht, welches beſonders für die brillanten künſtleriſchen Talente ihres erſten Darſtellers und Direktors D. Jaime Vilardebó geeignet iſt. Das iſt die comedia in drei Akten und in Proſa, geſchrieben in franzöſiſcher Sprache von Mr. Malesville und überſetzt von D. Iſidoro Gil und D. Mariano Carzeras y Gonzalez, betitelt: Sullivan. Das Schauſpiel wird ſchließen mit der applaudirten Komödie in einem Akt „ein bengaliſcher Königstiger" (un tigre real de Bengala)."

Es giebt vornehme Leute, welche ohne italieniſche Oper nicht leben können. Auch dieſe Kunſtſinnigen brauchen die Ufer des La Plata nicht zu fliehen. Der Maeſtro Verdi gehört hier zu den bekannteſten Perſönlichkeiten. Die italieniſche Oper iſt in Montevideo ſehr beliebt. Tamberlick, die Lorini, die La Grua, die La Grange und andre der berühmteſten italieniſchen Künſtlerinnen und Künſtler haben im Teatro de Solis lange Zeit hindurch Gaſtrollen gegeben, und das Publikum ſtrömte trotz des ſehr hohen Eintrittsgeldes in Maſſen hinein. Stets giebt es gute Künſtler. Noch im Dezember 1862 ſang die Señora Giudita Altieri nebſt andern ausgezeichneten Künſtlern. Sie hatte auch die Gefälligkeit, eine in Buenos Aires geſchriebene und der Stadt Montevideo gewidmete Oper „la indijena" „Die Eingeborne" von dem Maeſtro Wenceslao Fumi nebſt Text von dem orientaliſchen Poeten D. Heraclio C. Fajardo zur Aufführung zu bringen. Dieſe Oper war in ſpaniſcher Sprache abgefaßt und wurde in ihr auch aufgeführt. Als dieſe Oper im Teatro de Solis gegeben wurde, ſpielte im Teatro San Felipe y Santiago die franzöſiſche Geſellſchaft der Bouffes Parisiens eine comédie vaudeville und gab auch eine opérette nouvelle. Im Zwiſchenakt konnte man noch eine fantasie concertante hören.

An eben dieſem Sonntag, dem 21. Dezember 1862, fand ein großes Stiergefecht (gran corrida de Toros) im Städtchen Union ſtatt. Sehr viele Zuſchauer ziehen dieſe Gefechte herbei, welche um 3 Uhr anzufangen pflegen und bis 8 Uhr ſich manchesmal ausdehnen. Es präſidirt ein Polizeibeamter, der auch das Zeichen des Anfangs giebt. Acht Ochſen waren angezäunt

aus der ganaderia (aus der Viehzucht) des Don Rudecindo Gomez. Sechs dieſer Stiere ſollten im Kampf getödtet werden und zwei blieben in Reſerve, wenn einer der übrigen etwa der Bravour ermangeln ſollte. In den Anzeigen führt man die Stierkämpfer der Reihe nach auf. So heißt es in der vom 21. Dezember: „Erſter espada (Degen) Manuel Fernandez genannt el Conejo, das Kaninchen, mit der Verpflichtung zu banderilliren (banderillar), das iſt mit Wurfpfeilen den Stier necken. Zweiter espada Lorenzo Delgado mit derſelben Verpflichtung. Dritter espada Francisco Aguilar ebenſo. Vier der beſten Mäntel, die es in der Hauptſtadt giebt, werden in Anwendung kommen. Das ſind lange rothe Gewänder, mit denen man auch die Stiere neckt. Picadores das ſind berittene Kämpfer mit Piken: Maximiliano Rodriguez Juan José, genannt el Paraguëro, Natalio Rodriguez, José Luques. Der picador Maximiliano wird vom Pferde aus mit Wurfpfeilen den Stier reizen. Die Stiere werden von den espadas in folgender Weiſe getödtet: den erſten und ſechſten Stier wird das Kaninchen aus Cádiz tödten, den zweiten und fünften der Lorenzo Delgado aus Jerez de la frontera, den dritten und vierten Francisco Aguilar aus Sevilla. Die Stiere aus der ganaderia des D. Rudecindo Gomez bedürfen keiner Empfehlung. Das Publikum kennt ſie und den guten Erfolg, den ſie hatten. Der Herr General Pinzon, Admiral des Geſchwaders Ihrer katholiſchen Majeſtät, welches hier im Hafen ankert, hat mit jenem Wohlwollen, das ihm eigen iſt, die Muſik der Fregatte „Reſolucion" dem erſten espada Manuel Fernandez, genannt das Kaninchen, angeboten, um in den Zwiſchenakten der Funktion zu ſpielen." Dieſer General und auch die Befehlshaber anderer Kriegsſchiffe ſandten häufig ihre Muſik nach der Stadt uud nach der Umgegend der Stadt, um dem Publikum Montevideo's eine Höflichkeit zu beweiſen.

Die Drama's, welche ſolche Geſellſchaften, wie die Torresſche, die des Francisco Rodriguez und andre gaben, hatten meiſtens ſchon ſehr bezeichnende Namen, wie z. B. „borrascas del corazon", Stürme des Herzens. Das führt mich noch einmal auf die gemüthliche Seite im Verhältniß der Darſteller zum

Publikum. So wurde für den 19. April ein Benefiz für eine Doña Belen Vigones angezeigt und ſie ſprach ſo zum Publikum in den Zeitungen: „Es giebt Umſtände im Leben des dramatiſchen Künſtlers, unter denen er, obgleich fremd den unter Geſellſchaften ſo häufigen Intriguen, die Konſequenzen derſelben leiden muß. Indem ich mich in dieſem Falle befinde, bewegen mich einige Freunde, welche den Zuſtand meiner Familie kennen, allein veranlaßt von philantropiſchen Beweggründen, alſo zu handeln, daß ich mich an die Bevölkerung Montevideo's wenden möge, welche ſich immer ſo nachſichtig und gütig mir gezeigt hat, indem ich ihr eine Funktion widme, bei welcher acht junge Männer aus den afficionados (Liebhabern der dramatiſchen Kunſt) dieſer Stadt auftreten werden. Dieſe jungen Leute, ſämmtlich Orientalen, welche, verſchiedenen Berufsarten zugehörig, einige dramatiſche Vorſtellungen in Familienreunionen zu geben pflegen, haben ſich gern erboten, ohne das geringſte weitere Intereſſe und allein geleitet von ihren feinen Gefühlen (finos sentimientos), an der Funktion, mir zu Gefallen, theilzunehmen und ſich vor dem Publikum ohne irgend welche Anſprüche zu zeigen, indem ſie darauf vertrauen, daß ihre Landsleute nur den geheiligten Beweggrund (sagrado movil) in Betracht nehmen werden, der ſie zu ſo lobenswerther Kühnheit veranlaßt. Deshalb habe ich die Reihenfolge der Vorſtellung alſo geordnet: Erſtens: Sinfonia mit vollem Orcheſter, komponirt von D. José Oguccioni und dedizirt der Da. Belen Vigones. Zweitens: das intereſſante Sittendrama (drama de costumbre) in drei Akten und in Proſa, nach dem franzöſiſchen Theater für die ſpaniſche Scene arrangirt, von Don Manuel Garcia Fernandez, betitelt: „Diana de San Roman“. Es betheiligen ſich dabei außer der Beneſiziantin die Doña Pilar Escudero aus beſonderer Theilnahme für jene und die acht jungen Leute, deren Namen zu veröffentlichen die Beſcheidenheit derſelben nicht erlaubt. Drittens: Endigen wird die Vorſtellung mit der niedlichen peti-pieza, benannt: No hay humo sin fuego (Ohne Feuer giebt es keinen Rauch).“

Zur Kenntniß des Volks und Geſellſchaftslebens tragen auch dieſe Notizen aus der Bühnenwelt bei, und deshalb will ich

auch noch aus früheren Jahren ſolche Gefühlsergüſſe dramatiſcher Künſtlerinnen mittheilen. Am 19. Oktober 1859 gab im Teatro de San Felipe y Santiago die compañia española dramática y de zarzuela (Geſellſchaft für größeres und kleineres Drama. Eine zarzuela hat nur zwei Aufzüge) zum Benefiz für die erſte Darſtellerin von Charakterrollen (primera actriz de caracter) Doña Carmen Rodriguez eine große Funktion. Sie veröffentlichte einen Aufruf an das orientaliſche Publikum, der ſo lautete: „Die vorzüglichſten Wünſche (aspiraciones) einer dramatiſchen Künſtlerin ſind ſo beſcheiden und begrenzt, daß ſie ſich darauf beſchränken, dem Publikum zu gefallen, von welchem ſie ſich ſchonungsvoll beurtheilt ſieht. Ich trage in meiner Bruſt dieſes edle Gefühl der Dankbarkeit gegen das orientaliſche Publikum, und deshalb habe ich gewünſcht, daß ſich mir eine günſtige Gelegenheit darbieten möge, um ſolchen beſondern Gunſtbezeugungen (á tan singulares galanterias) eine Erwiederung zu geben. Nichts kann angenehmer und ſchmeichelhafter ſein, als mit meinen ſpärlichen Kräften zur Vorführung einer dramatiſchen Kompoſition beizutragen, welche auf den Theatern Europa's die Theilnahme eines jeden Publikums erweckt hat, wo man es auch in Scene geſetzt hat. Die Ordnung der Funktion iſt dieſe: Nach einer ausgewählten Symphonie wird man das grandioſe und intereſſante neue Drama, in 5 Akten und für das ſpaniſche Theater von der Señorita Doña Joaquina Vera arrangirt, aufführen: Elisa o el precipicio de Besac (Eliſe oder der Abgrund von Beſac). Auf das Drama wird folgen die erſte Vorſtellung des dramatiſchen Streichs (disparate dramatico) in einem Akt, von dem witzigen Schriftſteller Balladares y Saavedra, welcher den Titel führt: el alma en pena, die Seele in der Pein.“ Dann folgte noch ein Gedicht ans würdige orientaliſche Publikum. (Siehe das Journal la Nacion vom 19. Oktober 1859.)

Zu derſelben Zeit gab es am Donnerſtag den 20. Oktober im Teatro de Solis eine große Funcion lírica für die Señora Tereſina Bayetti, bei welcher eine grandioſe Allegorie den Anfang machte, nemlich eine Apotheoſe der orientaliſchen Unabhängigkeit, beſtehend in einer Einſegnung der orientaliſchen Fahnen,

wobei die ganze lyriſche Kompagnie mitſang, worauf die große Oper Nabuco-Donosor zur Aufführung kam, nach welcher ein italieniſcher Kriegsgeſang (Himno de guerra Italiano) nach der Kompoſition eines Sr. Cavedagni mit dem Titel all' armi die Vorſtellung beſchloß. Am darauf folgenden Sonntag war das Benefiz für die erſte Sopran-Dame (prima dama soprano) Marietta Bedei mit der koſtbaren Oper (con la preciosa ópera) Luisa Miller von dem berühmten und in Montevideo ſo ſehr beliebten Maeſtro Verdi. Sänger wie Luis Lelmi und Joſé Cima und Sängerinnen wie die Doña A. Caſaloni, die an dieſem Abend auftraten, hätten in den italieniſchen Opern der europäiſchen Hauptſtädte gewiß ſehr gefallen.

Es war dieſer Monat Oktober reich an künſtleriſchen Ereigniſſen geweſen und der November, der ihm folgte, war es nicht minder. Ich hebe mit Abſicht aus irgend einem Jahr und Monat, der ſich gerade darbietet, dieſe Notizen heraus, um ein Bild von dem künſtleriſchen Leben der Hauptſtadt zu geben. Das Theater intereſſirt alle Klaſſen der Bevölkerung, jeder neue Künſtler iſt ein Ereigniß. So fand am 19. November das Benefiz und der Abſchied des Herrn Martin Simonſen, Violiniſt der königlich däniſchen Majeſtät ſtatt, wobei ſeine Gemahlin Fanny und die anweſende dramatiſche Kompagnie des Rafael Jover ſich betheiligte. Auch dieſesmal kam die einaktige Komödie „no hay humo sin fuego", ohne Feuer giebt es keinen Rauch, zur Aufführung, worauf das Konzert als zweiter Theil folgte, beſtehend aus einer Ouvertüre, einer aus dem Beliſar entnommenen Introduktion, die von Herrn Simonſen ausgeführt wurde, einem Bolero aus der franzöſiſchen Oper „la chanteuse voilée" von Macas, welchen die Frau Fanny ſang, einem komiſchen Rondó, „el pajaro en el arbol", der Vogel auf dem Baum, zuſammengeſetzt und ausgeführt von dem Violiniſten ſelbſt. Darauf folgte die Komödie in einem Akt und in Verſen von Don M. B. de los Herreros „my secretario y yo", mein Sekretär und ich, und Alles beſchloß der von Herrn Simonſen auf ſeiner Violine vorgetragene Karneval von Venedig.

Am Tage darauf empfahl ſich auch die italieniſche Opern-

geſellſchaft mit der grandioſen Oper in 3 Akten und 7 Bildern des Maeſtro Petrella Marco Visconti. Dieſe Vorſtellung iſt mir deshalb ſehr in Erinnerung geblieben, weil viele Knaben mit großer Erwartung und dann mit gewaltiger Theilnahme genannte Oper verfolgten. Es kamen nemlich 14 Pferde mit ihren Reitern auf die Bühne, es gab ein großes Ballfeſt mitten in der Oper, Ritter, Damen, Krieger, Volk, Verkäufer, Zigeuner, Herolde, Richter, Magiſtrate, Masken, Sbirren, Alles lief über die Bühne, wie bei der Aufführung in Mailand. Auch die Dekorationen machten Eindruck, beſonders ein Sturm auf dem Komerſee, wobei die Wellen durch Maſchinen ſich bewegten. Auch ſelbſt die Koſtüme intereſſirten, da die Handlung im Jahre 1329 vor ſich geht.

Sofort nach dem Abgang dieſer Operngeſellſchaft begann eine andre, natürlich auch italieniſche, mit der Doña Medori als erſter Sopranſame und der Caſaloni für die Altſtimme und gab den Trovador, Hernani, die Lucia de Lamermoor, die Oper los Lombardos, dann Nabuco-Donosar, Luisa Miller, el Belisario, Macbeth, Rigoleto, Lucrecia Borgia, Norma, Gemma di Vergy, Linda de Chamounix, Maria de Rohan und Los Martires. Faſt alle Operngeſellſchaften gaben mit Vorliebe Norma, Lucrecia, den Trovador, Hernani, und die Traviata. Sowohl in Montevideo wie in Buenos Aires entzücken ſtets dieſe genannten Opern das Publikum, mag ſingen wer da will. Bei langen Arien und furchtbaren Finalen empfindet das kunſtſinnige Publikum eine große Genugthuung.

Wenn irgendwo italieniſche Sängerinnen gefeiert werden, ſo iſt es in Südamerika. Die berühmte La Grange belegte im Hotel de Comerce, woſelbſt ſie in Montevideo zu wohnen pflegte, mit den koſtbarſten Blumenbouquets die ganze Etage. Man hatte ſie zu ihren Füßen auf die Bühne geworfen. Da Montevideo köſtliche Gärten und einen Blumenſchmuck der edelſten Kunſtblüthen beſitzt, ſo kann alles in Eleganz der Bouquets wetteifern. Man fertigt ſie in ungewöhnlicher Größe an und garnirt ſie mit den koſtbarſten ſeidenen Bändern, die in breiten Längen herabwallen. Aus den herrlichſten Kamelias zuſammen-

geſetzt koſtet ſolch ein Blumenſtrauß oft eine Unze, alſo nach preußiſchem Gelde mehr als zwanzig Thaler. Da man die Bouquets ſo anfertigt, daß Blume an Blume gebunden und ein künſtlicher Stengel gefertigt wird, ſo verwelken die köſtlichen Blüthen ſehr ſchnell. Einen großen Luxus, ſehr viel Geſchmack und äſthetiſches Verſtändniß bemerkt man mitunter an den zur Sitte gewordenen Bouquets, die man ſich vielfach gegenſeitig bei Geburtstagen und Heiligentagen zuſchickt.

Nach dieſem Blick auf die Blumenbouquets, deren Anmuth jede deutſche Dame erfreuen würde, bemerke ich noch, daß ſpaniſche Tragödien ſelten gegeben werden. Meiſtens ſind es nur Charakterſtücke oder Intriguenſtücke, welche man dem Publikum vorführen darf. Die eigentlich ſpaniſchen ſind gewöhnlich beſſer als die aus dem franzöſiſchen Theater ins ſpaniſche verarbeiteten, denn, um mit Schelling zu reden, die letzteren, die der Franzoſen, gründen ſich auf das gemein-ſoziale Leben, wie ſie denn auch die Erfinder der weinerlichen Komödie ſind, die der Spanier gründen ſich auf ein romantiſches Leben (Schelling's Werke I. Abth. 5 S. 735). Die Ueberſetzungen der franzöſiſchen Komödien und Vaudevilles ins Spaniſche für den Gebrauch des ſpaniſchen Theaters verderben den Geſchmack und laſſen die echt komiſchen Momente in Vergeſſenheit kommen, die in der alten ſpaniſchen Komödie liegen, z. B. das unbeholfene Weſen der Bewohner einzelner Provinzen, wie das der Gallegos, die ſtets den allgemeinen Jubel erregen, wenn ſie in ihrer eigenthümlichen Volkstracht auf der Bühne erſcheinen. Wie laſſen ſich überhaupt die Sitten und Trachten der ſpaniſchen Provinzen ſo gut fürs Luſtſpiel verarbeiten! Dagegen giebt, wie eine feine Beobachterin der Sitten bemerkt, das Theater Frankreichs einen eigenthümlichen Begriff von den Sitten Frankreichs und namentlich derjenigen, welche in der Hauptſtadt der Civiliſation geduldet ſind. Abgeſehen von den outrirten Sittengemälden, abgeſehen von Antony, Vautrin, den Filles de marbre, den Parisiens de la décadence beweiſen die Vaudevilles von Scribe, die Komödien von Sandeau, Ponſard und Augier, welche Schriftſteller der Uebertreibung wenig verdächtig ſind, daß an den Ufern der

Seine, Loire und Gironde die Tugend nicht sehr allgemein ist. Die Heirath ist nichts als eine Finanz-Operation, man beunruhigt sich wenig über die moralischen Eigenschaften eines jungen Mädchens, ihren Geist, ihr Wissen, ihre Schönheit und selbst ihre Häßlichkeit (M^me^ la C^esse^ Dora d'Istria: les femmes en orient I. V. p. 66)

Das Städtchen San José verleitete uns eine kurze Wanderung ins Theaterleben zu wagen, und weil die Gegensätze im Leben und in der Gesellschaft sich berühren, so wollen wir zu den Jesuiten zurückkehren, deren Vertreibung nach einigen eingelegten Exkursen geschildert werden sollte.

Nachdem sie die Erlaubniß erhalten hatten, überall unabhängige Schulen anzulegen, fühlten sie sich zu sicher in der Gunst des Publikums und der Regierung und gingen deshalb in ihrem Eifer zu weit. Sie ließen es an der nöthigen Vorsicht fehlen, und die Folge davon war ihre Vertreibung aus der Republik. Den Anfang im unvorsichtigen Auftreten machte einer der Väter in der Hauptstadt. Es war nemlich ein Fest in der Kirche de la caridad, ein solches, wie es die Damen von Montevideo so gern sehen, an dem sich zu betheiligen Sache des guten Tones ist. Es ist eine angenehme Morgenunterhaltung. Einige Novizen sollten in die Gemeinschaft der barmherzigen Schwestern, der hermanas de la caridad, aufgenommen werden, und das geht niemals ohne Festpredigt vorüber. Man hat die einflußreichen Herren der Stadt bei solchen Gelegenheiten zu Zuhörern. Alle sieht man vor sich, die das Wohl und das Weh der Kirche, was äußerliche Dinge anbetrifft, in Händen haben, indeß sich selten in der Kirche sehen lassen, und deshalb wohl auch einmal allerhand lehrreiche Anspielungen und Aufforderungen anhören können. Es füllt sich die Kirche mit vielen alten gutmüthigen Damen an, die mit aufrichtiger Rührung auf die jungen Leben schauen, die sich der Welt und der Mannigfaltigkeit reizender Lebensbeziehungen entziehen wollen. Alternde Jungfrauen weinen eine stille Thräne ihrer verlorenen Jugend nach, die jüngern und lebensfrohen dagegen blicken halb mit Mitleid, halb mit Bewunderung auf die Opfer einer ein-

seitigen Herzensstimmung. Für das Volk sind Musikchöre außerhalb der Kirche aufgestellt, und weiß-blaue Nationalfahnen wehen von Kirche und Hospital herab. Auch Raketen und Schwärmer werden da angezündet, um das Fest zu ehren. Ohne solche Dinge kann sich das Volk eine Kirchenfeier nicht recht denken. Desgleichen erscheint der Präsident der Republik nebst Ministern und Adjutanten und nimmt auf Sesseln Platz, welche in der Mitte der Kirche zum Empfang der Regierung aufgestellt werden. Später lassen sich auch die Konsuln in ihrer Uniform sehen, namentlich der von Frankreich, der gewöhnlich katholische Lebensäußerungen protegirt. Frankreich will die Schutzmacht des Katholicismus überall sein. Es war ein französischer Admiral, welcher die so einflußreiche Gesellschaft San Vicente de Paul auch in Montevideo mit einer Konferenz bereicherte. Sie sollte den Armen viel Gutes thun, zugleich aber auch der Mittelpunkt aller bigotter Bestrebungen sein.

So war der Präsident also Anfangs Januar 1859 in der Caridad-Kirche erschienen, um auf das Wort des Jesuitenpaters zu achten und die Einkleidungsfeier der frommen Jungfrauen durch den Glanz der Regierung zu verherrlichen. Der Jesuit gestattete es sich, sehr anzügliche Bemerkungen auf der Kanzel zu machen. Er beklagte den geringen Eifer, welchen die Regierung der Kirche bezeuge, er tadelte überhaupt die einflußreichen Männer des Landes, welche so wenig den heiligen Interessen dienen wollten. Nur ein Mann sei im Lande da, der allen seinen Eifer für die Kirche thätig sein lasse, das sei Don Ramon Gomez. Dieser Mann, der sich für die Kirche also unermüdlich interessiren sollte und die Ehre hatte, auf der Kanzel des heiligen Geistes lobend mit Namen genannt zu werden, wurde von den Bigotten als ihr Haupt angesehen und war besonders im Verwaltungsausschuß des Hospitals, dem er präsidirte, vielseitig einflußreich und thätig. Die Väter wie die frommen Schwestern, die Töchter Mariens, lobten ihn bei jeder Gelegenheit. Es soll diese Predigt so eingerichtet gewesen sein, daß eine große Beleidigung des anwesenden Präsidenten der Republik in ihr gelegen habe. Schon das war nicht in der Ordnung, daß seiner mit

keiner Silbe Erwähnung geſchah, denn nach der Konſtitution iſt der Präſident der natürliche Protektor der römiſch-katholiſchen Kirche in der Republik, welche die Staatsreligion iſt (la religion apostolica catolica romana es la religion del Estado, die apoſtoliſche katholiſche römiſche Religion iſt die Staatsreligion, heißt es in der Konſtitution des orientaliſchen Freiſtaates). Es muß ein jeder Präſident, wenn er die Sorgen der Staatsregierung auf vier Jahre übernimmt, einen feierlichen Eid leiſten, der ihn mit zum Schutz der Staatsreligion verpflichtet.

Die Gemüther der Präſidenten ſind natürlich etwas verwöhnt, deshalb verließ der von Uruguay in großer Aufregung die Kirche und eröffnete dem Vorſtand der Caridad, man möge ihn mit weitern Einladungen zu den Feſtlichkeiten, die daſelbſt gegeben würden, verſchonen. Er war daran gewöhnt mit aller Dankbarkeit verehrt zu werden, zumal als er nach Niederwerfung des Aufſtandes von 1858, geſtützt auf ſeinen Reichthum und eine ſtarke Parthei, den Oelzweig des Friedens führte und das bewegliche Volk an Ruhe und Ordnungsſinn gewöhnte.

Eine Taktloſigkeit, wie die geſchilderte, die bei der guten Organiſation der Geſellſchaft Jeſu jedenfalls auf einer beſtimmten Abſicht und einem klaren Befehl der Obern ſich gründete, konnte von der Regierung nicht geduldig hingenommen werden. Man ſah Aufregung der Gemüther aufdämmern und Spaltungen im Volksleben aufbrechen, man erinnerte ſich an die goldene Regel, daß man den Anfängen widerſtehen müſſe, und man hatte auch das Bedürfniß, eine ſtarke Regierung zu repräſentiren, da man den ausländiſchen diplomatiſchen Agenten gegenüber gewöhnlich das Gegentheil darſtellen mußte. Daß Stoff für eine Note da ſei und Gelegenheit ſie unter Beifall aller liberalen Seelen ſchwunghaft aufzuſetzen und abzuſenden, begriff der damalige Miniſter des Kriegs, der Marine und der Regierung. Der gute alte Mann hieß Don Antonio Diaz und war General. Es giebt jetzt allerdings vier Miniſterien im orientaliſchen Freiſtaat, nachdem der Präſident Berro im Jahre 1862 die Kammern aufforderte, die Dotation eines vierten Miniſters zu genehmigen. Das iſt das Miniſterium der Regierung (el

ministerio de Gobierno), welches früher mit dem der auswärtigen Angelegenheiten vereinigt war, das nun selbstständig ist, das Ministerium der Finanzen und das des Kriegs und der Marine. Es heißt der Minister Staatssekretair (Ministro Secretario del Estado), doch muß man daraus nicht schließen, daß er den Kammern, dem Senat und den Deputirten, für seine Politik verantwortlich sei. Er ist das nur dem Präsidenten gegenüber, muß aber nach Niederlegung seines Ministerpostens eine Zeit lang im Lande bleiben, damit die Kammern ihn zur Rechenschaft ziehen können, für den Fall, daß es in den Rechnungen und Einnahmen und Ausgaben seines Ressorts nicht ganz übersichtlich aussehen sollte.

Der alte General Diaz hatte nun nicht allein die Lasten seines Kriegsministeriums zu tragen, sondern mußte auch wegen eingetretener Vakanz das Ministerium der Regierung unter seine erleuchtete Obhut nehmen, und so sah er sich genöthigt, wegen der bewußten Predigt unter dem 10. Januar 1859 an den Priester Don José Sato zu schreiben, welcher damals der Superior der frommen Väter der Gesellschaft Jesu war, ein auch im Umgang mit Protestanten liebenswürdiger und feiner Mann. Die Note lautete: „Auf verschiedenem Wege und besonders durch die Tagespresse ist es zur Kenntnißnahme der Regierung gekommen, daß der Priester, welcher am 6. dieses bei den Aufnahmefeierlichkeiten neuer Schwestern der Barmherzigkeit die Kanzel des heiligen Geistes einnahm, bei solcher Gelegenheit so fremdartige Lehrmeinungen ausgesprochen und sich so unpassende Anspielungen erlaubt hat, daß sie unter einem nicht geringen Theil der Bevölkerung großen Anstoß erregt haben, da man sie als den Keim künftiger Störungen ansah, wie sie unter dem Schatten falsch ausgelegter religiöser Principien und Theorien so leicht entstehen können. Es kann der Unterzeichnete das tiefe Mißfallen nicht verbergen, welches diese Thatsache bei Sr. Excellenz dem Herrn Präsidenten der Republik wegen der Konsequenzen erregt hat, welche selbige verursachen kann, und die eine Erneuerung der Bewegung werden könnten, welche das Land schon in politischer Hinsicht reichlich erfahren hat. Ebenso ist Seine Ex-

cellenz erstaunt zu erfahren, daß der betreffende Redner der Gesellschaft Jesu angehöre, deren Superior Sie hier sind, da das gegebene Beispiel gänzlich die guten Absichten Seiner Excellenz durchkreuzen würden, welche im Dekret vom 28. Juni vorigen Jahres hervortreten, durch welches Dekret dem Talent und der Gelehrsamkeit der Glieder der genannten Gesellschaft die Erziehung der Jugend anvertraut wird, was der wesentliche Grund genannter Verfügung war. Noch mehr aber hat sich Seine Excellenz gewundert, daß jener Vorfall nicht, wie man hoffte, an der betreffenden Stelle Mißbilligung gefunden hat, weshalb der Unterzeichnete fürchten muß, daß wenn man mit der Verkündigung solcher Grundsätze, wie sie mit der Ruhe der Gemüther und dem öffentlichen wie Privat-Gewissen unvereinbar sind, fortfährt, die Regierung in die unangenehme Nothwendigkeit sich versetzt sehen würde, jeglichen Konsequenzen entgegenzutreten und diejenigen Vollmachten zurückzunehmen, mit denen die bekleidet wurden, denen man mit so großer Gefälligkeit die Thore des Landes öffnete, für die etwaigen Dienste, die sie zur Aufklärung des Landes leisten könnten." Die Note endigte mit der Bitte, einer Wiederholung derartiger Vorfälle vorzubeugen, den Priester, welcher sein Amt gemißbraucht, zu tadeln, und der Staatsregierung weitere Mittheilung zu machen.

Darauf antwortete der Superior nach den allgemeinen Höflichkeitsformeln folgendes: „Die in 18 Jahren stets sich gleich bleibende Haltung der Mitglieder der Gesellschaft Jesu in den verschiedensten Arten von Thätigkeiten und Aemtern, die wir angesichts des Publikums in dieser Republik ausgeübt haben, kann der Regierung eine hinreichende Garantie für die Grundsätze der Ordnung sein, welche uns bei unserm Vorgehen leiten und die wir den Völkern einflößen, denen wir unsere Dienste widmen. In den verschiedenen kritischen Situationen dieser Jahre, welche das Staatsleben erfahren hat, hat man bei den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu nichts anders gesehen als dies, daß wir unsere Bequemlichkeiten opfern und alle unsere Stunden zum Trost der Bekümmerten, zur Pflege der Kranken, zur Erziehung des Volks, zur sittlichen Besserung des Militärs und aller Klassen der Ge-

ſellſchaft anwenden. Unſere Miſſion iſt nur dieſe, durch Auseinanderſetzung der religiöſen Wahrheiten in einfachſter Weiſe die Völker ſittlich zu belehren, und wir ſind der Ueberzeugung, daß die Wahrheiten, welche die katholiſche Kirche lehrt, wenn ſie im Sinne der heiligen Kirche und ohne Uebertreibung und Fanatismus auseinandergeſetzt werden, alſo im Sinne derjenigen, welche die untrügliche Lehrerin iſt, unmöglich irgend eine Verwirrung anrichten können. Keine andere Abſicht hatte oder konnte jener Prieſter bei ſeiner Auseinanderſetzung am 6. haben." Die Note ſchloß mit der Verſicherung, daß die Regierung überzeugt ſein könne, wie die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu den Frieden, die Wahrheit, die Unterordnung pflegen, weil ohne ſie weder die Nationen noch die Einzelnen glücklich ſein und vorwärts kommen könnten. Man ſieht, es wurde die eigentliche Angelegenheit durch Ausſprache recht edler Grundſätze umgangen. Aus dem Ton der Note geht hervor, wie ſicher die Geſellſchaft ſich fühlte, weil ſie ſehr große Dienſte dem Publikum geleiſtet hatte, namentlich während der neunjährigen Belagerung der Stadt und während des gelben Fiebers. Auch waren viele junge Leute von ihnen erzogen worden.

Jetzt ereignete ſich noch ein unangenehmer Vorfall in Santa Lucia. Was man früher nicht beachtet hätte, wurde jetzt Veranlaſſung zur Vertreibung der umſichtigen und eifrigen Väter. In Santa Lucia war es alſo endlich, wie wie wir bereits mittheilten, zum Bau eines geräumigen und zweckmäßig angelegten Jeſuitenkollegiums gekommen. Auf einem freien weiten Platz gelegen, dem Anhaltepunkte der Diligencias und der Poſt gegenüber, ſchaute es freundlich herab auf das von hohen Bäumen umgebene Flußthal. Schon hatten ſich einige Knaben um die eifrigen Väter geſchaart. Selbſt an das Latein hatte man ſich außer dem gewöhnlichen Unterricht herangewagt. Zwei unter den hauptſächlichſten dieſer Schüler haben mich ſpäter häufig bei meinen Wanderungen um Santa Lucia begleitet und ſie wußten noch einige lateiniſche Deklinationen, als ſie ſchon lieber tanzten. Die Einwohner des Städtchens waren ſehr zufrieden, daß ſie, wie geſagt, nicht allein in ihrer Kirche, ſondern auch in der

Kapelle des Kollegiums die heilige Meſſe hören konnten. Die zahlreichen Leute, die in Santa Lucia rein nichts zu thun haben, ſind glücklich darüber, daß ſie Meſſen hören können. Es waren die Väter ſehr gern geſehen in der ganzen Umgegend, und man hoffte von ihnen recht viel. Unter ihnen zeichnete ſich aus der Jeſuit Felix Maria del Val, der mit Erfolg in Europa die Dogmatik vorgetragen hatte und auch ſeine geiſtliche Bedeutſamkeit auf dem engen Umkreis der ihm zugetheilten Miſſion bewährte. Er ſollte die Veranlaſſung werden, daß ſein Orden das Gebiet der Republik verlaſſen mußte.

In jener Gegend gab es ein junges Mädchen mit Namen Anita, welches den innigen Wunſch hatte, den Schleier zu nehmen. Sie iſt auch ſpäter geworden, was ſie zu werden ſich berufen fühlte und hat ihr junges Leben in der Pflege der Kranken zu Buenos Aires willig in einen frühen Tod dahingegeben. Zum Unglück war dieſes junge Mädchen reich und zu noch größerem Unglück hatte ſie auch Verwandte, welche die Bedeutſamkeit des Geldes nicht unterſchätzten. Einige ihrer Verwandten nahmen ſogar in der Staatsverwaltung einen hohen Rang ein. Sie alle wünſchten natürlich nicht den Eintritt dieſer jungen Erbin in ein Haus der Kirche. So gab es innere Streitigkeiten in der Familie. Sie ſelbſt ließ ſich in einen Briefwechſel über den Gegenſtand ihrer Wünſche mit ihrem Beichtvater (director espiritual) ein, und das war eben jener genannte Padre del Val. In einem längeren und ſehr gewandten Briefe bekräftigte er ihr das Gerechte ihres Vorhabens, beſtärkte ſie in ihrem Entſchluß und ermahnte ſie, ſelbſt gegen den Willen ihrer Eltern und Verwandte der Stimme Gottes zu folgen und den Schleier zu nehmen, indem er ſie vielfach tröſtete und ſie des Beiſtandes der Gnadenmutter bei ihren weitern Kämpfen verſicherte. Der Brief ſchloß mit den Worten: „adios, mi cara Anita, unimo, constancia, perseverancia“ (lebe wohl, meine theure Anita, Muth, Standhaftigkeit, Ausdauer)!

Dieſer Brief kam in einer Abſchrift nach Montevideo und durch den Miniſter der Finanzen Nin Reyes in die Hände und zur Kenntnißnahme des Herrn Präſidenten Pereira. Im Allge-

meinen ſah man ihn als einen Verſuch an, ſich in das innere Leben der Familien einzumiſchen. Man weiß wie ſehr derartiges erbittert und wie leicht dann die Uebertreibungen im Publikum zu kurſiren beginnen. Alle Mütter, welche heirathsfähige und liebenswürdige Töchter haben, fühlen ſich bei einem ſolchen Vorgang mit empört, alle Verwandte, welche erben wollen, ſind über einen derartigen Präcedenzfall entſetzt. Aus guten Motiven ſchütteln etliche den Kopf. Die Flamme dagegen der Leidenſchaft und des Haſſes gegen alles Kirchliche und Religiöſe, ſei es von welcher Art es wolle, bricht ſofort bei vielen aus. Wenn ſolch' ein Funke hineinfällt in unſer aufgeklärtes Publikum, lodert in Amerika wie in Europa eine große Flamme auf. Nun war noch zum Ueberfluß der Präſident verſtimmt, alſo! war eine Menge Volkes aus Reſpekt mit verſtimmt.

Die Regierung, ſchon gereizt durch den Vorfall in der Caridad, mußte von dem Verſuche Akt nehmen, ein junges Mädchen dem Kreiſe und der Autorität ihrer Familie untreu zu machen. Etwas fanatiſch-ſchwärmeriſches lag allerdings in dem Brief des Jeſuiten, doch alſo hatte er ſeinen prieſterlichen Beruf aufgefaßt. Auf der andern Seite fürchtete man, eine große Anzahl von Töchtern könnte aus Gewiſſensrückſichten ihren Verwandten entfliehen und die väterliche Autorität aufs Aeußerſte in der Republik geſchwächt werden. Bei jedem Kampf ſpielt die Phantaſie eine große Rolle. Deshalb erließ das Staatsminiſterium aufs Neue eine Note an den Superior der Jeſuiten-Miſſion unter dem 18. Januar deſſelben Jahres. Zunächſt rügte man das Ungenügende jener Erklärungen, welche in Bezug auf das fremdartige und tadelnswerthe Benehmen jenes Prieſters in der Caridad abgegeben ſeien. Man erklärte, daß den Bedürfniſſen der Moral und der öffentlichen Ordnung mit ſolchen Erklärungen durchaus nicht genügt worden ſei. „Und das iſt zum Unglück nicht das einzige Faktum", fuhr die Note fort, „welches die gerechtfertigte Unruhe Seiner Excellenz des Herrn Präſidenten der Republik verurſacht hat. Er hatte ſich der Meinung hingegeben, daß die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu ausſchließlich mit den Gegenſtänden ihrer Thätigkeit beſchäftigt ſeien, durch welche das

Dekret vom 28. Juni vorigen Jahres veranlaßt worden ist. Selbiges Dekret hatte zur Grundlage ein großes Prärogativ, das der Unterrichtsfreiheit und der freien Ausübung der öffentlichen Erziehung. Nun lenken sie aber ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände hin, welche jenen angedeuteten fremd sind, und was noch mehr Grund zur Unruhe giebt, auf Gegenstände, bei deren Ausführung von Theorien Gebrauch gemacht wird, welche alles auflösen und zersetzen, ja so weit gehen, selbst die Familienbande zu zerreißen." Und nun belehrt der alte General Diaz den Superior über die Tragweite der Vokationen, führt aus, daß wenn jemand einen Beruf zum Klosterleben habe, so müsse das aus innerster individueller Ueberzeugung heraus entstanden sein, nicht aber einer anlockenden Propaganda seine Entstehung verdanken, welche eigentlich im Grunde Verführung sei und so weit gehe, zum Ungehorsam gegen die väterliche Autorität aufzureizen. Der Superior würde die dringende Nothwendigkeit erkennen, voreilige Schritte zu unterdrücken und zu bestrafen, welche bei Duldung von Seiten der Staatsregierung nur zu leicht auf den Weg der Anarchie und der socialen Verwirrung führen würden. Es wurde vorausgesetzt, daß nunmehr der Superior für seinen Theil die Regierung nicht in die unangenehme Nothwendigkeit kommen lassen würde, selbst Schritte zu unternehmen, durch welche die Gemüther des Volks in Unruhe versetzt und alle diejenigen abgeschreckt werden müßten, welche der Ansicht seien, daß die Väter der Gesellschaft Jesu sich fern von Allem hielten, was ihrem heiligen Beruf fremd sei, wie auch den Sorgen und der Sammlung, welche der Unterricht des Volks von ihnen in Anspruch nehme.

Auf diese Note blieb der Superior natürlich die Antwort nicht schuldig, obgleich er dem Gouvernement wohl kaum die nöthige Energie zutraute, eine durchgreifende That gegen die geachtete und beliebte Mission zu wagen. Sehr häufig wird eine derartige Angelegenheit mit Eifer öffentlich diskutirt, die Regierung läßt ihre Stimme auch laut hören, und dann wird alles wieder still gemacht. In den Journalen wird für und wider geredet, in ihnen hallt die ganze Sache auch noch eine Weile

nach, bald aber herrscht eine große Stille. Indeß damals war Don Gabriel Antonio Pereira Präsident und der ließ es an Energie nie fehlen. Solchen Ruhm hat er mit in's Grab genommen. Aus der allgemeinen Ordnungslosigkeit hat er die Verwaltung herausgerissen und nach festen Grundsätzen regiert, und deklamirte auch die ungezogene Presse oftmals gegen ihn, alle Vernünftigen gaben ihm meistens Recht, wenn auch nicht bei jeder Gelegenheit. Auch diesmal waren die Ansichten getheilt, und nicht alle billigten die Einmischung des Staates in Kirchenangelegenheiten.

Während dessen schrieb der Superior am 20. Januar in Erwiederung der Note des Ministeriums, wie er mit dem Minister in seinem dogmatischen Exkurs über die Vokationen übereinstimme und wie er gern mit dem Herrn Präsidenten der Republik zusammenwirken wolle, damit alles entfernt werde, was auch nur die geringste Tendenz habe, eine soziale Spaltung zu verursachen. Er habe nach Santa Lucia geschrieben und sich von dem betreffenden Padre de Val nähere Aufklärungen erbeten. Die Worte, auf welche die Note des Ministers anspiele, seien unstreitig die, in welchen der bezüglichen Person gesagt würde, sie möge sich die Erlaubniß ihrer Mutter und dasjenige verschaffen, was zu ihrer Ausstattung nothwendig sei, und daß ihre Mutter weder nach ihrem Gewissen noch nach den Gesetzen sie verhindern könne, den Stand zu erwählen, welcher ihr nach dem Willen Gottes am angemessensten für sie erscheine, noch ihr das verweigern, was ihr von ihrem verstorbenen rechten Vater her zugehöre, und daß sie auch gegen den Willen ihrer Mutter der Vokation Folge leisten und mehr Gott als den Menschen gehorchen müsse. Der Superior meinte weiter, daß diese Worte keine Schwierigkeiten darbieten, wenn man sie von der Zeit gesagt versteht, welche die Gesetze für die Majorität einer Person bestimmen, indem ja jeder die Freiheit benutzen kann, die das Gesetz ihm dann zugesteht. Wollte man sie aber von der Zeit verstehen, in welcher keine Person sich bereits für majorenn nach dem Gesetz halten kann, so habe der betreffende Priester ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß sein Brief die Zustimmung der

Eltern verlange, in welchem Sinne er ſich am Anfange und am Ende deſſelben ausſpreche, daß er darauf beſtehe, das junge Mädchen ſelbſt oder andre Perſonen möchten in die Mutter dringen, damit ſie die gewünſchte Zuſtimmung und was zur Ausſteuer nöthig ſei, abgeben möge. Wenn es im Briefe heiße, daß ſelbſt gegen den mütterlichen Willen dem Rufe Folge geleiſtet und Gott mehr als der Mutter gehorcht werden müſſe, ſo ſei das einzig und allein für den Fall zu verſtehen, daß der Wille Gottes in Bezug auf die betreffende Perſon in unzweifelhafter Weiſe bekannt ſei. Das fände man auch im heiligen Evangelium ausgeſprochen, woſelbſt unſer Erlöſer lehrt: wer ſeinen Vater oder ſeine Mutter mehr liebt als mich, der iſt mein nicht werth. Und indem er Alle zur Vollkommenheit ermahnt, ſagt er zu Allen: wer da Haus, Bruder, Vater, Mutter meinetwegen verläßt, der wird es hundertfältig empfangen noch in dieſem Leben und nachher das ewige Leben. Auch jenem Jüngling, welchen er zur Vollkommenheit berufen hatte, und welcher wünſchte erſt ſeinen Vater zu begraben und dann ihm zu folgen, habe er geſagt, er möge die Todten ihre Todten begraben laſſen. Solches habe der Erlöſer durch ſeine Thaten und durch ſeine Worte bekräftigt, denn als ihm jemand ankündigte, daß ſeine allerheiligſte Mutter draußen ſei und ihn ſprechen wolle, habe er geſagt, wer iſt meine Mutter und wer ſind meine Brüder, wer den Willen meines Vaters in dem Himmel thut, der iſt meine Mutter, Bruder und Schweſter. Dieſe und viele andre Stellen aus den heiligen Evangelien zeigen bis zur Evidenz, daß unſer Herr die Verpflichtung uns lehre, den göttlichen Willen, den wir erkannt haben, wenn er uns zur Vollkommenheit ruft, auszuführen (ejecutar la divina voluntad ya conocida, cuando nos llamase a la perfeccion). Wenn im citirten Brief die Perſon ermahnt werde feſt zu bleiben und in ihrem Entſchluß zu verharren, das weltliche Weſen zu verlaſſen, ſo geſchehe ſolches immer unter der Bedingung, daß dieſer Entſchluß der wohlerkannte Wille Gottes ſei. Darauf erklärte ſchließlich der Superior, daß ihn die Auseinanderſetzungen des Padre Felix Maria del Val vollſtändig befriedigt hätten, indem ſie der reinſten Moral des katholiſchen Glaubens

entſprungen ſeien, und daß auch andre Perſonen, welche in ſolchen Materien ſehr bewandert ſeien, ſeine Anſicht theilten. Dazu ſprächen alle Antecedentien des Padre de Val für dieſen. Er ſei ein Mann von tadelloſen Sitten, der vollſtändigſten Selbſtverleugnung, mit großen Talenten und großer Bildung begabt, auch ſehr orientirt in allen Fragen religiöſer und ethiſcher Natur, über welche er viele Jahre mit allgemeiner Zuſtimmung und Erfolg Vorträge gehalten habe. Er gebe ſich nun der angenehmen Ueberzeugung hin, daß auch die Staatsregierung ſich jetzt beruhigt fühlen und nicht weiter daran zweifeln würde, daß die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu weit davon entfernt ſeien, desorganiſirende Lehren anzuwenden oder gar zu verbreiten, da ſie keine andere Lehre hätten als die der katholiſchen Kirche. „Alle unſere Beſtrebungen, heißt es weiter, gehen dahin, die Bande des ſozialen Lebens enger zu vereinen durch eine erleuchtete Praktik der Religion und Lebensbeziehung zu Gott dem Urheber der menſchlichen Geſellſchaft. Zeuge dafür iſt ganz Montevideo, zu deſſen Wohlergehen wir unermüdlich mitgearbeitet haben, indem wir unſer Leben zu niemals unterbrochenen Werken chriſtlicher Liebe verwandt haben. Nur die Ausübung ſolcher Werke der Barmherzigkeit bildete unſre ganze Beſchäftigung, und ſo wird es ferner ſein, da wir feſt entſchloſſen ſind, ſtets allem fern zu bleiben, was nicht zum heiligen Prieſterberuf und zur öffentlichen Erziehung gehört, der wir uns gewidmet haben."

Auch manche Proteſtanten gaben die Wahrheit dieſer Erklärung zu. Montevideo beſaß früher ſehr viele ſchlechte Elemente, große Generäle und feine Miniſter ſtahlen ſchamlos. Einer zum Beiſpiel ließ während der Belagerung die ganze Kriegskaſſe auf ein Schiff bringen und ſegelte gemüthlich damit nach Europa ab, wo er in Paris von den Erfolgen ſeines ſehr lebendigen Umſichgreifens lebte, nach dem Grundſatz noblesse oblige. Auch haben wir ja ſchon früher geſehen, wie man die mui vivos von den pobres inocentes unterſchied. Daß die Moral ſelbſt unter der höhern Damenwelt zeitweiſe ſehr locker war, iſt unter den ältern Einwohnern der Stadt eine bekannte Thatſache. In allen Zeiten des Friedens wie des Krieges hatten die Väter der Geſellſchaft

Jesu das Verdienst gehabt, durch predigen, lehren und Pflege der Kranken die Grundsätze ihrer Kirche, so weit die Umstände es gestatteten, auf das Volksleben in Anwendung zu bringen. Deshalb gab es eine große Aufregung namentlich unter der Damenwelt der Stadt, als der 26. Januar das Dekret brachte, durch welches das vom 28. Juni 1858 aufgehoben und die Mission der Jesuiten aus dem Gebiet der Republik vertrieben wurde, indem man dem Papst davon Mittheilung zu machen versprach.

Es ging dabei etwas sanfter her als fast hundert Jahre früher in Buenos Aires, als im Jahre 1767 in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli die Jesuiten durch Gewalt aus dem Besitz ihrer Häuser vertrieben wurden. Sie wohnten in den Kollegien des heiligen Ignatius und in dem von Belen, 44 an der Zahl, und sie wurden in der genannten Nacht ergriffen und im Hause der geistlichen Uebungen (casa de ejercicios) so lange festgehalten, bis 271 Jesuiten aus den Provinzen festgenommen, die dann mit ihnen zusammen nach Cadiz geschickt wurden. Allein aus dem Verkauf ihrer Güter in Buenos Aires selbst löste man so viel Geld, daß daraus die Häuser gebaut werden konnten, in denen heute Universität, Kammern und Bibliothek sich befinden. Allerdings fühlte man die Vertreibung der Väter wenig in Buenos Aires, da damals, nach dem Census von 1770, auf 22,007 Einwohner 674 zum Klerus gehörige Personen kamen.

In Montevideo giebt es eine Hauptstraße Calle Porton oder Calle de 25 de Mayo genannt, in ihr befinden sich die meisten Kaufläden, Buchhandlungen, Konditoreien, Möbelhandlungen, Kleidermagazine und dergleichen. Stets wogt in den spätern Abendstunden von 7 bis 10 Uhr ein zahlreiches Publikum kaufender Herren und Damen in dieser Straße auf und ab. Die Damen haben die Sitte, sich alles neue zeigen zu lassen, was die Modeläden gerade aufweisen. Einkäufe macht man mehr am Tage, namentlich wenn man am Abend recht schöne Sachen gesehen hat. Selbst die Damenwelt in Paris und Bordeaux sah ich nicht mit solcher Vorliebe die späten Abendstunden zu ihren Visiten in den Modemagazinen wählen. Nun ziehen die Damen

die Herren nach ſich, ſo daß es Sitte iſt, auf den Trottoirs dieſer Straße auf und ab zu wandeln. In manchen Läden finden ſich alle Abende Herren zuſammen, welche die Tagesereigniſſe beſprechen. So fanden ſich viele Engländer in einer Medizin-Apotheke zuſammen, die im Mittelpunkt dieſer Straße lag, und viele Deutſche in einem Laden von Goldſachen, den man deshalb die goldene Ecke nannte. Auch ſonſt pflegten ſich Nachbarn und Freunde in dieſer Straße ein Rendezvous zu geben. Von manchen Herren wußte man, wo ſie an jedem Abend in dieſer Straße ſtanden. Im Fremdenklubb ſah man vorzüglich im Sommer des Abends wenig Beſucher, alles genoß die ſchöne Luft und den Anblick des luſtwandelnden Publikums in der Calle Porton und auf dem Plaza de la Matriz. Muſikchöre der Truppen ſpielten in dieſen ſpäten Stunden zur Unterhaltung der Bevölkerung und ihre Leiſtungen gewährten häufig reichliche Kunſtgenüſſe. Die meiſten der Muſiker ſpielten auch in der Oper mit, und ihr militäriſches Verhältniß war ein ziemlich freies. Traten die Damen Abends 8 Uhr aus der Matriz-Kirche, nachdem die Novena oder die Vispera oder die Oracion zu Ende war, ſo rauſchten ihnen aus den lauen Nachtlüften die ſchmetternden Töne des Muſikchors entgegen, das bereits auf dem Kirchenplatz aufgeſtellt war, und die beliebten Melodien aus Hernani, Traviata, Norma und was ſonſt das Herz entzückte zum Beſten gab. Unter dem Schatten der Paraiſosbäume wandelte dann Alles über die Plaza hin und nach der Calle Porton zu. Wenn man noch Platz fand, ließ man ſich auf den zahlreichen Marmorbänken nieder, die auf der Plaza aufgeſtellt ſind, und Gruppen von Herrn und Damen und Kindern ſammelten ſich überall. Auch die ſchwarze Bevölkerung der Stadt ſammelte ſich in beſcheidener Entfernung und lauſchte auf die Muſik, bei welcher ſo viele Neger trefflich mitwirkten. Unter den Flammen des Gaſes ſchaute man ſich gegenſeitig an, grüßte Bekannte und vergaß die Sorgen des Tages. Es war ſtets ein buntes und fröhliches Volksleben, das hier ohne laute Freude in der dem ſpaniſchen Charakter ſo zuſagenden gemeſſenen und noblen Haltung ſich entfaltete. Köſtliche Nachtſtunden waren es, beim Vollmondſchein zumal, und wenn

die Paraisosbäume in ihrer feinen Weise dufteten. Wie manches fröhliche Wort wird dort gesprochen, wie manche unvergeßliche Erinnerung knüpft sich da an's Wandeln unter den Paraisosbäumen an. Der Fremde, welcher vom Balkon seines Hotels herabschaut auf den herrlichen Platz und auf die breiten Fahrstraßen um ihn herum und auf die schattigen Gänge und auf das dicht gedrängte Volk, das in Gracie und Schönheit langsam wandelt, und auf die zahlreichen Gesellschaften, die auf sämmtlichen Balkons rund um die Plaza herum sich bilden, und auf die Kuppel und die beiden Thürme der Matriz-Kirche, die feierlich und majestätisch das verschwindende Menschenleben überragen, und auf das Regierungshaus mit seinen schwarzen Soldaten und Schildwachen, die auf und ab wandeln, und auf die flachen Dächer der weißen und zierlichen Häuser, und hört die Töne der Musik, die so süße weiche italienische Weisen dem glücklichen lachenden und sich freuenden Volke bringen, dem die Natur das reizende Geschenk der Schönheit nicht versagt hat, der muß ausrufen: das ist eine hoch begünstigte Stadt und ein gar glückliches Volk. So manchen Durchreisenden entzückte dies anmuthige Bild einer Nacht auf der Plaza de la Matriz und jeder Einwohner ist stolz darauf, daß modernes Kulturleben und Volksleben südlicher Länder eine so harmonische Einigung gefunden haben.

Viele Sprachen der Völker werden hier geredet, der Italiener, der Baske, der Franzose, der Deutsche, der Engländer hört sein Idiom. Brasilianische Offizier von den Kriegsschiffen zeichnen sich durch ihre überladenen Uniformen aus und wandern oftmals neben russischen Seeoffizieren oder dänischen oder schwedischen oder holländischen, sehr gern lassen sie sich den eingebornen Damen vorstellen, und wenn sie auch nicht der Landessprache mächtig sind, so reden sie doch mit den Blicken. An Ermuthigungen, die ersten Phrasen einer gewöhnlichen Conversation sich anzueignen, fehlt es nicht. Unvergleichlich geduldig, höflich und dankbar begnügen sich die Töchter des Landes mit schüchternen Versuchen der Fremden, ein wenig über ja und nein hinauszugehen. Alles Neue spricht sie an und an ein mangelhaftes

Sprechen im ſpaniſchen Idiom ſind ſie durch die vielen Fremden gewöhnt, die zum Theil ihre Väter, ihre Gatten und ihre Verehrer ſind. Das fällt gar nicht auf, wenn Fremde wenig ſprechen, man erwartet nichts mehr, man iſt daran gewöhnt. Mit großer Liebenswürdigkeit und Zartheit ſucht man dem Fremden auszuhelfen und ihn auf das richtige Wort und die nöthige Wendung in der Unterhaltung zu bringen, und wie man das Tadelnswerthe rügt, ſo muß man auch dieſe feinen und humanen Züge im Charakter der eingebornen Damenwelt beſonders anerkennen.

Schüchtern und verlegen eilt ab und zu ein ſonſt ſo wilder und großthuender Gaucho in ſeiner gewöhnlichen Tracht über die Plaza. Eilt er allein oder mit ſeinen Freunden auf ſchnellem Roß über das Land hin, da iſt er hochmüthig und ſieht mit Herablaſſung auf den Fremden, den ſ. g. Gringo, denn die weiten Landflächen ſind ſeine Heimath, hier iſt er angeſehen und wohl bekannt. Anders iſt es ihm unter den gebildeten Menſchen zu Muth, die in allem Luxus der Kleidung, des Geſprächs und des internationalen Verkehrs ſich hin und her bewegen, über die Politik von Buenos Aires, der argentiniſchen Provinzen und Braſiliens ſprechen, auch über den Cours und welche Nachrichten darüber der Dampfer Libertad aus Buenos Aires gebracht hat und wieviel Paſſagiere mit dem Menay oder mit der Villa del Salto aus den Häfen des Uruguay angekommen ſind?

Da wundert ſich eine Geſellſchaft von Herren, daß der Saintonge, welcher am 29. mit der Poſt und den Paſſagieren von Bordeaux, Lisbra, Bahia und Rio ankommen ſoll, den 30. noch nicht eingetroffen iſt, hier fragt ein reiſender Naturforſcher einen braſilianiſchen Offizier, wann der Marques de Olinda nach den braſilianiſchen Städten Curumbá und Cuyabá in der Provinz Malto Groſſo, hoch oben an den Grenzen Bolivia's und Paraguay's, abfahre. Auf einer Marmorbank ſitzen zwei Orientalen, ein kleines Männchen ſitzt da, das viele Aemter in der Stadt bekleidet hat, bald Alcalde ordinario, bald Defenſor de menores war, und ſein kleines Köpfchen ſchaut vergnügt auf die Spaziergänger, die ihn alle unter dem Namen Caſtaña blanca, weiße

Kaſtanie kennen. Daneben ſitzt ein ſtarker Mann, den die Würde eines Tribunalspräſidenten ſchmückt, der aber auch ſehr gut im Nationalklubb Billard ſpielt. Beide verſtehen ſich, beide finden ſich zuſammen, einer würdigt den andern und ſie unterhalten ſich darüber, wer Senador für La Florida werden wird. Vorbei ſchreitet ein vielbeſchäftigter Attaché einer Geſandſchaft, von ihm ſagte eine Dame, man rechne ihn nicht als eine Perſon, denn als jemand ſie fragte, wie viel Perſonen waren Sonnabend Abend auf der Soirée bei Monſieur M., antwortete ſie zwölf, und ſie nannte die Namen. Aber es iſt ja auch noch der N. N. da geweſen, warf man ein. Nun den rechnet man nicht als eine Perſon, war die Antwort. Am Arme dieſes Herrn hängt ſein älterer Bruder, wie ſich zärtlich eine ihm kongeniale Perſönlichkeit nannte. Beide unterhalten ſich darüber, ob Mathilda G. eine gebogenere Naſe habe als Flora E. und gewaltig brauſen die Wogen ſtürmiſch bewegter Debatten. Daneben unterhalten ſich zwei Kaufleute über die vielen Arbeiten des Handelsrichters (juez letrado de Comercio) und ob die Sache Shaw mit Truebas erledigt ſei, und wie es ſich mit dem Konkurs von Canetz verhalte. Hamburgiſche Kapitäne ſtehen mit einem der Herren Commis zuſammen, die ſie zum Frühſtück auf's Schiff ſo gerne laden, ſie ſchütteln den Kopf über alles, was auf der Plaza ſich regt und bewegt, denn es kommt ihnen alles ſo ſehr ſpaniſch vor, ſo ganz unglaublich ſpaniſch. An einem Paraiſosbaum ſinnend als Nachbar vorhanden ſteht wie angenagelt ein Muſikfreund vor dem Muſikchor, und er wundert ſich über den leichtſinnigen Negerknaben, der einen Stein wirft, und über die vielen Konditoreien, welche die Plaza umgeben.

Was ſoll ich dieſe Plaza und die Porton-Straße weiter ſchildern, auf denen ſich das rege Leben am Abend und beim Einbrechen der Nacht concentrirt. Natürlich war es, daß an jenem Abend des 26. Januars viel über das Ausweiſungsdekret des Präſidenten allda verhandelt wurde. Namentlich war das weibliche Geſchlecht ſehr aufgebracht. Von Undankbarkeit für ſo vielfach geleiſtete Dienſte und von Untergang der Religion redete manche Señora, indem ſie einen neuen Brillantſchmuck beſah

oder eine neue Parfümerie von Legrand kaufte oder über ein Mouchoir brodé verhandelte. Namentlich diejenigen, welche die Perruques invisibles tragen, ſtritten für die Rechte der armen Väter.

Alle Aufregung pflegt raſch vorüberzugehen, namentlich auch in Montevideo, das Volk gleicht den Athenern, ſie wollen alle Tage etwas neues haben, leicht wird vergeſſen, was geſtern noch alle Zungen in Bewegung ſetzte, weil in der That in dieſer Stadt alle Tage viel zu ſehen und zu hören iſt, wenn auch trübſinnige Ausländer ab und zu klagen: es giebt ja hier nie etwas Neues!

Es herrſchen viele unrichtige Vorſtellungen über Montevideo im Auslande. So heißt es in der 7. Auflage von Blanc's Handbuch des Wiſſenswürdigſten aus der Natur und Geſchichte der Erde und ihrer Bewohner (1858) über dieſe Stadt: „Die Häuſer ſind maſſiv aber niedrig, die Straßen ungepflaſtert und ſchmutzig, ausgezeichnete Gebäude giebt es hier nicht.“ Dieſes Alles iſt grundfalſch, die Straßen haben höchſt elegante Häuſer, die Trottoirs ſind vorzüglich und das Straßenpflaſter mit Ausnahme der entfernten Vorſtädte iſt ſehr gut. Gebäude wie das Theater de Solis, die Caridad, die Matriz-Kirche würden jede europäiſche Hauptſtadt ſchmücken. Im Gegentheil muß ich ſagen, nicht ſchmutzig ſind die Straßen, ſondern reinlich und ſauber, dabei breit und ſchnurgerade. Alle Dienſtage und Sonnabende muß jedes Haus Trottoir und Straße ſäubern laſſen, außerdem werden die Polizeiſoldaten dazu benutzt; und jede Beeinträchtigung des ſäuberlichen Charakters der Straße durch ungehörige Dinge wird mit Strafen belegt. Ebenſo beträgt die Einwohnerzahl des Landes nicht 200,000 Seelen, ſondern vielleicht ſchon 350,000, darunter mit Sicherheit 150,000 Einwohner Ausländer ſind. (Siehe die Note des Miniſters Juan José de Herrera an die auswärtigen Vertreter der Republik vom 15. Mai 1863.)

Auch die Jeſuiten-Angelegenheit verſchwand bald hinter anderen Intereſſen, und die öffentliche Aufmerkſamkeit wurde erſt wieder im Mai 1861 auf dieſen Gegenſtand hingelenkt, als ſehr viele Frauen der Stadt, namentlich alle ſ. g. Beatas um ſchleunige Rückberufung der Väter dringend bei der Regierung petitio-

nirten. Unter den Namen, welche die eingereichte Petition unterſchrieben hatten, befand ſich auch die Mutter des jetzigen Präſidenten Berro. Doch auch ſie wie die anderen Damen petitionirte bei ihrem Sohne vergeblich.

Man kann den Zuſtand der katholiſchen Kirchenangelegenheiten um dieſe Zeit keinen befriedigenden nennen. Zu jener Zeit, als die Jeſuiten unterlagen, ſtand an der Spitze der Landeskirche ein Pro-Vikar Don Juan Domingo Fernandez, ein alter, höchſt unbedeutender, aber im Ruf der Rechtſchaffenheit ſtehender Prieſter. Dieſer ſein Ruf hatte die Regierung beſtimmt, ihm die proviſoriſche Verwaltung des Vikariats nach dem Tode des apoſtoliſchen Vikars Lamas anzuvertrauen. Auch fand ſich wohl kein andrer paſſender Prieſter, der größere Gelehrſamkeit mit Redlichkeit verbunden hätte. Sehr lange verzögerte ſich die Ernennung eines neuen Vikars, und wenn man den alten Fernandez in ſeinem abgebrauchten Prieſtergewand und mit einem zerdrückten Hut gebeugt durch die Straßen wandern ſah, ſo ahnte man nicht das Haupt der Kirche in dieſem ärmlichen Prieſter. Der letzte Vikar Lamas war im Anfang des Jahres 1857 am gelben Fieber geſtorben, ein Opfer ſeiner Pflichttreue. Dieſes verheerende Fieber brach zuerſt im Februar 1857 aus und hielt bis in den Juni hinein an. Es iſt bekannt, daß ſonſt der La Plata von dieſem Fieber verſchont wird und ſein Eintreffen in dieſem Jahre muß ſich alſo auf außergewöhnliche Umſtände zurückführen laſſen.

Nach dem gelben Fieber und wie es ſich damit verhalte, fragt wohl jeder, der nach Braſilien und nach den La Plata-Ländern auswandern will. In alten Zeiten hat ſich dieſes Fieber auf den Golf von Mejico beſchränkt und erſt im Jahre 1804 erſchien es in Guyana. Darauf zeigte es ſich 1842 zuerſt in Guayaquil, nahe am Aequator, und blieb hier nach ſchrecklichen Verheerungen einheimiſch, ſpäter erreichte es Lima und alle Häfen am ſtillen Ocean bis zum 22. Grad ſüdlicher Breite. Indeß lange blieb die öſtlichen Seite des ſüdamerikaniſchen Kontinents von dieſer entſetzlichen Plage unangegriffen. Im November 1849 zeigte ſie ſich in ihrer furchtbaren Geſtalt zu Bahia und

einen Monat ſpäter in dem bis dahin als ſo geſund weit berühmten Rio de Janeiro. Endlich im Jahre 1850 breitete ſich dieſe traurige Krankheit über alle Häfen des Kaiſerreichs aus, ſüdlich ging ſie bis Santa Catarina und nördlich bis nach Guyana. Nun litt namentlich Rio entſetzlich unter dieſer Heimſuchung. Was half der wunderſchönen Stadt ihre herrliche Bucht mit den wundervollen Ufern, den mächtigen grünenden Bergen, den zahlloſen Schiffen und Dampfern, was halfen ihre zierlichen engen bunten Straßen mit den eleganten Magazinen, dem großen Luxus, der Beweglichkeit, die an Paris erinnert, und dem materiellen Wohlleben, das in dieſer theuren und reichen Stadt überall hervortritt? Wer nicht auf den Bergen wohnte, wer nicht nach vollbrachter Geſchäftszeit hinauf eilte nach der lieblichen Tijuca, woſelbſt man eine klare und friſche und balſamiſche Luft einathmet und ſich wie neugeboren unter den gelben, rothen, blauen Blüthen der herrlichen Bäume fühlt, welche dicht, faſt urwaldsmäßig die eleganten Villa's umſtehen, wer nicht auf dem Thereſienberge oder ſonſt auf einer geſunden Höhe in der löſtlichen Umgegend von Rio ſein Sommerlogis nahm, ſah ſich jeden Augenblick bedroht, fühlte ſich geängſtigt und ſah mit Schauder auf die zahlloſen Opfer, welche in ſeiner Umgebung dahingerafft wurden. Als ich im Februar dieſes Jahres in Rio war, ſagte mir ein italieniſcher Arzt, daß einzelne Fieberfälle das ganze Jahr hindurch vorkämen, namentlich in der Hafengegend.

Wenn man Abends mit dem Eiſenbahnzuge die Berge in die Höhe fährt, ſo weit es angeht, und dann vom Café de comercio weiter entweder zu Fuß oder auf dem Maulthier die bewaldeten Höhen erſteigt, die nach der verſteckten und tief im Wald unvergleichlich ſchön gelegenen Tijuca führen, ſo erreicht man nach vielen Krümmungen der breiten und mit Gas verſchwenderiſch ausgeſtatteten Straße, die links und rechts Landhäuſer im reichſten Schmuck und tiefſtem Waldgrün und prachtvoll gefüllte Gärten zur Seite hat, eine Oeffnung. Der Blick auf die tief tief unten liegende Stadt iſt namentlich des Nachts unbeſchreiblich ſchön, ein Meer von Gasflammen funkelt und leuchtet, und lange feurige Linien wie Sternſtrahlen führen nach allen

Seiten den Blick auf die mächtigen Berge und die im dunkeln Laub ſchimmernden Anhöhen hinauf. Bewundernswürdig iſt die Kunſt und der Fleiß, mit welchem man die Gasröhren bis zu einer ſehr beträchtlichen Höhe der Berge Rio's hinaufgeleitet hat. Giebt man ſich in der Nacht dem herrlichen Genuſſe hin, oben auf den Höhen unter den Bäumen ſtehend, die man ſchon Urwald nennt, auf die funkelnde Stadt in weiter Ferne und in äußerſter Tiefe herabzuſchauen, und auf die erleuchteten mächtigen ſteilen Anhöhen, und auf das Meer und die gleichfalls erhellten Inſeln in der majeſtätiſchen Bucht, und auf die leuchtenden kleinen Städte jenſeits der Bucht, nun ſo denkt man nicht an die Noth und den Jammer, den dieſe Gottesgeißel, das gelbe Fieber, über die Gegend ausgeſchüttet hat, die in aller Schönheitsfülle prangt.

Geht man freilich die häßlichen und ſchmutzigen Anhöhen hinan, auf denen Bahia liegt und durcheilt die engen, krummen, meiſt einen üblen Geruch ausathmenden Straßen dieſer alten Hauptſtadt, in denen faſt nur unreinlich ausſehende Schwarze wohnen, ſo kann man ſich ſofort einen Begriff machen, wie furchtbar das gelbe Fieber hier wüthen, wie raſch es in dieſer Stadt um ſich greifen muß.

In allen dieſen Jahren 1850 bis 1857 blieb der La Plata verſchont. Man war in Montevideo vorſichtig, die Schiffe aus ungeſunden Häfen mußten Quarantäne dulden, 8 Tage, wohl 2 Wochen. Da wurde doch dieſe Krankheit auch in Montevideo eingeſchleppt. Das geſchah im Februar 1857. Lange erkannten die Aerzte die Krankheit nicht, vielleicht wollten ſie auch nicht beunruhigen. Endlich kam es heraus, welch ein Gaſt angekommen ſei. Nun floh faſt zwei Drittel der Einwohner. Wer es irgend konnte, verließ die Stadt. Namentlich in der Nähe des Gaſometers richtete die Epidemie ihre Verwüſtungen an. Deshalb ſchrieb man dem Gaſe die Schuld zu, die Krankheit verbreitet zu haben. Die entſchieden ſchlechte Einrichtung und Verwaltung der Gasanſtalt brachte Aerzte und Publikum auf dieſe vielleicht unrichtige Annahme. Andere leugneten ſolches entſchieden und führten alles zurück auf die Einführung von

Kleidern eines im Hafen auf seinem Schiffe gestorbenen Seemannes. Aber seit 1857 feierte die Gasanstalt, die Straßen wurden mit Oel erhellt, oftmals in einer sehr zurückhaltenden Weise, und erst im August 1861 traf man wieder Anstalten, die Stadt auf eine erleuchtetere Manier zu bedienen. Eine Gaskompagnie bildete sich, die anfangs ein sehr mangelhaftes Gas lieferte, das zu allgemeinem Ergötzen sehr häufig durch sein Erlöschen die Promenirenden überraschte, desgleichen plötzlich aus dem Theater und aus Kaufläden sich entfernte, endlich aber zur Freude der Stadt konstant hell und klar brannte.

Das gelbe Fieber ist nicht wiedergekommen, weder in den Jahren, in denen ein bescheidenes Oel ein mildes Licht über die Hauptstadt verbreitete, noch in den glücklicheren, da man im hellen Schimmer der Gasflammen einherwandelte. Sehr bang waren die Herzen im Anfang des Jahres 1858 gestimmt. Wird das Fieber in diesem Jahre wiederkommen? fragte einer den andern. Die meisten neigten sich einer düstern Beantwortung der Frage hin. Hatte sich diese unheimliche Krankheit in Rio und Bahia einheimisch gemacht, erschien sie da mit jedem jungen Jahr, weshalb sollte sie sich nicht auch Montevideo zum Schauplatz anhaltender Heimsuchungen auserwählen? Jeder erinnerte sich mit Schrecken an die durchlebte Fieberzeit. In dumpfer Verzweiflung schauten in jenen Tagen viele gleichgültig hin, wenn die häßlichen Todtenwagen durch die Stadt fuhren. Man benannte diese Todtenwagen nach den Dampfschiffen, die nach Buenos Aires zu gehen pflegten. Wie sie Constitucion Pampero und Menay hießen, so gab es auch so benannte Todtenwagen. Der aus Angst und Sorge ungesund herausbrechende Witz, die dumpfe Hoffnungslosigkeit, die über sich selbst hinauskommen will, der tägliche Anblick schmerzhafter Scenen führte zu dieser grausamen Benennung der Todtenwagen, welche die vielen Unbemittelten zur Grube fuhren. Ja zur Grube, denn in der Mitte des katholischen Kirchhofs war eine Grube gegraben, in welche man ohne Unterschied die Leichen hineinwarf, denen die Liebe ihrer Familien kein decenteres Begräbniß verschaffte. Oft hatte der Baskenknabe, welcher einen der Todten-

wagen lenkte, einen Unfall. Es waren ihm 10 Leichen auf den Wagen geladen. Angekommen auf dem Kirchhof hatte er nur 9 im Wagen, eine war unterwegs verloren. Dann mußte er umkehren, und sehen, wo er sie auf dem Wege fand. Die Polizei duldete kein langes Warten. War jemand gestorben, gleich wurde er begraben. Viele derselben werden auf dem Hinweg zur Grube vielleicht noch die letzten Athemzüge gethan haben.

Ein geiziger Mann, C. mit Namen, hatte eine blühende Tochter und einen jungen Sohn. Das junge, kaum aufgeblühte Mädchen, unter den Schönheiten der Stadt auffallend und viel geliebt, wird von der Krankheit ergriffen. Der unbarmherzige Vater sendet sie ins Krankenhaus, wie auch den Bruder. Da erliegen die Kinder des sehr reichen Mannes der grausamen Krankheit und sollen auf dem allgemeinen Todtenwagen schleunigst zur schauerlichen Grube weggeführt werden. Es empört sich die ganze Stadt darüber. Ein glänzender Zug, fast alles, was in der Stadt noch gesund ist, folgt dem Begräbnisse. Tausende schließen sich so an, um auch in den Zeiten des Unglücks laut zu protestiren gegen Unmenschlichkeit und Barbarei. Das schöne junge Mädchen wurde von der ganzen Stadt beklagt und eine allgemeine Rührung bewegte die Herzen. Man malte sich ihren Tod aus. Das zarte junge Wesen mußte da ihren Geist aushauchen, wo Negerinnen und das niedrigste Volk verpflegt zu werden pflegen, im allgemeinen Krankenhaus! Dem Vater sagte man nicht einmal, daß man auf allgemeine Kosten seine Kinder ehrenwerth begrabe. Er ließ sich später wenig in der Stadt sehen, Landbesitz fehlte dem reichen Mann nicht. Kam er in die Stadt, so konnte er auf zahlreichen Mauern die Inschrift lesen: muera C. (möge C. sterben). Die intelligente Straßenjugend bemächtigte sich dieser aus öffentlichem Unwillen herausgebornen Inschrift. Noch Jahre lang schrieben Jungenhände das muera C. an manche Mauer.

Wenn der Baskenjunge seinen Todtenwagen mit Leichen angefüllt durch die Straßen führte — und das geschah von früh Morgens bis Abends spät — so rief er gern lachend den an den Hausthüren bekümmert stehenden Leuten zu: Wartet nur,

morgen hole ich Euch! und er pfiff ſich eine Opernmelodie und eilte weiter. Kam ein Freund in einen Laden, ſo fragte der Beſitzer deſſelben: wer iſt denn in der Nacht alles geſtorben? Der auch! hieß es dann oft bekümmert nach der Antwort. Von nichts anderm wurde geſprochen. Die armen Frauen, die eben aus Deutſchland eingewandert waren, ängſtigten ſich im fremden Land gewaltig. Man ging nicht ans Fenſter, um nur nicht die verhaßten Todtenwagen zu ſehen. Alles ſaß und ängſtigte ſich. Zum Glück hat ſich dieſes Alles nicht wiederholt. Es ſcheint überhaupt ſo, als ob das gelbe Fieber die öſtliche Seite des ſüdamerikaniſchen Kontinents mehr verſchonen will. Wenigſtens trat es in Rio in den letzten Jahren weniger gewaltſam auf, ja blieb ganz weg.

Die andere Plage iſt die Cholera, wie ſie Europa durcheilt, ſo hat ſie auch in Amerika Fuß zu faſſen verſucht. Noch bis in die letzte Zeit hinein wüthete ſie in Pernambuco, weshalb nur wenige Paſſagiere des Bearn im März dieſes Jahres die Stadt beſuchten. Auch ich habe deshalb dieſe einfach und ohne beſonders hervorragende Gebäude an flacher Küſte ſich hinziehende Stadt nebſt ihrer Nebenſtadt Olinda nur vom Dampfſchiffe aus beobachtet. Wie die Stadt Pernambuco nebſt Provinz in den letzten Zeiten von der Cholera nicht verſchont geblieben iſt, ſo hat ſie auch die Provinz Rio Grande in dem Jahre 1855 und ſonſt heimgeſucht. Im November und Dezember 1855 litt namentlich die Stadt Porto-Alegre von den Verwüſtungen dieſer Krankheit ſehr. Indeß trotz der Nachbarſchaft Uruguay's hat ſich der gefährliche Gaſt noch nie über die Grenze dieſes Landes gewagt. Wie das gelbe Fieber vorzüglich die Weißen befällt und die ſchwarzen Leute verſchont, ſo hat man bei der Cholera das Gegentheil beobachtet.

Die orientaliſche Republik iſt kein von anſteckenden Krankheiten heimgeſuchtes Land. Gerade weil die Geſundheitszuſtände Montevideo's ſo günſtige ſind, erſchreckte das Auftreten des gelben Fiebers in ungewöhnlicher Weiſe alle Klaſſen der Einwohnerſchaft. Sonſt ſind gewöhnlich unter den Geſtorbenen die meiſten an den Folgen der Lungenſchwindſucht, an Gehirnkrank-

heiten und gaſtriſchen Leiden verſchieden. Auch Herzkrankheiten ſind häufig und ebenſo Kinderkrankheiten. Viele neugeborne Kinder ſterben am tétano, am Starrkrampf. Die Pocken treten ab und zu auf und ergreifen auch ſolche, denen die Kuhpocken eingeimpft ſind. Ich habe verſchiedene Bekannte darunter leiden ſehen. Die Krankheit tritt heftig auf, läßt aber bei Schonung keine oder wenige Spuren zurück. Viele gingen ſo weit zu ſagen, es hilft nichts, daß man geimpft iſt, die Pocken ergreifen doch Alle ohne Unterſchied. Später überzeugte man ſich wenigſtens, daß die traurigen Spuren der Krankheit nicht nachblieben, wenn überhaupt einmal die Impfung erfolgt war. Erſt ſeit 1805 ſind die künſtlichen Pocken in Montevideo bekannt, wohin ein portugieſiſcher Dreimaſter ſie brachte. Von hier aus ließ ſie der Vice-König Sobremonte auch nach Buenos Aires kommen. Unter den Deutſchen ſtarben im Jahre 1857 nur zwei oder drei am Fieber, obgleich viele von der anſteckenden Krankheit mitergriffen wurden. — Zum Schluß dieſes Kapitels will ich nur noch anführen, daß die Geſundheitszuſtände Montevideo's und des Landes befriedigender als die der meiſten andern Länder ſind. Der Auswanderer findet alſo ein geſundes Land vor, der nach Uruguay ſich hinrichtet.

Achtes Kapitel.

Die Verwaltung der Kirche unter dem Pro-Vicar Fernandez. Die Eheverhältniſſe und die Trauungen. Die Stimmung der eingewanderten Proteſtanten und das Gefühl ihrer republikaniſchen Freiheit.

Wir kamen auf das Fieber, als wir vom Tode des Vikars Lamas ſprachen, der nächſt dem erſten Vikar Larañana in gutem Andenken ſteht. Er hatte ſich beim Beſuch der Kranken die Anſteckung geholt. Die meiſten Prieſter waren mit geflohen, als alles ſein Heil auswärts der Stadt ſuchte. Er nicht, und das ehrt ſein Andenken. Eine große gemeinnützige Thätigkeit entfalteten damals die Freimaurerlogen, ſie ſorgten für Begräbniß, Beſuch der Sterbenden, Aufnahme der elternlos hinterbliebenen Kinder, Verſorgung der Kranken. Der engliſche Geiſtliche, damals einziger proteſtantiſcher Kleriker im Lande, gehörte mit zu ihnen und betheiligte ſich lebhaft beim Beſuch der kranken Deutſchen und Engländer. Der Vikar Lamas erkannte vor ſeinem Sterben die wohlthätigen Beſtrebungen der Logen an, und auf ſein Wort haben ſich die Freimaurer bei ſpäteren Streitigkeiten mit dem Klerus häufig berufen. Das philanthropiſche Komité nahm eigentlich die Verwaltung der ganzen Stadt in jener Schreckenszeit in die Hand, und ohne ſolche Thätigkeit hätte die Epidemie ſich viel weiter verbreitet und länger aufgehalten.

Nach dem Tode des Vikars regierte alles in der Kirche ſo ziemlich ſich ſelbſt. Der alte Pro-Vikar Fernandez fungirte, wenn der Staat ein feierliches Tedeum veranſtalten ließ, und das geſchieht häufig, namentlich an den zahlreichen Feſttagen der Re-

publik, die wir Monat auf Monat bei der Beſprechung über die Schulen aufzählten. Ueber den muſikaliſchen Werth dieſes Tedeums will ich mich hier nicht auslaſſen, ich habe nur die Geduld bewundert, mit der man ein ſtundenlanges Geſinge anhören kann, das erbauliche Momente auch nicht im Geringſten beſitzt, wie auch die ewig ſich wiederholenden Zwiſchengeſänge der Prieſter ohne allen Geiſt, muſikaliſches Gefühl und kirchliches Gefühl, im Chor abgeſchrieen werden. Ein ausführliches Ceremoniell ordnet, wer von den Eingeladenen an der Seite der Epiſtel und wer an der Seite des Evangeliums ſitzen ſoll. Außer dem Präſidenten und den Miniſtern erſcheinen die Generäle, der Polizei-Chef, die ſtädtiſchen und die departementalen Behörden, das diplomatiſche Corps, das Inſtitut, die Univerſität, die Gerichtsherrn und was ſonſt ans Vaterland ſich anſchließt. Gewöhnlich war vom diplomatiſchen Corps niemand erſchienen, beſonders zog ſich der engliſche Miniſter ſtets bei ſolchen Gelegenheiten zurück. Außer ſeinen ſonſtigen Thätigkeiten ernannte der Pro-Vikar auch Pfarrer, immer aber in Gemeinſchaft mit der Regierung. So gehört zu den von ihm ernannten der ſpäter ſehr bekannt gewordene Padre Brid, dem er das Rektorat der Hauptkirche des Landes, der iglesia matriz übertrug. Unter der Fernandez'ſchen Verwaltung ereignete ſich nichts Beſonderes. Der Vertreibung der Jeſuiten blieb er fremd, that weder etwas dafür noch dawider. Es herrſchte ein angenehmer Schlaf im Klerus.

Im Mai 1858 hatte der damalige Miniſter Antonio de las Carreras die gute Idee, die Ehe zur Civil-Ehe zu machen. Denn da die apoſtoliſche katholiſche römiſche Religion die des Staats iſt, ſo wird die Ehe nur als sacraménto aufgefaßt. Die nach evangeliſchem Ritus eingegangenen Ehen haben keine Gültigkeit, wenn ſie nicht außer Landes geſchloſſen worden ſind und reichen namentlich bei Erbſchaftsangelegenheiten nicht aus, um Rechtsanſprüche genügend zu begründen. Allerdings haben die Traktate mit verſchiedenen Mächten Beſtimmungen aufgenommen, welche die Strenge der kanoniſchen Auffaſſungen mildern. Auch wird in jedem einzelnen Fall das Möglichſte von der Regierung gethan, um Beſtimmungen nicht kräftig werden zu laſſen, die

man bei der Geſinnung der Bevölkerung noch nicht offiziell aufheben kann, die indeß nicht mehr angewendet werden ſollen. Schon im Intereſſe der Einwanderung vertritt die Regierung den Standpunkt einer ſchrankenloſen Toleranz. Man will liberal, tolerant und human handeln, aber man fürchtet bei Deputirten- und Präſidentſchaftswahlen in unangenehme Lagen zu kommen, wenn man auch nur den Anſchein hat, die römiſche Kirche mit gleichgültigen Augen anzuſehen. Proteſtantiſche Ehen werden fortwährend von engliſchen, von deutſchen und von waldenſiſchen Geiſtlichen kirchlich eingeſegnet. Ich erinnere mich nur an einen einzigen Fall, wo ernſtliche Schwierigkeiten wegen Erbſchaftsangelegenheiten ſich herausſtellten. Das war nach dem Tode eines proteſtantiſchen Franzoſen, der Chef des geſammten Bauweſens des Staates geweſen war. Er wurde unter meiner Aſſiſtenz begraben. Vor einer Anzahl Jahren war er vom engliſchen Geiſtlichen mit einer katholiſchen Baskin getraut worden, und da die Trauung nicht auch in der katholiſchen Kirche ſtattgefunden hatte, ſo wollten die Gerichte der hinterbliebenen Wittwe das Vermögen abſprechen und die Ehe nur als Konkubinat angeſehen wiſſen. Es dauerte lange, bis dieſe Sache erledigt war. Da nun die Einwanderung immer ausgedehnter wird und auch viele Proteſtanten aus Deutſchtand, aus der Schweiz, aus Frankreich, aus England und ſelbſt aus den ſkandinaviſchen Reichen ankommen, nicht mit der Abſicht, zeitweiſe im Lande ſich aufzuhalten und dann nach Erwerbung eines Vermögens heimzugehen, nein mit dem Wunſch, für ſich und ihre Kinder eine neue Heimath zu finden und mit ganzem Herzen den Intereſſen des Landes ſich hinzugeben, ſo hielt man es allgemein für nothwendig, einen Ausweg zu finden, damit weder die Intereſſen der Staatsreligion noch die der proteſtantiſchen Einwohner bei Eheſchließungen verletzt würden. Als dieſen Ausweg ſahen viele wohlmeinende Männer die Civilehe an, nach deren Schließung es ja jedem überlaſſen bleiben kann, die kirchliche Einſegnung der Ehe bei ſeiner Kirche zu fordern. Damit würde die Ehe auch für den orientaliſchen Freiſtaat als ein Rechts-Inſtitut anerkannt und nach Berückſichtigung der Intereſſen der Staats-

kirche von den kanonischen Bestimmungen ganz unabhängig werden. Aber kaum hatte der Minister dem Senat und der Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf über die Ehe vorgelegt, als ein Brief des Pro-Vikars an das Ministerium dieses Gesetz zu suspendiren bat, bis er über die Materie an den Delegaten des Papstes in Paraná geschrieben hätte. So ließ man die Angelegenheit überhaupt liegen. Doch hat man sie stets im Auge behalten. Die allgemeine Stimmung der urtheilsfähigen Männer ist von der Art, daß jeder protestantische Einwanderer ebenso gut aufgenommen wird wie ein Katholik.

In Buenos Aires ist die Ehefrage bereits seit Jahren erledigt. Da giebt es eine camara, vor welcher sich Bräutigam und Braut präsentiren. Ohne Erlaubniß dieser camara darf weder ein katholischer noch ein protestantischer Geistliche die Trauung vollziehen. Ist die Konfession der Brautleute eine verschiedene, so giebt die camara erst dann den Erlaubnißschein, wenn der Bischof von Buenos Aires seine Zustimmung zur Ehe gegeben hat. Der muß die Erlaubniß wieder vom päpstlichen Delegaten einholen, doch hat er, so wie auch der apostolische Vikar in Montevideo, die sehr theuren Dispens-Scheine gewöhnlich in Kommission bei sich, so daß sich nach Ablegung des Versprechens, die Kinder katholisch erziehen zu lassen, und nach Einkauf eines Beichtzettels alles weitere auf ein Geldgeschäft reducirt. Ist der Bräutigam protestantisch, so machen die katholischen Notariate nicht so viel Schwierigkeit, als wenn die Braut einer protestantischen Gemeinde angehört. Um die Verhandlungen zu vereinfachen, ist es mir mehrfach vorgekommen, daß mein Nachbar, der deutsche Pfarrer in Buenos Aires, derartige Brautpaare zu mir nach Montevideo herüberschickte, woselbst ich sie traute. Dann kamen sie getraut aus dem Auslande nach Buenos Aires zurück. Ebenso ging auch von Montevideo aus ab und zu ein bräutliches Paar dort hin.

Weil also in Montevideo gänzliche Freiheit für uns Protestanten in unsern Sachen herrschte, und der Staat sich nie in die innern Angelegenheiten der protestantischen Gemeinden mischte, so nahmen wir in unsere Gemeindestatuten für die Einsegnung

einer Ehe die Bestimmung auf: „So lange der Staat nur die römische Sakramentsehe in seiner Gesetzgebung kennt, bleibt alles dem Gewissen des Trägers des geistlichen Amtes überlassen, nach erforderlicher Rücksprache mit dem Presbyterium in schwierigen Fällen.“ (Allgemeine Kirchen-Statuten für die deutsch-evangelische Gemeinde in Montevideo. Druck von G. Hunckel in Bremen.) So kam es denn vor, daß nach den von mir bei Einrichtung der jungen Gemeinde eingeführten Formalitäten Ehepaare getraut wurden, bei denen der eine Theil der katholischen Kirche angehörig war, aus Italien, Frankreich, den baskischen Provinzen, Nordamerika oder Buenos Aires stammte. Sehr häufig ließen sie die Trauung in der katholischen Kirche nicht mehr wiederholen. Das ist sonst Sitte. Der englische Geistliche darf nur dann eine Trauung verrichten, wenn ein Civilakt auf dem brittischen Generalkonsulat vorausgegangen ist.

Zu Buenos Aires giebt es eine Episkopal-, eine Presbyterianische, eine Methodistische und eine Deutsche Evangelische Gemeinde, welcher letzteren die protestantischen Franzosen sich vorwiegend nach Abgang des französischen Pastors anschließen. Natürlich kommen gemischte Ehen dort sehr häufig vor. Da dort alle protestantischen Pfarrer ihre Ankunft der Regierung anzeigen und dann eine Ermächtigung erhalten, ihrer Gemeinde vorzustehen, so ist ihre Stellung eine formell feste. Auch sendet die Municipal-Behörde der Stadt jedes Jahr drei Kirchenbücher an die als Kapellen angesehenen Kirchen der protestantischen Gemeinden ab, in welche jeder Tauf-, Trau- und Begräbnißakt in der Form einer Verhandlung eingetragen wird, natürlich in spanischer Sprache. Der Pfarrer, die betreffenden Brautleute, Pathen und Verwandten unterschreiben diese Verhandlung nach dem Akt selbst in der Sakristei. Das ist mir sehr bekannt aus Fällen, wo ich meinen Amtsnachbar dort vertrat. So angenehm diese feste Ordnung ist, so hat doch auch die freiere Stellung in Montevideo ihre Vortheile. Bei gemischten Ehen kann man leichter den katholischen Theil bestimmen, die Kinder protestantisch taufen und erziehen zu lassen. Die Stellung des Geistlichen bei Schließung einer Ehe ist eine sehr freie, er kann auch

abrathen, wo ihm die Eingehung einer ehelichen Verbindung eine Uebereilung zu sein scheint. Auch kann er wohl ganz die Trauung verweigern, wenn ein Theil bereits in einem andern Lande oder Erdtheil verheirathet zu sein scheint.

Ich weiß nicht, ob es von Interesse sein wird, wenn ich mich bei dieser Sache ein wenig aufhalte. Sie charakterisirt aber ein republikanisches und amerikanisches Land.

Man stelle sich einen protestantischen Pfarrer vor, der vor allem das Gefühl haben muß, immer sich selbst zu helfen. Die Verhältnisse und Zustände des Landes und der Gesellschaft sind von der Art, daß nach vorgefaßten Ideen und nach fertigen Schemen nichts sich gestalten läßt. Der Unverständige schüttelt hier über alles den Kopf, der Besonnene über nichts. Die europäischen Verhältnisse können unmöglich den Maßstab abgeben, nach denen man amerikanische beurtheilt und behandelt. Es fließt viel Wasser zwischen Europa und Amerika. Das ist eine Grundansicht, ein leitendes Fundamentalprincip, von ihm muß man mit ausgehen. Die Interessen der Deutschen sind schon in der Heimath so auseinandergehend, im Auslande tritt solches zweifelsohne noch mehr hervor. Sehr vieles, das in Deutschland selbst von hoher und höchster Wichtigkeit ist, entbehrt in Amerika den geschichtlichen Hintergrund, das gemüthliche Interesse und die süße Macht der Gewohnheit. Neue Daseinsformen umgeben den Menschen. Er sieht nicht nach oben, er sieht um sich. Sociale Olympe in Nebel eingehüllt, aus denen Blitze „von oben" zucken können, beeinträchtigen nicht die Sicherheit seiner selbstständigen Manneskraft. Er läßt sich nicht gern belehren. Lieber läßt er sich noch von der bittern Erfahrung belehren, als von der zufälligen Machtstellung andrer Menschen. Daß an jedes Amt der Verstand geknüpft sei, ist ihm eine unverständliche Behauptung. In den Aemtern sieht er mehr das Nützliche als das Hohe, mehr das allgemein Passende als das Ehrfurcht Gebietende. Das Gefühl, daß ihm Niemand etwas zu sagen habe, begleitet den eingewanderten Arbeiter, der kaum seine Passage bezahlt hat. Dem Schäfer aus Pommern und Meklenburg wurde es nach einem amerikanischen Aufenthalt von wenigen

Wochen ſehr ſchwer werden, mit der gezogenen Mütze in den demüthigen Händen vor einem gnädigen Herrn zu ſtehen und ſich mit „Er“ anreden zu laſſen. Kinder aus guten, kirchlichen Familien verſtehen es nicht, was es bedeuten ſoll, wenn in deutſchen Leſebüchern auf dieſe gemüthliche und patriarchaliſche Ausgeſtaltung der Geſellſchaft unwillkürlich der Blick hingerichtet wird. Es iſt eine andere Luft, welche die Geſellſchaft bis in die niedern Stände hinein durchzieht. Nur die Bürger von den Hanſeſtädten bringen ein verwandtes Gefühl mit, nachdem ſie ihre Senate ſo umgeſtaltet haben, wie es ihnen geboten zu ſein ſchien. Um vieles, worüber man ſich in Europa beneidet, breitet ſich hier ein Schleier abſoluter Gleichgültigkeit aus. Die Pflichten gegen den Staat werden nur in einer Weiſe eingeſchärft, daß jeder durch den andern ſich aſſekurirt ſieht. Angſt, Zittern und Schrecken kennt der Handwerker nicht, wenn er in den Salon eines Miniſters gerufen wird, um dort zu arbeiten. Er zuerſt reicht dem Staatsbeamten die Hand, bietet ihm wohl auch eine Papiercigarre an. Weder eine ſüdamerikaniſche Dame noch ein eingeborner Herr begreifen es, daß ein Handwerker ein Weſen ſei, das auf der Stufenleiter menſchlicher Größe einen Schritt hinter dem Kaufmann zurückbleiben muß. Niemand ſagt mit ſtiller Verſchämtheit, mein Vater war Schneider. Auch dies europäiſche Gefühl fehlt in der Gefühlswelt des Südamerikaners. Manchen Auswanderer zieht das an. Zu Hauſe hat man ihm geſagt, wie weit jene Länder noch zurück ſeien, wie gar nicht alles geordnet ſei, wie viel ſie entbehren müſſen. Das Sträfliche der Anarchie wird mit grauen Farben ausgemalt, Streuſand und Aktenſtaub kommen nicht zu ihrem den wilden Sinn des Menſchen zwingenden Recht. Man ſpricht von höherer geiſtiger Kultur, die fehlt, und von Revolutionen, die alles unſicher machen. Was Wahres daran iſt, kann hier nicht Sache einer weiteren Ausführung ſein. Wir ſtellen uns nur auf den Standpunkt der meiſten ausgewanderten Deutſchen und ſehen zu, wie ſie ſich auf dem Boden fühlen, den ſie als einen fremden mit recht viel Vorurtheilen betreten haben, und wie ſie in ihrem Gefühl zum Beurtheilen und Vergleichen ſich aufgefordert fühlen.

Das Fehlende hat nichts drückendes. Sie ſehen, daß nicht Alles fein ſäuberlich in der Verwaltung des Landes geordnet iſt, aber wenn ſie einigermaßen ſich zu orientiren wiſſen, ſo leiden ſie perſönlich keine materiellen Einbußen. Und geſchieht es doch, ſo freuen ſie ſich immer noch über die gänzliche Unabhängigkeit ihres Lebens. Sie halten das, was wir obrigkeitliche Fürſorge nennen, für ein ſchlecht angebrachtes Ammenbewußtſein. Das moraliſch ſie Niederdrückende fehlt, keiner verachtet ſie, wenn ſie arm ſind, niemand behandelt ſie hochmüthig. Wer eine hochmüthige Miene annehmen würde, müßte etwa ſehr unpolitiſch handeln wollen. Das Volk wählt ſich ſeine Obrigkeiten, und die Perſonen ſind von geringer Bedeutung, welche mit dem öffentlichen Vertrauen beehrt werden. Es kann ihnen ſehr bald entzogen werden. Das Herrſchen fehlt. Ein Ineinandergreifen aller zum Beſten des Staates und des eigenen Vermögens iſt die Verwaltung. Selten hängt das ganze Lebensglück eines Menſchen an dem Wohlwollen oder Mißwollen eines Andern. Von einem Lebenslauf gehen ſie zum andern über. Man erleichtert die Uebergänge aus einem Beruf zum andern und ſieht nichts Extravagantes und Sträfliches darin. Reſpekt und Ehrerbietung haben nur Kinder vor den Eltern, eine Erweiterung dieſes Verhältniſſes auf andere, namentlich regierende Kreiſe findet nicht ſtatt. Nach dem ſogenannten Blutbad von Quinteros weigerte ſich ein Nationalgardiſt, vor dem Präſidenten Pereira das Gewehr zu präſentiren. Man führte ihn aus den Reihen der Garde hinweg, man that ihm nichts. Am nächſten Sonntag exercirte er wieder mit. Auch der Präſident berückſichtigte die Gefühle der großen Parthei, die unterlegen war, und des jungen Mannes, der aus Theilnahme für die gefallenen Generäle ſo unbedachtſam am unpaſſenden Ort ſeinen Proteſt äußern wollte.

Hat Jemand ein Amt, ſo ſagen viele, dafür wird er bezahlt. Man hält ſich ſo auch einen Geiſtlichen. Iſt man mit ihm nicht einverſtanden, ſo geht man gar nicht zur Kirche. Wird für eine Gemeinde geſammelt, ſo fühlen viele das Bedürfniß, etwas nicht-achtendes über die Kirche im Ganzen in ihre Reden

einfließen zu laſſen. Wird man darüber unwillig, ſo erhält man kein Geld. Ohne Geld und Freiwilligkeit geſchieht aber nichts. Das iſt dann ein großer Augenblick für einen kleinlichen Menſchen, wenn er unter den herablaſſendſten Zeichen und unter hochmüthigen Worten ſo aus Gnade und Barmherzigkeit etwas für den Unterhalt einer kirchlichen Gemeinde thut. Nicht viele ſind ſo uncivilisirt, nicht bei allen geſtaltet ſich das Freiwilligkeitsprincip in ſolcher Weiſe aus. Viele allerdings, welche mit ihrer Brutalität groß thun, verkauften in Europa für einen Schilling Roſinen oder berührten ſich zum erſten Mal mit feinerer Geſellſchaft unter den Señoras am La Plata. Dergleichen ſpaßhafte Menſchen habe ich auch kennen gelernt. Ihre Vornehmheit gehörte oft zu den Bildern köſtlichſter Komik. Ein Wähnen, große Leute zu ſein, ſollte ihrer windbeutelartigen Perſönlichkeit oft eine Apotheoſe geben.

Dieſe Angaben ſind geeignet, den geſellſchaftlichen Boden zu verſtehen, auf dem ein proteſtantiſcher Prediger hier ſteht. Nun kommen zwei Perſonen zu ihm, welche ſich verheirathen wollen. Der Bräutigam kommt, wer weiß woher, die Braut hat vielleicht allerlei Verwicklungen des dunklen Schickſals hinter ſich. Jener iſt vielleicht aus der Schweiz, dieſe aus Nordamerika, beide ſprechen deutſch. Niemand hat ſie nach Papieren gefragt. So etwas kennt man wenig. Im Lande erſcheinen kann jeder, hat er keinen Paß, ſchadet es auch nichts. Hat er einen und liefert er ihn an die Polizeibehörde ab, ſo bekommt er ihn ſelten wieder, hat auch niemals ein Intereſſe, ſich in erneuerten Beſitz eines ſolchen Papieres zu ſetzen. Die Polizei kümmert ſich um das unnütze Papier auch nicht. Macht man den Brautleuten Schwierigkeiten, ſo gehen ſie nach der katholiſchen Kirche und laſſen ſich trauen. Häufig knüpfen ſich daran Uebertritte, großes Siegesgeſchrei in den Zeitungen, feierliche Feſte in den Kirchen. Einige ſagen zwar, an ſolchen Perſonen liegt nichts, andre wiſſen aber, daß die Kirche auch ſie nicht aufgeben darf. So war es Sitte geworden, daß wir eine Erklärung des Konſuls des Bräutigams und des Konſuls der Braut über die betreffenden Perſonen verlangten, ob ſie unverheirathet ſeien. Die Konſuln ſind

aber Handelskonſuln und keine Behörden. Sie ſind auch für nichts verantwortlich. Jeder kann auf ein Konſulat gehen und eine beliebige Deklaration abgeben. So ging alſo der Bräutigam mit zwei Bekannten auf irgend ein Konſulat. Wenn ſeine eigne Nation keinen Konſul hatte, oder keinen, der Deutſch verſtand, wie z. B. die Schweizer, ſo ſuchte er ſich einen beliebigen andern aus. Dann wurde eine Verhandlung aufgenommen, im Weſentlichen ſo lautend: „Herr N. und Herr M. erklären, daß Herr O unverheirathet iſt.“ Nun iſt es ſehr leicht, ſolche Herren N. und M. zu finden, die derartige Erklärungen abgeben. Konnten ſie doch unmöglich wiſſen, ob die Leute, die kaum ein paar Monate im Lande waren, nicht anderswo engagirt ſeien. Die mit Konſulatsſiegel und Unterſchrift verſehenen Atteſte geben alſo dem Geiſtlichen keine Sicherheit. Einige Leute ſagen auch, wir wollen mit den Handelskonſuln nichts zu thun haben, wir wollen nur mit der Geiſtlichkeit verhandeln. Namentlich wenn ſie arm ſind, fürchten ſie die theuren Gebühren einer ſolchen Deklaration auf einem Konſulat. Wunderbar kam es mir vor, daß am Anfange meiner Thätigkeit dieſe Konſulatsatteſte gewöhnlich dieſelben Zeugen aufführten. Ein deutſcher Bierwirth katholiſcher Konfeſſion und ein anderer Herr waren faſt immer diejenigen, welche erklärten, daß alle Welt unverheirathet ſei, mochten die Brautleute aus Baiern, aus Hamburg, aus Schweden, aus Holſtein oder ſelbſt aus Braſilien ſein.

Die häufige Wiederholung dieſer Zeugennamen und der Widerwillen vieler Leute, auf den Handelskonſulaten ſich umherzuſtoßen, wo ſie meiſtens für das Atteſt bezahlen mußten, veranlaßte mich, eine andere Praxis einzuführen. Ich verlangte zuerſt von dem Theil, der die Trauung beſtellen kam, daß er mir Papiere über ſich und ſeine Braut vorlegen möchte. Aus dieſen ging gewöhnlich ſchon hervor, daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach unverheirathet ſeien. Blieb etwas dunkel, ſo führte eine Konverſation ſehr leicht auf Entdeckung eines etwaigen Hinderniſſes. Dann wurden ſie bis zur Hebung deſſelben abgewieſen. Stellte ſich aber nichts derartiges heraus, ſo ließ ich an einem beſtimmten Tage das Brautpaar mit zwei Zeugen oder

mehreren auf das Pfarramt kommen und ließ sie nach einer Ansprache und Auseinandersetzung, daß sie selbst ihre Landesgesetze kennen müßten und daß, wenn die Kirche etwas gegen die Trauung einwenden müsse, was sie verschwiegen hätten, dies auf ihr Gewissen zurückfalle, eine Verhandlung unterschreiben, die ihnen vorher vorgelesen und erklärt war und ungefähr so lautete: „Vor dem unterzeichneten Pfarrer aus der evangelischen Landeskirche des Königreichs Preußen erscheinen Herr N. N, aus Schleswig und Fräulein N. N. aus San Leopoldo in Südbrasilien, beide evangelischer Konfession, und erklären vor dem Angesichte des dreieinigen Gottes, der die Lüge straft, und vor den Zeugen, dem Konsul der freien und Hansastadt Bremen Herrn N. N. und dem Herrn N. N. aus Hamburg, an Eidesstatt als juramentum integritatis s. de statu libero, daß sie weder durch kirchliche Trauung noch durch einen Civilakt jemals ehelich mit einer andern Person verbunden worden sind, und daß kein rechtliches Hinderniß der Eingehung einer Ehe unter ihnen entgegenstehe, was sie durch eigenhändige Unterschrift bezeugen." Dann unterschrieben sie und die Zeugen und der Pfarrer. Darauf erfolgte erst das Aufgebot, das ein einmaliges ist, weil es eigentlich nur eine Anzeige an die Gemeinde und eine Aufforderung für deren Fürbitte genannt werden kann. Nur bei preußischen Unterthanen behielt ich es bei, ein Atteſt des preußischen Handelskonsuls mir auszubitten. Doch preußische Unterthanen gab es äußerst wenige. Die meisten Deutschen stammten aus Hannover, Hamburg, Bremen und Holstein. Oft wurde die Verhandlung in spanischer oder französischer Sprache vorgenommen, zuweilen auch in englischer und schwedischer.

Es kam einmal vor, daß eine ältere Frau, eine kinderlose Wittwe sich mit einem gleichfalls ältlichen Herrn vermählen wollte und tief entrüstet zu mir kam. Der junge Mann, welcher gerade ein Handelskonsulat in Abwesenheit seines Chefs vertrat, hatte sie, als sie die Deklaration abgeben wollte, in guter Absicht ermahnt, sie als ältliche Frau möge doch nicht mehr heirathen, sich besinnen und so weiter. Sie gehörte aber zu den Frauen, die nicht mit sich spaßen ließen und im Besitz einer sehr

wohl geübten Zunge waren, welche auch die Hamburger Freimüthigkeit mit der orientaliſchen verbanden und nicht ſchüchtern waren, und ſie erklärte, daß ſie zur katholiſchen Kirche gehen würde, wenn ſie von dem jungen Menſchen ein Atteſt durchaus haben müßte. Da ſie ſonſt ſehr kirchlich war, ſo ließ ſie ſich beruhigen, und ich nahm die Verhandlung in unſerer feſtgeſetzten kirchlichen Weiſe auf. Ein Jude erſchien zu wiederholentlichen Malen bei mir mit der Bitte, ihn mit einer evangeliſchen Deutſchen zu verheirathen. Auf erfolgte Ablehnung kam er wieder und ſagte, der engliſche Geiſtliche wolle ihn wohl trauen, möchte es aber aus Rückſicht auf mich nicht gerne thun. Das beſtimmte mich nun durchaus nicht, etwas zu ändern. Darauf ließ er ſich in der katholiſchen Hauptkirche trauen. Die Zeugen und das Brautpaar ſagten, ſie ſeien katholiſch. Für Geld war da alles möglich. Die Frau ſtarb nach einiger Zeit und wurde auf unſerm proteſtantiſchen Kirchhof begraben. Darauf wollte der Jude zum zweiten Mal heirathen, aber das deutſche Dienſtmädchen, das er beglücken wollte, ſtarb wieder, und ſpäter ging er mit der Frau eines ſchwediſchen Riemers in die weitere Welt hinaus, zunächſt nach Braſilien. Er hatte ſich damit beſchäftigt, den Seeleuten allerlei Getränke zu verabreichen, auch logirten bei ihm die weggelaufenen Matroſen. In der Nacht ſchickte er Böte nach den Schiffen hin, in welche ſich die Matroſen begaben, die ablaufen wollten. Das iſt ſehr Sitte, wie in vielen Häfen ſo auch im Hafen von Montevideo. Die Polizei thut ſolchen Durchgängern nichts. Sind ſie aus der Stadt heraus, ſo nimmt ſie Jeder auf dem Lande gern auf. Man freut ſich, neue Arbeitskräfte der Republik gewonnen zu haben. Sehr oft begegneten mir, wenn ich mit der Diligencia reiſte, ſolche Seeleute, die in ihren wollenen Kleidern und Seemannskoſtümen verwundert über die Landſtraßen des fremden Landes wanderten. Auch traf ich im Innern des Landes pommerſche, mecklenburgiſche, hamburgiſche abgelaufene Matroſen, welche ſeit langen Jahren nichts von der Heimath gehört und faſt nie deutſch geſprochen hatten.

Die Leichtigkeit einer Eheſchließung in der katholiſchen Kirche

trat oft recht deutlich hervor. Kürzlich noch wurde ein Paar in der matriz getraut, wobei die Frau die angenehme Ueberraschung hatte, daß am andern Tage ein spanisches Schiff die erste Frau nebst Kinder ihres Mannes aus Spanien brachte. Diese Ehefrau hatte lange keine Nachrichten aus Montevideo, wie es ihrem Mann gehe, setzt sich mit ihrer Familie besorgt auf ein Schiff, und als sie ankommt, findet sie die zweite Frau. Da sie all ihr Geld auf die Reise verwendet hatte, so mußten milde Landsleute ihr die Rückkehr nach Spanien mit ihren Kindern ermöglichen. Ein schweizer Bauer aus Luzern präsentirte sich bei mir mit seiner Braut. Nach kurzem Gespräch merkte ich, daß etwas nicht richtig sei, und endlich gestand er, er hätte eine Frau in Luzern, die habe ihm aber die ganze Wirthschaft in Unordnung gebracht, und deshalb sei er mit der Magd ausgewandert. Die Leute hätten ihm gesagt, in Amerika sei alles anders, da könnte er gleich wieder getraut werden. Auf meine Abweisung — es war auf einer meiner Amtsreisen im Lande — tröstete ihn seine Umgebung, man werde wohl einen katholischen Pfarrer finden, der ihn mit seiner Braut zusammentraue. Es ist überhaupt spaßhaft, mit welchen Vorstellungen Leute aus dem Volk aus Europa bei uns ankamen. Sie stellen sich alles in Amerika wild vor, ohne Sicherheit der Person und des Eigenthums, wie ihnen tausend Schreiber gesagt haben und was Miniaturbeamte ohne Zahl selbst glauben. Plötzlich sind sie in einer so glänzenden Stadt wie Montevideo und sie suchen ängstlich die Wildniß.

Wenn die Bevölkerung, besonders auf dem Lande, eine dichtere wird, so ist eine Regulirung der Eheverhältnisse von selbst geboten, bis jetzt überläßt der Staat das ganze Gebiet der römischen Kirche. Die Akatholischen dagegen richten sich ein, so gut sie es können und wie es die Umstände gebieten. Es giebt wohl schon einige tausend Protestanten im Lande, der englischen Hochkirche, der schottischen Presbyterialkirche, der evangelischen Kirche von Preußen, der reformirten Kirche der Schweiz und der waldensischen Kirche angeschlossen. Seine Majestät der König von Preußen unterstützt die deutsche Gemeinde und auch die waldensische. Huldreich gewährte er die Bitte des Presby-

teriums der deutſchen Gemeinde zu Montevideo. Gern hatte ſie in ihren Gottesdienſten und Gebeten des Königs und ſeines Hauſes gedacht. Nun hatte ſie neue Veranlaſſung zur Dankbarkeit. Einzelne Methodiſten und Menoniten exiſtiren auch. Allen ſollte jener Geſetzentwurf zu Gute kommen, der im Mai 1858 zum erſten Mal eingebracht wurde und deſſen Diskuſſion in der Deputirtenkammer auf Wunſch des Pro-Vikars ausgeſetzt wurde.

Neuntes Kapitel.

Ernennung des Pfarrers von Canelones zum apostolischen Vikar. Canelones und die Ansiedler von den kanarischen Inseln. Der Karneval in Montevideo und auf dem Lande. Das Reiterspiel der Carreras und Sortijas. Die früheren Verdienste und die Amtsverwaltung des neuen Vikars. Seine Visitationsreise. Meine Reise nach Mercedes.

Im Laufe des Jahres 1859 kam endlich die Nachricht, daß Seine Heiligkeit der Papst einen apostolischen Vikar für die Republik auserwählt habe. Es war der bisherige Cura vicario von Canelones, welcher mit der Prälatur der orientalischen Kirche betraut wurde. Ueber Canelones habe ich bei Gelegenheit des César Diaz'schen Revolutionsversuches gesprochen. Die kleinen Städtchen ähneln sich so ungemein, daß die Schilderung des einen ein Bild von allen giebt. Deshalb suchte ich dieses Städtchen und seine Interessen in wenigen Zügen zu schildern. Das Kurat oder Pfarramt von Canelones ist ein sehr einträgliches, weil die ganze Umgegend sich einer reichen Bevölkerung erfreut, was eine Seltenheit im Lande ist.

Die zahlreichen Ansiedler von den kanarischen Inseln, die sich mit Vorliebe um Canelones niedergelassen haben, erfreuen sich einer großen Fruchtbarkeit in ihren Familien, so daß ein ganzer Kinderschwarm das kleine Häuschen belebt, in welchem sie ihr Leben gerade so einrichten wie auf den Bergwänden von Teneriffa. Hier ein Lichtlein und dort eins flammt auf an den Anhöhen Teneriffa's, bis man endlich die Stadt Santa Cruce hell da liegen sieht, wenn man in der Nacht, was Spanier nemlich Nacht nennen, am dunkeln Abend, längs der Insel dahin-

fährt. Dieſe bald hier bald dort aufflammenden Lichtlein wahrſcheinlich aus vereinzelten beſcheidenen Hütten und Wohnungen herabſchimmernd in die Wellen des nie ruhenden Meeres riefen als ich im März dieſes Jahres bei ſtarkem Nordſturm von den Cap Verde'ſchen Inſeln kommend langſam bei Teneriffa vorüberfuhr, lebhaft in mir die Erinnerungen an die kleinen Häuschen, der Kanarier um Canelones wach, die mit wenigem zufrieden und unbekannt mit den großen Intereſſen der Welt und Menſchheit, ein recht primitives Leben führen. Zahlreiche Kinder eilen aus dem Hauſe, wenn man vorbeireitet, man wundert ſich, wie die ganze kleine Familie in der Hütte Platz findet. Sie bauen alle das Land an, aber nur ſo viel ſäen ſie, als ſie zu ihrem Unterhalt brauchen. Der Tauſchhandel iſt ihnen nicht unbekannt. Zahlreiche Hühnerheerden geben dem Umkreis ihrer Hütte Leben, und mit Eiern erkaufen ſie ihre Bedürfniſſe aus den kleinen Almacens der Stadt. Es iſt unter ihnen Sitte, ſich ſehr jung zu verheirathen, wenn ſie faſt noch Kinder ſind. Es fehlt ihnen in der neuen Heimath der Blick auf das tiefblaue Meer und der erhabene Bergescharakter des alten Landes, aber dafür iſt die Arbeit leichter und das Leben vom Druck der herzfreſſenden Sorge frei. Sehr viel halten ſie auf Kirche und Geiſtlichkeit, deshalb geben ſie auch gern dem Cura von Canelones was ſein Herz erfreut und ſein Kurat gilt als eins der beſten in der Republik.

Die Kirche des Ortes ſelbſt iſt eine der größten auf dem Lande, ſie gehört mit zu den Centralpunkten ſtreng katholiſcher Beſtrebungen im Staate, ſo weit ſolche nach den vielfach angedeuteten Verhältniſſen überhaupt möglich ſind. Der bigotte Geiſt der Einwohner wird hervorgehoben, die Kanzel iſt häufig ein Ort leidenſchaftlicher Ausfälle gegen die Freimaurer. Hier fiel auch jenes Wort, welches man in Montevideo ſo extravagant fand, daß die Filantropia die Falſchmünze der Caridad, der chriſtlichen Liebe ſei. Das war ein hartes Wort und verletzte die Freimaurer auf das Tiefſte.

Als ich zum erſten Mal in Canelones mich befand, ſah es ſehr kriegeriſch aus, das zweite Mal herrſchte tiefer Friede und

vielbewegtes Leben, denn es war die Zeit des Karnevals. In der Hauptſtadt iſt es dann nicht auszuhalten, wenigſtens für alle die, welche den Karneval in landesüblicher Weiſe nicht ſpielen wollen. Man ſagt allgemein: Karneval ſpielen, und die folgende Schilderung wird dieſen Ausdruck rechtfertigen. Des Lebens Geſtalten ſind wechſelnde, darum verweilen wir auch bei dieſem Spiel des heitern Volks.

Es iſt Sitte den Karneval hauptſächlich durch Waſſerkünſte zu feiern, in Montevideo wie auch in den kleineren Städten, welche das großartigere Leben der Hauptſtadt nachahmen. Nicht gleicht hier die Karnevalszeit der zu Rom oder zu Venedig, jedes Land hat ſeine eigne Methode ſich zu vergnügen. Selbſt in Madrid ſoll der Karneval anders gefeiert werden, als in dieſen zukunftreichen romantiſchen Städten, welche am La Plata liegen. Nach einer Verfügung vom 4. Februar 1861 wird das Karnevalsſpiel zu Montevideo weiſe geordnet. Drei Tage darf es währen. Zwei Kanonenſchüſſe vom Fort San José aus geben das officielle Zeichen des Anfanges und des Schluſſes jeden Tag. Das geſchieht Nachmittags 2 Uhr und beim Sonnenuntergang. Auf allen Dächern und Balkonen der Stadt ſind die Damen verſammelt, wie eine kriegeriſche Amazonenſchaar, erwartungsvoll, zum Kampf bereit und nach dem Feuer der Schlacht ſich ſehnend. Beſonders zeigen ſich viele halbgeöffnete Roſenknospen. Mit größter Ungeduld erwarten ſie die Huldigungen, und drohend auf den Spaziergänger herabſchauend machen ſie ihm ſchon vor 2 Uhr meiſtens eine wonnereiche Angſt. Zahlreiche Waſſergefäße, hoch bis an den Rand gefüllt, ſtehen neben den weiblichen Kriegerſchaaren, desgleichen ſ. g. Papierbomben, aus ſtarkem Papier gebildet und mit Waſſer gefüllt, welche herabgeworfen auf die Straße zerplatzen und denjenigen gründlich durchnäſſen, der von ihnen getroffen wird. Auch Körbe mit Eiern ſtehen bereit da, aber dieſe Eier ſind alle mit wohlriechenden Parfüms gefüllt, und mit ihnen zielt man nach den Herzen der Jünglinge, die von der Straße aus den Kampf beginnen. Mit Regenmänteln und Regenhüten haben ſich die Herren verſehen, ſie reiten oder gehen zu Fuß durch die Straßen, werfen nach den Balkonen

und auf die flachen Dächer die gefüllten Eier, und je beſſer ſie treffen deſto lauter erſchallt der Jubel der Damen. Aber auch dieſe kämpfen. Hinter Vorhängen ſchöpfen ſie aus den bereit gehaltenen Waſſergefäßen und raſch hervortretend bis an den Rand des Balkons ſchütten ſie unendliches Waſſer auf die Köpfe der unten ſtehenden Herren, die ausbiegen und ſich ſchützen ſo gut ſie können, aber obgleich ſchwer getroffen von Waſſerbomben und ſich ſchüttelnd unter einem Waſſermeer gern hinauf ſchauen zu den grauſamen Amazonen, die ſchon wieder ihre Waffen bereit halten, den hinaufgeworfenen Eiern ausbiegen und ſelbſt reichlich links und rechts dieſelben ſchleudern. So geſchieht es Haus an Haus, Straße an Straße. Allmählig ſieht es auf den Straßen wie beim ärgſten Regenguß aus. Von einem Balkon aus kämpft man ſchon mit dem andern. Herren dringen auf die Dächer und bringen Hülfe den Damen oder kämpfen von hier aus mit dem ſchönen Geſchlecht, das immer animirter und den Waſſergöttinnen ähnlicher wird. Die Geſtalten werden fiſchähnlich, ſo hat der feuchte Nebel die Anzüge zuſammengepreßt. Kutſchen eilen durch die Straßen. Wehe den armen Kutſchern! Sie müſſen faſt herunterſinken von ihrem hohen Wagenthron unter der Laſt der Waſſermaſſen, die ihnen aufs ehrliche Haupt geworfen werden. Ein Haus wetteifert darin mit dem andern. Man hört kaum das Rollen der Wagenräder auf dem Steinpflaſter, man hört nur das Geräuſch des hernieder geſchütteten Waſſers. Im Wagen ſitzen die Herren, ſie öffnen hie und da die Fenſtern der zugeſchloſſenen Kutſche und werfen unvermerkt ein Ei und das andre nach Gegenden hin, wo ein beſonderes Intereſſe ihre Herzen hinzieht oder die Blume einer Ballempfindung blüht. Oft ſind ſie unglücklich, die alte Negerin des Hauſes empfängt an ihre ehrliche Küchennaſe das mit Spring Flowers parfümirte Ei. Es ſollte das Herz der jungen ſchönen Tochter rühren und treffen, die außer ihrem ſchwarzen Augenpaar und der königlichen Geſtalt eine Eſtanzia oder etliche tauſend Onzas de oro (Goldunzen) beſitzt. Wie die Tochter des Phäakenkönigs von vielen Geſpielinnen umgeben war, und wie die Prinzeſſin von Egypten, Pharao's Kind, mit ihren Dienerinnen am Nil

badete, so sind die schönen Señoras und Señoritas von hülfreichen schwarzen Geistern bedient. Die Negerin reicht ihnen das zierliche Ei, die Mulattin schöpft ihnen klares Wasser aus mächtigem Gefäß. Es giebt eine Maschine, die schnellt empor und reicht dann bis an die Dächer. Sie ist mit Bonbons, Caramelos und anderen Zierlichkeiten besetzt. Diese werden auf solch' geistreiche Weise den Damen präsentirt. Aber während die Herren den Damen auf der linken Seite der Straße ihre Höflichkeiten beweisen, beschüttet man sie unerbittlich von den Dächern und Balkonen der rechten Seite. Immer feuriger wird der Kampf, Balkon kämpft gegen Balkon, Dach gegen Dach, Haus gegen Haus, Mirador gegen Mirador. Miradore nennt man die zierlichen Thürme, welche über dem platten Dach sich noch in die Höhe heben, zuweilen fast die Höhe der Kirchthürme erreichen, mit Gallerien, Kuppeln oder offner Höhe und Brüstung versehen sind. Nicht alle Häuser besitzen diese Thürme, also kann man leicht von einem Mirador aus die Damenwelt auf den umliegenden Dächern einem gewaltigen Wasserregen aussetzen. Die Straßen schwimmen, wie bei heftigen Regengüssen. Die Dammen verwandeln sich in alle möglichen unkenntlichen Gestalten. Alle Fenster, die zugleich Balkonthüren sind, werden geschlossen, damit nicht Eierschalen und Wasserfluthen die kostbaren Teppiche beschädigen, mit denen man die Säle in verschwenderischer Pracht belegt. Ein vornehmes Haus muß namentlich kostbare Teppiche zeigen. Maskenschaaren ziehen durch die Straßen, mit Musikchören an der Spitze. Sie können sich allerlei Scherzreden erlauben, sie können sich unter den Balkonen aufhalten und Konversationen beginnen, denn ihnen darf man kein Ei nachwerfen, auch kein Wasser darf sie berühren nach der Ordnung des Karnevals. Auch die katholischen Geistlichen sind an diesen Tagen nach dem Gesetz Tabu. Die Jünglinge des Landes sind zu Frauengestalten geworden und tanzen unter den Balkonen ihrer Tertuliasflammen wie die Kätzlein im Mondenschein.

Nun kommt es aber oft vor, daß ein oder das andre Menschenkind einen Ausgang nicht vermeiden kann, auch wenn keine

Leidenſchaft des Karnevalſpieles, keine intereſſante Beziehung zu irgend einem Balkon, kein Zug des Herzens und keine Schickſalsſtimme auf's feuchte Kampfgebiet ruft. Die unverheiratheten Herren ſind zu beklagen, die zwiſchen 4 und 6 Uhr Nachmittags gewohnt ſind nach dem Hotel zum Diner zu gehen. Recht bemitleidenswerthe Männer ſieht man da, wer könnte genügend ihre Schwermuth ſchildern und den Aerger der ſich auf ihren Zügen malt? Den Regenſchirm verzweifelt in die Hand gedrückt, und zwar einen recht alten — denn nur Ueberreſte eines Regenſchirms klagen ſpäter in einer Ecke des Hotels — mit Gummiſchuhen und Regenpaletots in dieſen heißen Sommertagen wohl verwahrt, ſuchen ſie ihrer ganzen Erſcheinung eine drohende Haltung zu geben. Bald ſchauen ſie links nach einem Dach, bald rechts nach einem Balkon, ihre drohende Haltung wird zu einer bittenden, der Regenſchirm zittert in ihrer Hand, ja ein ganz klägliches Etwas zieht über ihre reſignirten Geſichtszüge. Erſcheint ſolch ein fremder Gaſt an einer Ecke der Straße auf dem Karnevalsterrain, ſo jubelt die ganze Straße und alle Balkone. Das ſind ſo die rechten Schlachtopfer. Mit ihnen beſchäftigen die um des Spielens willen Spielenden ſich am liebſten. Alle Waſſerkrüge werden gefüllt, zahlloſe Eier und Spritzen bereit gehalten. Nur die Jungfrauen, die das Herz ihrer Tänzer hinter dem ſchützenden Regenrock ſchlagen hören, beachten nicht den armen Mann, der ſeinen theuren Regenſchirm feſt an's Herz drückt. Raſch ſchreitet er durch die Straße. Wo ein ganz beſonders gut bewaffneter Balkon ſich zeigt oder wo auf einem Dach mit eigenthümlich ſchalkhafter Miene der arme Wanderer beſchaut wird, da weicht er in einem großen Bogen aus. Doch heimlich ſchaut hinter einem Vorhang ein ſinniges weibliches Weſen auf den Cirkelgang des hungrigen Herrn hin, und ehe er einen klaren Begriff von der ihm drohenden Gefahr ſich bilden kann, ſieht er ſeinen Regenſchirm unter der Wucht einer Papierbombe ſich beugen und links und rechts entſtrömt ihm der wohlthätige Regen. Oder eine andre Dame hat leiſe die Hausthüre geöffnet, und während der geängſtigte Herr auf das ſchadhaft gewordene Dach ſeines Regenſchirms ſchaut, ſendet ſie

ihm mit einer kleinen Spritze eine ganze Ladung Eau de Cologne auf den sorgfältig geglätteten Hemdenstreif und an den Hals, so daß er, sich schüttelnd mit Unwillen, für die zarte Aufmerksamkeit zu danken vergißt.

Für den Menschenfeind, für den wunderlichen Herrn, für den nur im Vernünftigen die Vernunft findenden Ideologen aus Europa sind diese drei Karnevalstage ein Beweis dafür, wie weit man in Amerika noch was vernünftige Freude und Feiertagsvergnügen anbetrifft zurück sein kann. Wie ganz anders amusiren sich die gebildeten Leute in Europa. Da disputirt man zu Paris über das Ballet Diavolina von H. Saint-Léon und über Fräulein Mouraviev, da spricht man von dem Rücktritt der Madame Ugalde oder ihrem Eintritt in die Opéra-comique, da discourirt ein bebrillter Jüngling und ein blonder männlicher Deutscher vor dem Café Anglais auf dem Boulevard des Italiens über das Buch von M. Malliot: „la musique au théâtre.“ Man spricht um sich zu erfreuen, wie die italienische Anleihe 72,05 gemacht hat statt 72,20 oder wie der spanische Mobilier schwankt zwischen 727,50 und 722,50. Man steht auf der Höhe der Zeit und jene armen Leute in Südamerika erfreuen sich am Wasserwerfen!

Viele junge Leute sparen monatelang, um recht den Karneval spielen zu können. Es wird nachher erzählt, daß dem Luis der Karneval zwei Unzen und dem Fernando eine Unze gekostet hat, daß der Pepe für zehn Pesos Eier gekauft habe und der Ramon für zwölf Pesos. Namentlich der die Frauenschönheit ritterlich anbetende Handlungslehrling kauft große Quantitäten gefüllter Eier auf und geht stolzer als ein General durch die Straßen, wenn hinter ihm und seinem Regen-Paletot ein kleiner Negerknabe den schwer gefüllten Korb mit Eiern trägt, aus dem er bald links bald rechts wirft.

Worin liegt nun das Interessante dieses Karnevalspiels? Nur im Kampf und in der ungezwungenen Art und Weise, in der sich die Menschen zu einander hin bewegen, obgleich auch sonst ein sehr ungezwungener Verkehr der verschiedenen Stände und Geschlechter stattfindet, und eine übertriebene Blödigkeit oder

eine Betonung des Standesgemäßen unbekannt bleiben. Ich habe nicht allein die Jugend sondern viele ältere Leute leidenschaftlich Karneval spielen sehen, namentlich ältliche Damen, die ihre Kinder übertrafen, und wenn jene ermüdeten ungebeugt auf dem Schlachtfeld arbeiteten. Die Bekannten suchen die Bekannten auf, Kriegsheldinnen glänzen vor anderen ihres Gleichen, Löwen ziehen über die Straßen. Die in der Gesellschaft nicht glänzen können, sie glänzen wenigstens im Karneval. Es giebt, wie überall, auch in Montevideo große Damen, ihnen kann jeder Jüngling, der sonst nur Maskenbälle in gemischter Gesellschaft besucht, jetzt ein Ei an den Kopf werfen. Schlachtrufe erschallen, lautes Gelächter löst wildes Schelten ab. Oft stellt sich ein hungriger Herr, der nach dem Hotel zu gelangen strebt, in Mitten der Straße auf und läßt unter lautem Jubel der ihn von allen Seiten angreifenden Damen, die einen Wolkenbruch über sein Haupt zusammenziehen, Worte erschallen, welche durch unser deutsches: „Backfische, dumme Gänse, alberne Frauenzimmer" allenfalls wiedergegeben werden könnten.

In kühner Todesverachtung jagt ein Reiter durch die Straßen und fordert auf zum Kampf, aber wenn die Amazonen eines Balkons ihre Wasserkrüge ausschütten, treffen sie kaum noch die Hinterfüße seines Rosses, und er ist schon dabei einem andern gefährlichen Balkon auszuweichen. So kommen etliche fast ungetroffen davon, sind aber nicht sicher davor, daß in einer andren Straße eine mächtige Ladung sie selbst in Wellenschaum einhüllen und ihr Pferd scheu machen wird, daß es hoch sich aufbäumt und links und rechts in den Wasserregen den armen geschlagenen Reiter führt. Andere Männer gehen gleichgültig einher und nehmen durchaus keine Notiz davon, ob die Töchter des Landes auch noch so eifrig sie zum Angriffspunkt auserwählen. Eine Bombe erdrückt ihnen fast den Hut, sie rühren sich nicht, ein Wasserstrom bricht sich Bahn zwischen Paletot und Brust, sie schauen sich nicht um, ein Ei zerplatzt an ihrem Halse, und der feuchte Inhalt strömt auf's Herz, sie ändern nicht ihren Gang, sie erschrecken nicht, keine Bitte und keine Drohung schleudern sie den schönen Wasserjungfern auf den Balkonen mit den Au-

gen zu. Ihr Regenschirm verwandelt sich in eine flatternde Flagge, sie tragen sorglos ihre Trauerfahne weiter, über den Nacken rieselt es ihnen kühl, aber sie schreiten sicher vorwärts und es scheint ihnen nur so, als ob sie in einem lauwarmen Bade sich befänden. Solch ein Gleichmuth treibt nun zu unerhörten Anstrengungen die Amazonenschaar an, sie beugen ihre schlanken Gestalten weit über den Balkon und verschwenden ihren ganzen Wasservorrath an dem Undankbaren. Athemlos herankeuchende Negerinnen schleppen neue Provision herbei, als gälte es eine Feuersbrunst zu löschen. Mirador, Dach und Balkon operiren zusammen, linke und rechte Seite der Straße schließen eine Entente cordiale. Die Jungen, welche durch die Straßen ziehen, um Eier zu verkaufen, freuen sich hoch, denn der maßlose Eifer führt zu einer Etat-Ueberschreitung in den Eiereinkäufen.

Ein armer Neger eilt daher, um auf Befehl seiner Herrschaft etwas einzukaufen. Selbst mit ihm haben die Amazonen kein Mitleid, es geht ihm fast so wie dem durchnäßten Kutscher, dessen Menschenrecht kaum mehr anerkannt wird in solchen Tagen der Wassergefahr. Viele Damen freuen sich ungemein auf den Karneval, vor den Häusern der gefeierten und beliebten Schönheiten der Gesellschaft, der Bälle, der Theater sammeln sich die meisten Kämpfer. In Europa freuen sie sich häufig, wenn sie z. B. beim Schlittschuhlaufen viel aufgefordert werden, hier blickt die Señorita stolz herab auf die Getreuen, die so gern aus ihrer graciösen Hand ein Ei an den Kopf empfangen. Endlich um die Zeit, wenn die Sonne untergeht, fällt ein Schuß, der majestätisch über den Kampfplatz hinschallt und Frieden gebietet. Nun darf der schüchterne Stubenhüter, der gelangweilte Nordländer, der bis dahin Fastende sein Asyl verlassen. Auch die Amazonen verlassen Dach und Balkon, um im Spiegel ihr verwandeltes Aeußere zu schauen, die schwimmende Fischgestalt und das feucht gelockte Haar. Man ist indeß nie sicher, noch am späten Abende und in der Nacht von Eiern und Wasser getroffen zu werden, die heimlich aus Fenstern und Thüren anlangen, und fröhlicher Spott schallt dem Ueberraschten nach.

Es bleibt lange lebhaft auf Straßen und Plätzen, Maskenaufzüge treiben ihr tolles Weſen fort bis nach Mitternacht und bis gegen Morgen. Maskenbälle ſammeln gemiſchte Klaſſen der Geſellſchaft, namentlich in den Theatern. Der äſthetiſche und moraliſche Charakter dieſer Reunionen iſt derſelbe, wie in Europa. Das ſo vorwiegende franzöſiſche Element der Stadt iſt zahlreich in ihnen vertreten. Die Logen der Theater ſind mit anſtändig ſein wollenden Familien beſetzt. Viele nehmen ſelbſt ihre Kinder mit und zeigen ihnen das Getümmel der Maskenbälle, was namentlich für die kleinen Mädchen ſo unpaſſend iſt. Im Allgemeinen iſt es mir aufgefallen, daß man die Kinder viel häufiger in die Theater mitnimmt, als es für ihre Altersſtufe paſſend iſt. Das Theater wird viel allgemeiner beſucht als in Europa, niemand denkt daran im Theaterbeſuch etwas Bedenkliches zu ſehen. Spaniſche und italieniſche Familien können es nicht begreifen, wie der Theaterbeſuch überhaupt von irgend einem Menſchen für etwas zweideutiges gehalten werden kann, und auch den franzöſiſchen wird dieſe Vorſtellung ſchwer. Die engliſchen Familien halten ſich Sonntags, wie überall ſo auch hier, ſtreng vom Theater und ähnlichen Dingen fern, doch in den Wochentagen iſt das anders. Wenn alſo auch das Theater mit anderen Augen angeſehen wird als unter gewiſſen Schichten nordländiſcher Bevölkerungen und weder die italieniſche Oper noch das ſpaniſche Drama geradezu bedenkliche oder frivole Gegenſtände dem Publikum vorführen, ſo iſt es doch entſchieden ſchädlich, die Kinder auf alle mögliche Weiſe auszuputzen und in die Theater mit zunehmen. Dieſe pflegen vor 12 Uhr Nachts ſelten aus zu ſein, und das Söhnchen oder Töchterchen überwacht ſich, wird angegriffen und früh nervös. Es iſt auch kein Wunder, wenn die jungen Herren und Damen in der Schule ſich langweilen, die ſie am andern Morgen in gewöhnlichen Anzügen und noch tränmend vom Lichtglanz und Getümmel des Abends betreten. Wenn ich in einer Klaſſe von 30 Kindern fragte, wer iſt geſtern Abend im Theater geweſen, ſo meldeten ſich oft 8. Und dabei iſt das Vergnügen nicht allein der Geſundheit der Kinder nachtheilig, ſondern auch ſehr koſtbar. Aus

dem was ich früher über die Kindererziehung gesagt habe, wird es gar wohl erklärlich sein, wie die Eltern weder an Kosten noch an Gesundheit sonderlich denken, und daß sie der moralischen Seite der Sache kaum die oberflächlichste Aufmerksamkeit schenken. Die Stiergefechte haben auch ihre bedenklichen Seiten, über sie entsetzen sich unzählige zartfühlende Seelen, die freilich das ärgste Gift für wahres Gefühl jeden Abend im Gymnase, im Vaudeville, in den Variétés, im Châtelet und in tausend Theatern Europa's mit Freuden zu sich nehmen. Indeß werden diese Stiergefechte wenigstens am Tage gegeben, und mögen sie auch grausam sein, Muth und Geistesgegenwart zieht die Kinder an. An jedem Montag spielte im Sommer ein großer Theil der Kinder Toros in den Zwischenstunden der Schule. Sonntags nemlich finden die Stiergefechte oder Toros meistens statt, und dann ist am Montage die Erinnerung noch besonders frisch.

Der Karneval auf dem Lande und in den kleinen Städten zeichnet sich durch das Vorwiegen der Maskirungen aus. Es kann der Wasserkrieg seine ganze Schlachtordnung nicht entfalten, weil die einzelnen Gebäude weit von einander abstehen und Gärten oder freie Plätze zwischen inne liegen, welche den Krieg erschweren und den Angreifern auf der Straße es leichter machen, sich in sichere Positionen zurückzuziehen. Aus lieblichen Hecken, blühenden Gärten mit Orangenknospen und duftenden Rosen schleichen sie sich an die Fenster der jungen Mädchen und werfen die gefüllten huevos in's Häuschen. Diese kennen nicht viel den Luxus und die Abwechselungen in der großen Hauptstadt, darum lachen sie herzlich über die einfachste Maske und freuen sich an der einfachen Musik, die ihre verkleideten Verehrer aufführen. Die Maskenzüge schreien und lärmen in solchen Straßen der kleinen Städte, und da die meisten Masken zu Roß einherschreiten, so ist es ein buntes fröhliches Schauspiel. Die köstliche Luft nimmt ohnedies allen Trübsinn von der Seele und die Gabe kindlicher Heiterkeit berührt selbst im allgemeinen Jubel des Karnevals den steifen Engländer, der sich der nationalen Fröhlichkeit nicht amalgamirt, aber nach Genuß einiger Rostbeafs weniger dem Kranich ähnlich auf und ab spaziert. Die Fremden können

ſich gewöhnlich vor dem Waſſer, das ihnen droht, ſchützen. Sie ſteigen in einer Fonda der kleinen Stadt ab. Das nächſte Gebäude iſt zu entfernt, um gefährlich werden zu können. Die Hausgenoſſen ſpielen mit den fremden Gäſten nicht. So hören ſie nur von Ferne die Laute des Karnevalsjubels durch die Paraiſosbäume und Ombu's hindurch zu ihnen herüberklingen. Der Anzug leidet auch nicht durch das Waſſer. Man ſieht wohl die maskirten Reiter vorüberſprengen, aber kein Ei fällt. Dieſe gefüllten huevos ſind theurer und ſeltener auf dem Lande als in der Hauptſtadt, und jeder Ritter ſpart die ſeinen für die Schöne auf, die ihm beſonders die Welt mit lieblichen Gedanken verwebt.

Es giebt an ſolchen Tagen nichts angenehmeres, als fern vom Treiben der Hauptſtadt im Schatten vor dem Hauſe zu ſitzen, zu leſen oder zu träumen oder mit Freunden in der alle Menſchen mild ſtimmenden Luft gemüthlich ſich zu unterhalten. So werden mir die Tage und namentlich die Abende an den Karnevalstagen, die ich zu Santa Lucia und Canelones verlebte, ſtets unvergeßlich bleiben. Die ſchöne Zeit des Spätſommers giebt der Luft eine Reinheit, Friſche und Leichtigkeit, wie man ſie in rauhen nordiſchen Gegenden ſich kaum denken kann. Unterhaltungsſtoff giebt es auch genug. Bis tief in die Nacht kommen Herren des Landes angeritten, die ihr Nachtmahl einnehmen und gern mit der ſie auszeichnenden Höflichkeit zu den Fremden reden. Sie repräſentiren ihr Land und ihren Staat, als ob ſie die freundlichen Wirthe eines jeden Fremden wären, dem ſie in der Fonda, in der Diligencia und ſonſt begegnen. Wo ſie ihn auch antreffen ſind ſie gern bereit, alle Höflichkeit und Hülfe zu erweiſen. Sie thun ſolches mit einer Feinheit, die weniger Folge von Erziehung als Natur iſt. Sie ehren ſtets den Fremden. Wenn er ihnen auch ſonſt unbekannt iſt oder gar ſich unfreundlich benimmt, ſo halten ſie es doch für ihre Pflicht als Landeskinder, daß ſie für den Gaſt auf dem geliebten Heimathsboden ſorgen. In der Karnevalszeit muß fortwährend in den Fonda's die Tafel gedeckt werden. Der feine Franzoſe, der uns von ſeinen Reiſen in Italien unterhielt, ſaß

neben dem Gaucho, der sein langes, mit Silber beschlagenes Messer herauszog, um sich seinen Asado zu schneiden, und der dabei von den blutigen Bürgerkriegen erzählte, deren Abenteuer er selbst mitgemacht hatte. Ein vielseitiges Leben kann man überhaupt in den La Plata-Ländern führen. Der Frack des französischen Malers schaut verträglich auf den rothen Poncho des Gaucho, der schwedische Doktor liest eine englische Zeitung unter dem Ombu und dicht daneben bändigt ein orientalischer Jüngling einen Potro (Füllen). Doch ich will mich nicht zu sehr in meinen Erinnerungen verfangen, ich möchte gern apologetisch werden, dem Urtheil der Unkenntniß und der Beschränktheit gegenüber, das sich jene Lande so ganz anders vorstellt als sie wirklich sind, weil es dort gesunde frische Menschen giebt, die sich überall selbst helfen müssen, sich aber auch selbst zu helfen verstehen, die sich an vielem erfreuen und weniges beneiden, die rasch die Verbesserungen des sozialen Lebens einführen, nicht aber an die Fesseln alter Gewohnheit gebunden, alles Neue so ansehen, als ob es halb Verbrechen und halb Unmöglichkeit wäre. Die Wagen der flüchtigen Hauptstadtsleute, welche in Karnevalstagen durch die kleinen Städte eilen, sind trotz allem, was ich über die mildere Form des Karnevals auf dem Lande gesagt habe, vor Angriffen nicht sicher. Sie haben sich 10 bis 12 Leguas schützen können, sind stets rasch durch die kleinen Orte hindurchgefahren. Nur die nachbleibende Wagenspur hat etwas von dem Wasser empfangen, das aus irgend einem versteckten Fenster kühn verschüttet wurde, oder höchstens erhielt der Kutscher einen Tropfen in's linke Auge, oder es wurden die Pferde ein wenig erfrischt, während die Menschen über Staub zu klagen hatten. Es kommt aber die 13. Legua und eine ganze Ladung Wasser, vielleicht von den unschönen Händen einer Schwarzen gesendet, findet den Weg in die Kutsche zum Untergang der Toilette für den ganzen Tag. Es ist abscheulich sagen dann die Damen im Wagen und sie haben auch Recht. Kann das die Polizei nicht mit 20 Schilling Strafe belegen, fragt entrüstet der eben aus Bremen angekommene Fremde?

An solchen Tagen finden die carréras statt, das sind eigen-

thümliche Reiterspiele und Wettrennen. Zu Hunderten sammeln sich die Reiter aus dem Städtchen und aus der Umgegend auf dem Platz. Hier ist eine Reitbahn abgesetzt, ihr Ziel ist eine Art von Triumphbogen, an welchem oben ein Ring an einem Haken frei hängt. Nun müssen die Reiter der Reihe nach einzeln durch diesen Bogen aus angemessener Entfernung hindurchreiten und im Reiten den Ring mit einer Lanze abzunehmen suchen, was nur selten gelingt, da man Carrière reitet. Manche Reiter benehmen sich sehr ungeschickt dabei und dann verfolgt sie lautes Gelächter, etliche nehmen einen kühnen Anlauf, um schmachvoll zu enden. Dem einen entfällt beim Hindurchreiten seine Lanze und der andere kann sich kaum auf dem Sattel halten. Wem's aber gelungen ist, den Ring zu erlangen, der wendet sich seitwärts an das Fenster seiner Schönen und reicht ihr galant auf der Lanzenspitze den errungenen Ring, indem er sich eben so geschmackvoll verneigt wie der mittelalterliche Ritter oder die Salondame von heute, die nach der sozialen Gliederung zollweise und linienweise das Neigen ihres Hauptes abmißt.

Was bei diesen Volksspielen und Zusammenkünften besonders angenehm auffällt, ist die große Genügsamkeit des Volks. Es sind freilich nicht die Peone, die Arbeiter, welche mitreiten, sondern die Herren, die Caballeros, indeß auch hier ist die Grenze eine flüssige, und die soziale Gliederung meistens durch allgemeine Tugenden und allgemeine Nationalfehler zu einem abstrakten Gedanken verklärt, also in die Welt des reinen Seins erhoben und weniger zwingend herrschend in diesem ordinären Volksleben, wie man die Carreras-Spiele auf manchem Katheder nennen würde. Sind sie aber auch alle Caballeros, so fällt doch ihre Genügsamkeit auf. Ein Deutscher würde halb dabei verdürsten und ein Engländer ganz. Der Franzose freilich würde sich mit dem Damenflor trösten, der aus benachbarten Fenstern und von anliegenden Dächern zuschaut, wenn er auch seinen Champagner Freminet et fils oder seinen Burgunder Clos des mouches gelé hier nicht vertreten sieht. Die kühnen Reiter, die sich stundenlang ermüden, die älteren Herrn, welche zu Roß nur zuschauen und an ihre Zeit denken, da auch sie einherstürmten

in gestrecktem Galopp, die übrigen sonst zusammengeströmten Zuschauer erquicken sich durch Refrescas und Orchátas. Erstere entsprechen dem Geschlecht unsrer Limonaden, letztere sind aus Kokusnußmilch bereitet und gehören zum Hause Mandelmilch. Fast niemals sieht man jemanden, der von dem einzigen aufregenden Getränk Caña zu viel getrunken hat. Deshalb giebt es auch auf Volksfesten keine Polizei, und niemand erfährt wo erlaubt oder wo verboten ist zu gehen. Grasplätze dürfen auch nicht durch Warnungstafeln geschont werden, denn heute von hungrigen Pferden abgefressen, wächst das Gras morgen schon wieder. Messerstiche würden häufig eine Folge der Unmäßigkeit werden, darum ist die Genügsamkeit der Reiter und des Volks von vorbeugender Bedeutsamkeit. Woran Engländer und Franzosen gewöhnt sind, das findet sich selbst in der einsamsten Landfonda, nemlich Porter, Pale-Ale und Cognac. Auch findet der Franzose conservirte Austern, Sardinen, Hummer und Trüffelpasteten in den meisten derselben. Das alles wird in großen Quantitäten von Europa importirt in's Land geworfen und vielfach verlangt, namentlich werden zahllose Sardinenschachteln verbraucht. Es ist mir vorgekommen, daß in entfernten Fonda's die einfachen Naturprodukte: Milch, Brot und Butter fehlten, aber conservirte Austern, Hummer und englisches Bier war reichlich da. Das wird denjenigen nicht befremden, welcher die eigenthümliche Situation eines jungen Landes würdigen kann, dem es auch nicht wie eine Fabel klingt, daß viele Jahre hindurch der von Nordamerika aus importirte Weizen wohlfeiler war als der im eignen Lande gebaute, und daß man dicht neben Rinderheerden, die zu Tausenden zählen, vergeblich nach Milch fragt. Man hat eben keine Zeit die Kühe zahm zu machen. Diese Notizen stehen allerdings mit dem Karneval in nur loser Verbindung, aber ich höre so oft es aussprechen, wie die La Plata-Länder noch so sehr zurück sein müßten, und dem will ich, was äußerliche Kultur anbetrifft, auch bei dieser Gelegentheit entschieden widersprechen.

Man findet allerdings für das soziale Leben keine Vorsichtsmaßregeln in gesetzlicher Kraft ausgebildet und aufrecht erhalten, wie sie da eine Nothwendigkeit werden, wo dichte Men-

ſchenmaſſen in einem und demſelben Staate zuſammenwohnen, von denen ein Theil noch dazu hungert und viele Schaaren nur auf künſtliche Weiſe ihre Exiſtenz fortſchleppen. Das Fehlen dieſer Vorſichtsmaßregeln, wie ſie in einem mit guter Polizei verſehenen europäiſchen Staat zu finden ſind, mag den einen und den andern Auswanderer oder Reiſenden befremden. Wenn aber dasjenige, was noch gar nicht nothwendig iſt, nun überhaupt ſich nicht findet, ſo kann man die in dieſer Hinſicht kunſtvoll ausgebildeten Verhältniſſe und Ordnungen Europa's im Verkehrsleben, in der Verwaltung, in der Polizei nicht als ein beſchämendes Spiegelbild dieſen Republiken vorhalten, die bei größerer Einwohnerzahl auch zu manchem Elend, zu mancher Noth und zu manchen geſellſchaftlichen Abnormitäten kommen werden. Und wenn man dann den Uebelſtänden aufgeklärt, ſyſtematiſch und politiſch weiſe begegnet, ſo wird erſt der Wetteifer mit Europa ſeine richtige Grundlage, und eine internationale Vergleichung ihre Berechtigung haben. Ebenſo geht es mit der ſ. g. univerſalen Bildung. Auch ſie iſt oft nur ein Kind der Noth. Weil das wirkliche Leben nichts als das Hungertuch über den Tiſch breitet, labt man ſich an der ideellen Speiſe der Abſtraktionen. Nicht weil er die Idee ſo über alles liebt, lebt dieſer und jener im univerſalen Scepticismus, Idealismus oder in einer ſ. g. äſthetiſchen Weltauffaſſung. Es iſt die Unmöglichkeit unter den realen Mächten des Lebens ſich zum Mitfaktor, zum Mit-Agens in weiterer oder engerer Sphäre emporzuſchwingen, was ſpinöſe Schulunterſchiede, ungeſunde Kritiken, Kunſtſchwindel, Sehnſucht nach Griechenland, nach dem Orient oder nach der Zukunft des Staates ſchafft. Das wirkliche Leben bietet den eng zuſammengedrängten Menſchen, die jeden Quadratfuß beſetzt finden, oft keinen Spielraum für kraftvolle That und befriedigendes Schaffen. Darum ſind diejenigen weiſe, die bei Zeiten auswandern, ſobald die Heimath ihnen zu eng wird. Wenn alſo bis jetzt der Reichthum der Natur und das bunte Treiben der ſich begegnenden weißen, ſchwarzen und rothen Race, der Ausgleichungsproceß aller Eigenthümlichkeiten der ſüdlichen und nördlichen Volkstheilchen Europa's, die nach dem La Plata geſchlagen, nun hier ſich

gegenseitig erziehen, wenn die Ausgestaltung ihres Staatslebens, welches eine so kurze Geschichte hat, heute die Bewohner noch mit genügendem Gedankenstoff, mit Thätigkeitszielen und Problemen versorgt, darf man sie verachten, wenn wenig Theaterkritik, wenig Kunstsinn, wenig theoretische Systeme, wenig schöne Wunderlichkeiten und erhabene Unwahrheiten, und keine Symptome eines absterbenden socialen Lebens als falscher Idealismus und Scepticismus das schöne Wort und die schwächliche That zeitigen? Das Vergleichen mit dem übervölkerten und übersättigten Europa unter dem Stichwort: „noch sehr weit zurück" leidet an dem kleinen Irrthum, als ob die Zukunft Amerika's eine Kopie des gegenwärtigen überbildeten Europa's werden müßte. Es bereitet sich aber da ein Entwickelungsprozeß zu einer höhern Gestaltung des Weltlebens vor. Wie die Gesellschaft in Europa auf den Grundlagen des Mittelalters ruht, so soll sie in Amerika auf den Grundlagen der heutigen Ansichten über Verkehrsleben, über sittliche Zustände, über die menschliche Freiheit sich gründen. Daß dazu der christlichen Kirche wieder die leitende Stellung zufallen wird, bezweifeln wir keinen Augenblick. Sie hat ihre Wahrheit für alle Zeiten noch in keiner Phase der Weltgeschichte erschöpft, auf großen Gebieten mustergültig zur Wirklichkeit gemacht oder universell dargestellt. Doch kehren wir zurück zu dem Karneval in kleinen Städten und auf dem Lande.

Auch die Abende haben ihr Theil an Volksvergnügungen. Dann eilt alles in die Tertulias oder Bailes. Die recht vornehmen Bälle beginnen um 12 Uhr Nachts und enden um 4 Uhr Morgens. Man kann sich nicht genug über den Anstand und die angeborne Würde wundern, mit der man in solcher kleinen Stadt tanzen sieht. Die jungen Männer, die sonst damit beschäftigt sind, daß sie Pferde einfangen und Ochsen jagen und Potros bändigen, bewegen sich so, als sei der Salon ihre wahre Heimath. Die Damen bleiben niemals ein Wort schuldig und wissen über alles mit Bestimmtheit und Würde zu sprechen. Wird eine junge Dame aus dem einfachsten Rancho zum Ball in die Hauptstadt eingeladen, zu einer der Modefamilien, bei der die vornehmsten Ausländer und Einheimischen sich vorstellen

laſſen, ſo glaubt ſie nicht, daß ihr eine Ehre angethan wird, wenn man ſie bittet, nein, daß ſie ſelbſt eine Ehre dem Einladenden anthut, wenn ſie erſcheint. Niemals wird ſie verlegen. Der Bildungsſtandpunkt der Damen in der Hauptſtadt und auf dem Lande iſt nicht ſehr verſchieden von einander, und die ihnen angebornen Vorzüge ſind dieſelben. Man kann dieſe Vorzüge oberflächliche nennen und die tiefere ſittliche Kraft der Charaktere vermiſſen, doch glättet die ſchöne Form im Leben vieles ab, und die Gewandtheit und Ungezwungenheit der Lebensbeziehungen ermöglicht einen raſchen Fortſchritt und ein leichtes Aufnehmen fremdartiger erziehender und vertiefender Elemente.

Will man das Volk kennen lernen, ſo muß man nicht einſeitig nach dem Leben der Hauptſtadt ſich ein Bild entwerfen und dann Urtheile ausſprechen. So würde man das eigenthümliche Leben des Landes verkennen und gegen den Charakter der Eingebornen ungerecht ſein. Die Hauptſtadt iſt faſt eine europäiſche Stadt geworden, aber auf dem Lande erhalten ſich noch die Grundlagen eines eigenthümlich amerikaniſchen Lebens, auf denen die Geſellſchaft naturgemäß ſich weiter ausbilden muß.

Eine dieſer kleinen Städte Canelones gab alſo dem Lande einen apoſtoliſchen Vikar. Dieſer hatte ſich daſelbſt eine große Beliebtheit erworben. Als jener zehnjährige Bürgerkrieg das Land verheerte, und bald Soldaten der rothen Parthei, bald Truppen der Weißen plündernd und raubend in's Städtchen einfielen, als alle Einwohner mit ihren Pferden und Rindern flohen, ſo weit ſie noch etwas von dieſen retten konnten, da war der Cura ſtets bei ſeiner Kirche geblieben. Ja er war außer einem andern Mann, der mir dieſes ſelbſt erzählt hat, häufig der Einzige, der die verlaſſene Stadt hütete. Ein ſolches Muſter der Treue und des Muthes hatten die anderen Cura's auf dem Lande damals nicht gegeben, als ſich allmählig das geordnete Staatsleben auflöſte, und niemand wußte, wie die Verwirrung enden würde. Dieſe Geduld und Ausdauer, verbunden mit anderen Dienſten, hatte den Don Jacinto Vera als den geeigneten Mann erſcheinen laſſen, um an die Spitze der Kirche der Republik zu treten.

Anfangs Dezember 1859 herrſchte eine große Freude unter den kirchlichen Kreiſen, als die Ernennung des Genannten zum Vicario Apostolico und Gobernador Ecclesiastico en toda la Republica oriental del Uruguay bekannt gemacht wurde. In der Caridad, im Kloſter der Saleſerinnen und an anderen heiligen Stätten wurden feierliche Dankgottesdienſte abgehalten. Als der neue Prälat ſeinen Eid vor dem Staatsminiſterium ablegte und alſo von ſeinem Amte Beſitz nahm, machte eine Abtheilung des Militärs auf dem Hof des Regierungsgebäudes die Honneurs, und Abends ſandte der Präſident die Muſik der Truppen vor das Haus des Vikars, wie es gebräuchlich iſt, wenn der Staat eine hervorragende Perſönlichkeit ehren will. Ein neuer Geiſt fing an durch die verrotteten und lebloſen Zuſtände der Landeskirche zu wehen. Bis dahin hatte es auf kirchlichen Gebieten kläglich ausgeſehen und zuſammenhangslos war, ohne ein höheres Ziel vor den Augen zu haben, gewirthſchaftet worden.

Am 16. Dezember deſſelben Jahres ernannte der neue Prälat die höheren Beamten für den Umfang ſeines Prälatenſprengels. Zum Vicario General und Provisor ernannte er den Cura Rector von San Auguſtin im Städtchen Union, den Doktor Don Victoriano Conde, der ſpäter ſein Gefährte im Kampfe gegen die Regierung und endlich auch ſein Leidensgenoſſe im Exil werden ſollte. Zu ſeinem Secretario erwählte er den Cura den Stadt San José, der Caſtello hieß. Endlich beſtimmte er zum Fiscal Ecclesiastico den als Kanzelredner und ſonſt vielfach bekannten Doktor Don Francisco Mageſté, der ſpäter hauptſächlich die Oppoſition gegen die Autorität ſeiner Prälatenſtellung unterhielt und mit großer Schlauheit nach allen Seiten operirte, weil er vielleicht ſich einbildete, daß keiner ſo ſehr das Vikariat verdiene als er ſelbſt, und weil er auch auf der Seite der Freimaurer ſtand, die heftige Feinde des Vikars wurden.

Anfangs gelang dem neuen vom beſten Willen beſeelten Prälaten alles recht gut. Zum erſten Male nach ſehr langer Zeit wurden die Prieſter der Stadt und des Landes zu geiſtlichen Exercitien verſammelt, welche 14 Tage dauerten. Da ſah man auf den Straßen gar wunderliche Geſtalten von Prieſtern.

Ohne die Ehrwürdigkeit ihrer amtlichen Stellung verſpotten zu wollen, lachte das elegante Straßenpublikum über ihre mehr als ländlichen Gewänder. Mit einem ſolchen Klerus, der meiſtens aus Italienern beſtand, eine Verbeſſerung der kirchlichen Zuſtände und eine religiöſe und moraliſche Hebung des Landes anbahnen zu wollen, dazu gehörte viel Muth und große Geduld. Man kann ſich ſehr ſchwer einen Begriff von den traurigen Zuſtänden machen, über welche wir bereits einiges geſagt haben, ohne damit irgendwie die katholiſche Kirche im Allgemeinen, noch ihre beſondre Ausgeſtaltung in Uruguay zur herrſchenden Religion, noch auch die Staatsregierung des Landes angreifen zu wollen. Der neue Vikar ließ es unter ſolchen Umſtänden an perſönlicher Arbeit nicht fehlen. Man hörte ihn häufig in den Kirchen predigen. In den Wochentagen firmelte er in den Pfarrkirchen der Stadt. Das that er auch auf dem Lande. Eine Anzahl junger Männer und Knaben, die ſich für die Prieſterlaufbahn entſchieden hatten, wurden auf ſeine Koſten zur Vorbereitung nach Buenos Aires geſchickt. Die wichtigſten Curate des Landes, wie die zu Colonia, La Florida, Canelones, San José, wurden neu und zweckmäßig mit Geiſtlichen ſeines Vertrauens beſetzt. Auch verſuchte er einige neue Pfarrbezirke abzugrenzen, nicht ohne Widerſtand einiger Schreier, wie es immer zu geſchehen pflegt. Das Jahr 1860 kann für die kirchlichen Zuſtände des Landes im Ganzen ein recht glückliches genannt werden.

Ein ſehr verſtändiger Plan ward in dieſem Jahre durchgeführt. Seit mehr als 50 Jahren hatte kein Biſchof und kein apoſtoliſcher Vikar das Land durchreiſt. Die Einwohner waren ohne das Sakrament der Confirmation geblieben und die größere Anzahl der Ehen hatte die kirchliche Weihe noch nicht empfangen. Viel Zuchtloſigkeit und Verwilderung herrſchte überall. Der Blick des Prälaten richtete ſich auf dieſe Nothſtände hin, und er ſuchte eine Anzahl beſonders wichtiger Departements aus, welche er bereiſen wollte. Er bildete eine Miſſion, beſtehend aus verſchiedenen Prieſtern, die ihn auf ſeiner Reiſe begleiten ſollten. In der Hauptſtadt ließ er den Dr. Conde zurück, der ihn als ſein Generalvikar vertreten und die Intereſſen der Kirche

in der Zwischenzeit vertreten sollte. Ueberall, wohin sie kamen, predigte der Vikar und die ihn begleitenden Priester mit großem Eifer und zu rechter Erbauung der Leute. Ueberall strömte die Bevölkerung nach den Kirchen. Ich selbst hörte ihn im Städtchen San Salvador oder Dolores bei dieser Gelegenheit predigen. San Salvador liegt im Departement Soriano, nahe bei der Stadt Mercedes. Es sind diese Orte 60 bis 80 Leguas von Montevideo entfernt. Mich führte ebenfalls eine Amtsreise zu ihnen hin, für welche Amtsreisen ich meistens den Monat November ausſuchte. In diesem Monat ist die Hitze noch nicht zu groß und die Flüsse sind nicht im Mindesten mehr angeschwollen, was sonst den Reisenden viele Schwierigkeiten bereitet und häufig sogar die Weiterreise unmöglich macht. Böte, Brücken, Fähren gehören nemlich zu den selteneren Dingen im Innern des Landes. Man kann z. B. in der Mitte des Januars durch einen Fluß hindurchgehen, an einzelnen Stellen ist vielleicht gar kein Wasser mehr vorhanden, und der reine Sandgrund liegt offen da. Kommt man aber im Monat September an seine Ufer, so braucht man Kähne, um ihn zu überschreiten. Die Wellen reißen selbst die Pferde hinweg, auf denen man den Fluß zu passiren wagt. Ich habe einmal drei Viertelstunden gebraucht, um über einen Fluß zu gelangen, den ich sonst zu Fuß passirte. Alle Gebüsche der Ufer auf weiten Strecken standen unter Wasser. Ungemein schwellen die kleinen Gewässer zu manchen Zeiten an. Das macht den Graswuchs reich und schön, hemmt aber zu gewissen Jahreszeiten auf Schritt und Tritt die Weiterreise.

In San Salvador oder Dolores mußte ich mich einen Tag aufhalten, denn ich wollte von Mercedes über die Estanzia Nueva Alemania nach der Estanzia de los Cerros de San Juan reisen. Morgens 4 Uhr hatte ich die freundliche Stadt Mercedes verlassen, welche am Fluß Rio Negro gelegen als Badeort berühmt ist, und mit ihren kleinen weißen, mit Rosengebüschen eingefaßten und unter dem Schatten von Orangenbäumen liegenden Häusern einen sehr anmuthigen Eindruck macht. Auch schauen schattige Inseln aus dem Fluß Rio Negro gar lieblich hervor, und Schiffe streichen langsam durch die breiten und klaren

Fluthen. Viele, die in Europa niemals haben gesund werden können, erlangen durch das Flußbad von Mercedes ihre Gesundheit wieder. Ich will meine Reise von Montevideo nach Mercedes schildern. Der Weg ist oft von mir zurückgelegt worden.

Mercedes liegt im Departement Soriano. Das ist ein reiches Departement, denn es besaß im Dezember 1861 ungefähr 506,000 Stück Rindvieh, 114,000 Pferde, 6000 Maulthiere, 700,000 Schafe, 1800 Ziegen und 13500 Schweine. Einwohner gab es im Jahre 1860 17,122 in diesem Departement, doch ist ihre Anzahl in den letzten Jahren gestiegen. Damals rechnete man 281,500 Einwohner im ganzen Gebiete des Landes, jetzt giebt der Minister Herera in einem Cirkular an seine Agenten sie auf 350,000 an (vergleiche zu diesen Angaben the Republic of Uruguay, Montevideo, geographical, social, and industrial London 1862).

Es ist ein eigenthümliches Fuhrwerk, das uns drei lange Tage vom Morgen bis zum Abend durch die fast baumlose Banda Oriental führte. Bequem für 12 Passagiere eingerichtet, auf sehr hohen Rädern ruhend, mit 8 Pferden bespannt, die beständig durch Geschrei angespornt werden, das von dem unserer Kutscher ganz verschieden ist, so jagt man über die Hügel und Ebenen dahin. Mehrere Reiter eilen zu beiden Seiten des Wagens, und einer reitet vor den 8 Pferden, die entferntesten an einem langen Seile nach links und rechts beliebig lenkend. In die bunte Landestracht gekleidet machen Kutscher und Knechte, welche letztere gewöhnlich Neger oder Mulatten sind, sich höchst malerisch, zumal, wenn sie mit dem Fuhrwerk fast brausend davon eilen. Es floß der Regen in Strömen und Dunkelheit herrschte noch auf den Straßen der Hauptstadt, als wir um 5 Uhr Morgens nach Mercedes abfuhren. Mein Reisegefährte, der früher in Göttingen Medicin studirt hatte, und später in den Vereinigten Staaten und in San Francisco gewesen war, und der nun mit seinem Bruder auf einer schönen reichen Estanzia in naturwüchsigem Leben die Weltgeschichte von vorne anfängt, und auch ich, wir waren sehr traurig über den Regen, von dem wir fürchteten, daß er uns den ganzen Tag nicht verlassen würde. Doch

wehte die köſtliche Luft, welche dieſen Gegenden faſt immer eigen zu ſein pflegt, wenn nicht der heiße, aus Braſilien kommende Nordwind ſchwül und ſchwer alle Lebensgeiſter betäubt. Bald zerſtreute der Pampero, der mit einer beſtimmten Regelmäßigkeit ab und zu aus Südweſten zu ſtürmen pflegt und gewöhnlich unter Regen ſich einſtellt, die Wolken, und über den Himmel getrieben, warfen ſie ihre breiten Schatten über die gelblich grüne Landſchaft, die in wellenförmigen Hügeln gleichſam auf- und abwallt. Bei Regengüſſen verwandeln ſich hier im Lande die kleinen Päſſe in Flüſſe und die Flüſſe in Ströme. Oft ſieht ſolch ein Paß wie ein einige Fuß breiter Dümpel aus, aber tief ſinken die Räder ein, und die Diligencia bleibt ſtecken. Man wird nach links und nach rechts herumgeſchüttelt, und man kann froh ſei, wenn das gewaltige Fuhrwerk nicht umgeworfen wird. Die ganze Banda Oriental iſt reich an kleinen Flüſſen, das giebt den unendlich weiten Weideſtrecken ihre Fruchtbarkeit. Gewöhnlich fallen die Ufer nach dieſen kleinen Flüſſen ziemlich ſteil ab und erheben ſich auf der andern Seite eben ſo ſteil. Mit einem Ruck ziehen die 8 Pferde das mächtige Fuhrwerk in den Fluß hinab. Der Reiter, welcher die Pferde mit dem Seile lenkt und als der erſte in den Fluß hinab kommt, ſucht mit ſeinem Pferde die ſeichteſten Stellen aus und führt oft im großen Bogen die Diligencia durch die Wellen hindurch. Mit einem andern Ruck erklimmen die Pferde mühſam das neue Ufer. — Verkrüppelte Bäume, namentlich Trauerweiden, führen ein einſames Leben an beiden Seiten dieſer ſich hinſchlängelnden kleinen Flüſſe. Sonſt ſieht man nur das herrliche Gras und die unzähligen Rinderheerden, deren Häute der Reichthum dieſes Landes ſind. Die Rinder werden auf dem freien Feld geboren, bleiben ihr ganzes Leben lang auf dem Umkreis einer Weide, wo ſie bald hier bald da weiden, und ſie ſterben auch daſelbſt, wenn ſie nicht weiter verkauft werden. Manche Stellen dieſer weiten Grasflächen ſind mit zahlreichen Knochen überſät, die dort verbleichen und vielleicht ſchon lange Jahre liegen. Etwas ſehr Angenehmes für den Reiſenden iſt es, daß alle zwei Stunden die Pferde gewechſelt werden. Alle zwei Stunden nämlich giebt es eine Station, an

welcher die Diligencia anhält. Dieſes Wechſeln der Pferde iſt ein höchſt originelles Schauſpiel.

Die Pferdeheerde, gewöhnlich aus 30—50 Stück beſtehend, wird in einen ſogenannten Corral getrieben. Ein Corral iſt ein kleiner mit Holzpfählen eingezäunter Platz, der ganz rund iſt und nur eine kleine Oeffnung hat. Eines der Pferde, welches wegen Alter nicht mehr zur Arbeit gebraucht wird, gewöhnlich eine Stute, iſt mit einer Glocke verſehen und geht zuerſt in den Corral hinein. Ihr folgen die andern Pferde. Man nennt dieſe Stute la madrina (die Pathin). Nun werden mit Liſt 8 Pferde gegriffen, indem man ihnen ſacht die Schlinge um den Kopf wirft. Das iſt der bekannte Làzo. Da die wilden Pferde das kennen, ſo wiſſen ſich manche mit der größten Schlauheit zu hüten und vermeiden die gefährliche Nähe des Einfängers. Die Madrina geht ruhig in den Corral hinein und bleibt auch ſtille ſtehen, weil ſie weiß, daß man ſie doch nie zur Arbeit einfängt. Sobald die friſchen und muthigen Pferde angeſpannt ſind, und die begleitenden Reiter ihre Pferde geſattelt haben, muß man höchſt eilig einſteigen, denn mit Ungeſtüm wollen die Thiere fort. Sieht man eine Diligencia von ferne ankommen, ſo wundert man ſich über die ungemeine Schnelligkeit, mit der ſie ſich fortbewegt. In Staubwolken eingehüllt folgen oft drei bis vier einander und beleben das ſtill ruhende Bild der Grasfläche. Die Städte Las Piedras und Canelones ließen wir links liegen und eilten zu der Station wo das Frühſtück eingenommen wurde. Man nennt dieſe erſte Hauptmahlzeit des Tages almuérzo. — Vom gewöhnlichen Braten, wie wir ihn kennen, muß man auf dem Lande Abſchied nehmen. Alles Fleiſch wird hier am Spieß gebraten und heißt dann asado. Es iſt dieſer asado ſehr ſaftig aber oft furchtbar hart, ſo daß man ihn mit den Zähnen zerreißen muß. Es giebt asado von Rind und von Hammel. Der auf der eigenen Haut gebratene asado gilt als der feinſte und heißt dann asado con cuero. Die Einheimiſchen gerathen immer in Entzücken, wenn ihnen ein asado con cuero präſentirt wird. Sie ſchneiden ſich mit ihren langen Meſſern, die ſie nie vergeſſen im Gürtel zu tragen, die Stücke davon ab und verſpeiſen mit

ungemeiner Heiterkeit das höchſt populäre Gericht. Sie ſehen es als ein Feſteſſen an und überſchütten den Wirth mit Komplimenten, der es ihnen vorſetzt. Der Europäer muß den asado con cuero erſt eſſen lernen und richtet bei ſeiner Zertheilung mit den gewöhnlichen Tiſchmeſſern ſehr wenig aus. Die ungemeine Höflichkeit der Landesbewohner kommt ihm dabei in höchſt liebenswürdiger Weiſe hülfreich entgegen. Da die andern Speiſen faſt immer mit Oel bereitet ſind, ſo thut der aus dem Norden Europas kommende Fremde gut, nur den asado zu eſſen und die ſtarke Fleiſchbrühe zu genießen, die man caldo nennt. Als Getränk findet man den ſtarken rothen ſpaniſchen Wein, der aus Catalonien kommt, ebenſo ſervirt man Thee und Caffee nach Belieben der Reiſenden unmittelbar nach dem Frühſtück. Fleiſchſpeiſen ſind für denjenigen, der an Oel gewöhnt iſt, im Uebermaaß vorhanden. Ebenſo fehlt nie das ſogenannte dulce, das aus ſüßem Obſt eingekocht iſt.

Es macht einen ſehr eigenthümlichen Eindruck, wenn die Station, an welcher man anhält, kein kleiner Ort, ſondern ein einzelnes Haus iſt. Man ſitzt an der Tafel und der Blick fällt, ſoweit man auch durch die Fenſtern ſchaut, nur auf Himmel und baumloſes Land. Es iſt dieſer Eindruck oft ähnlich dem, den das unendliche Meer macht, wenn man durch die Fenſter der einſamen Cajüte auf die Wogen ſchaut. Freilich hier hat man den freundlichen Boden der Erde unter ſich. Zahlreiche Vögel bewohnen mit den Rindern und Schafen dieſes noch ziemlich menſchenleere Land. Nur hie und da ſieht man ein kleines Maisfeld oder ein unbedeutendes Weizenfeld, das ſich ein Landmann angelegt hat, deſſen Hütte nebſt Ombubaum einſam aus dem vielen Gras herausſchaut. Die maleriſchen Diſteln, welche das Feld bedecken, ſind ein Zeichen des fruchtbaren Bodens. Sie ziehen ſich oft hin meilenweit, und ſchwer wird es den Pferden die von ihnen bedeckten Ebenen zu durcheilen, wenn die kühnen Retter eine Fonda oder eine Eſtancia auf kürzeſtem Wege erreichen wollen. Von den großartigen Verhältniſſen des Feldes und ſeiner einfachen Vegetation macht ſich der Europäer ſchwer einen Begriff. Hier ruft das menſchenleere Land gleichſam nach Ein-

wanderern, hier bietet der Boden so vielen Menschen eine sichere und fröhliche Existenz an.

Am Abende langten wir in dem Städtchen San José an, welches eine hübsche Plaza und 2—3000 Einwohner hat, wenn man die umliegenden Ansiedler mitzählt. Damals versammelte sich Abends so ziemlich die ganze Stadt in einer Conditorei. Die Herren, die einigermaßen in Betracht kamen, versammelten sich hier, um Billard zu spielen und die Neuigkeiten von Stadt und Umgegend mit der einem kleinen Städtchen eigenen Wißbegierde zu besprechen. Hier fanden sich auch einige Deutsche, namentlich ein Tischlermeister, auf den bei allen meinen Reisen durch San José mein Blick zuerst fiel. Er saß nämlich den ganzen Tag im Vorzimmer der Conditorei und ließ sich nur dann nach Hause rufen, wenn Leute ihn gerade sprechen wollten. So sah er die Diligencia kommen und gehen aus erster Hand. Außer ihm saß ein dänischer Arzt und ein deutscher Ingenieur an demselben Tisch und sie politisirten über den Einfall der patagonischen Indier in das Gebiet des Staates Buenos-Aires. Da sie meinen Reisegefährten kannten, so setzten wir uns zu ihnen und unterhielten uns in der Muttersprache, indem ich ihnen versprach, sie auf meiner Rückreise einzeln zu besuchen. Lebhaft wurde ich an das Leben in den kleinen Städten Deutschlands erinnert. Mit Rührung dachte ich daran, wie ich in meiner Kindheit auf den Postreisen zwischen K. und P. in F. die ehrlichen Bürger habe politisiren hören. Die Welt ist immer dieselbe, nur die Sprachen tönen verschieden. Nachdem wir noch einen Spaziergang über die Plaza gemacht hatten und an den offenen Fenstern der Häuser die Damen bewundern konnten, die nach der Landessitte in großem Putz sich zeigen, indem sie Abends alle Zimmer erleuchten und die Fenster öffnen, gingen wir früh zur Ruh. Wir beide theilten unser Zimmer mit einem alten Engländer, der seit langen Jahren im Lande ansäßig auf seiner schönen Estanzia lebt. Er hatte ganz die Sitten der Einheimischen angenommen, wie das so häufig der Fall zu sein pflegt.

Früh Morgens um 4 Uhr weckte uns der Besitzer unserer Fonda, ein Baske, und nachdem wir durch einige Tassen Thee

und einige Matés uns erquickt hatten, eilten wir unter dem Erwachen der um San José recht freundlichen und auch durch viele Weiden und Gesträuche belebten Natur weiter. Bald bat uns der Kutscher um die Erlaubniß, einige Meilen umfahren und einige Damen abholen zu dürfen, die von einer Estanzia aus mit wollten. Zwei und eine halbe Meile Umweg war bei dem schnellen Fahren kein zu großes Opfer an Zeit. Immer einsamer wurde die Gegend. Allerdings beginnt die Region der Schafe hinter San José, große Schafheerden breiten sich zu beiden Seiten des Weges aus. Aber höchst selten schaute hie und da in weiter Ferne aus dem prächtig grünenden Gras das niedrige Dach einer Hütte empor, in welcher ein Schäfer wohnte. Endlich erreichten wir die Estanzia des Don Maciel. Ein kleiner Gemüsegarten, ein kleines Haus, aber viele Pferde und ein großer Corral tauchten auf. Aehnlich wie Homer empfing uns die Familie. Die Damen standen schon vor der Thür mit dem Maté-Topf. Die Großmutter, ein Sohn und zwei Großtöchter kamen in den Wagen. Die letzteren hübsche, erwachsene Mädchen von 12 und 13 Jahren die vollständig entwickelt waren. Sie waren zwar von klein auf auf dem Pferde aber niemals im Wagen gewesen, und wie die Indianer fühlten sie sich in ihm beängstigt und fürchteten seekrank zu werden. Der Großvater ritt zu Pferde eine Strecke mit.

Nun aber begann das Land ganz einsam zu werden und nur leise Spuren eines Weges bezeichneten die Landstraße, dafür aber sahen wir die ersten Strauße und Dammhirsche, welche Thiere in Heerden zusammenleben und mitten unter den Rindern grasen. In großen Schaaren bewohnt der amerikanische Strauß diese weiten Grasflächen und wie bei uns der Storch in geselliger Ruhe den Viehheerden Gesellschaft leistet, so hier der Strauß, der allerdings nicht ganz den afrikanischen Strauß an Größe erreicht. Doch ist er noch immer groß genug und es ist ein sehr fesselndes Schauspiel, wenn man 30 Strauße bei Annäherung eines Wagens oder Reiters mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht ergreifen sieht, während die heiße Sonne und der Staub selbst das Sitzen im Wagen schon ziemlich unbequem macht.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß Strauße und Dammhirsche sich stets zusammen aufhalten. Wo man das eine Thier findet, da kann man mit Sicherheit darauf rechnen einige Thiere der andern Gattung in der Nähe grasen zu sehen. Wild laufen die Dammhirsche auseinander, nachdem sie einige Minuten mit unverkennbarer Neugierde den heraneilenden Wagen beobachtet haben. Während dessen sitzen einzelne Vögel auf den erhabenen Grasspitzen und lassen sich durch nichts stören, eine Geierart, eine Kiebitzart und andere Vögel. Doch schreien sie nur, niemals hört man einen Singvogel, wie verzaubert schweigen die melodischen Klänge in dieser wüsten weiten Kampagna, wenn die Wolken ihre mannigfaltigen Schattirungen auf dem grünen und gelben Gras abdrücken und große Steinmassen in barocken Formen die Plätze überdecken und phantastisch erstorben schmücken, auf denen vielleicht wirkliche Städte nach hundert Jahren die spanische Sprache und ihre melodischen Klänge mit der anglosaxonischen Bildung und ihrer Energie versöhnen. Noch ruht hier der menschenverwirrende Streit, den die Partheien der Menschen führen, und selbst die Natur schweigt in kaum lallender Kindheit, bis einst der Geist der Geschichte auch hier der Natur die gebundene Zunge lösen wird. Um diese Steinmassen kriecht ein leises Gesträuch, doch niemals erhebt es sich zu Bäumen. Bald löst sich die Stein-Region wieder in den einfachen Kamp auf und die Diligencia stürzt in kleine Flüsse hinein und schwingt sich hinaus.

Sehr ermüdet langten wir Abends in San Martine an, einem einzeln stehenden Gasthause, meilenweit in der Runde ist kein Haus, und kein Baum umrauscht das niedre Dach dieser gastfreien Hütte. Mehrere Seitengebäude umgeben es und ein Corral für die Pferde. Doch war es sehr gemüthlich hier. Eine sehr angenehme Familie empfing uns patriarchalisch, ein sehr hübsches Mädchen präsentirte uns den Maté und ein ganz vortreffliches Souper mit vielen Gängen, spanische Küche nebst englischem Bier und spanischem Wein entschädigte uns für die langen Mühseligkeiten eines staubreichen, heißen Frühlingstages, da man stundenlang den ganzen lieben Tag die Ochsen, die Disteln,

die Strauße, die Dammhirſche und die Steine bewundern konnte und bei dem Schauſpiel ermüdete, das ein Deutſcher gewiß gern für ſchweres Geld erkauft haben würde. In den erſten Stunden imponiren die erſten Strauße, und Abends ſieht man auf ſolch einen Strauß mit derſelben Gleichgiltigkeit herab, wie bei uns auf einen Haushahn, den man alle Tage das Glück hat krähen zu hören. So ſehr idealiſirt die Entfernung Alles, ſo ſehr zieht die Nähe Alles in das troſtloſe Bereich der Alltäglichkeit herab und nur der denkende Geiſt vermag die Fragmente der Wirklichkeit und Alltäglichkeit zum Kunſtwerk der befreiten Wirklichkeit umzugeſtalten, von welcher die Schlacken des Zufälligen ſich ablöſen, und das Weſen der Dinge als die bleibende Wahrheit im Strom der wechſelnden Erſcheinungen ſich behauptet. Doch hier mag die Philoſophie ſchweigen. Sie iſt doch immer nur ein Erſatz der Wirklichkeit. Und wo das Leben ſelbſt einen Kreis von Bildern zu betrachten darbietet, da braucht man durch allgemeine Sentenzen ſich das Schauſpiel der oft unphiloſophiſchen Exiſtenzen nicht zu trüben. Der kleine Sohn dieſes Hauſes hatte ein Gürtelthier gefangen, dieſes ging ich noch ſehen, dann aber legte ich mich ſchon um 8 zu Bette und wachte erſt um 4 auf, als unſer Kutſcher uns weckte.

Herrlich war die Morgenröthe, herrlich das Erwachen der Prairie und fröhlich nahmen wir von dieſer idylliſchen Fonda Abſchied, aufs Neue einem ſtaubreichen, heißen und ermüdenden Tage entgegeneilend, der dem vorigen ſehr glich. Wir kamen hier durch die Gegend des Kampes, welche vor 7—8 Jahren einen furchtbaren Prairiebrand erlebte, der ſich 100 Meilen von Süden nach Norden zog, wobei 8 Familien verbrannten. Natürlich ſah man nach wenigen Monaten keine Spur dieſes Brandes mehr, da die reiche Natur Gras die Fülle producirt. Gegen 4 Uhr erreichten wir Mercedes, der señora de Mercedes gewidmet, die Nymphe des Rio Negro genannt, eine weiße Badeſtadt mit 6000 Einwohnern, an den breiten Gewäſſern dieſes heilkräftigen Fluſſes Rio Negro, der ſeine Wellen mitten unter dichtem Gebüſch bis in den Uruguay führt. Freundlich iſt die Einfahrt in dieſe ungepflaſterte Stadt, jedes Haus iſt umgeben mit einem

duftenden Garten. Unzählige Rosen, Orangen, Flieder duften und blühen durcheinander, daß es eine Freude war, und oftmals steckte ein weißes Häuschen nur halb sein Köpfchen durch das dunkle Grün mit Lorbeer, Myrthen und Wein, und Land und Stadt schienen die poetischste und zarteste Allianz an den Wellen des breiten Rio Negro geschlossen zu haben. Es war Sonnabend Abend. In der Kirche auf dem Platz sang man in dunkler Nacht, und Raketenfeuer leuchtete vor der Kirchthüre auf. Alles sang andächtig die Lieder mit, welche der Schutzpatronin von Mercedes (nuestra senora de Mercedes) galten, deren Festtag schon seit acht Tagen jeden Abend gefeiert wurde. Zuerst besuchten wir einen Sattlermeister, mit welchem wir eine Taufe seiner Tochter besprachen, die auf meine Rückreise verschoben wurde, sodann etliche spanische Familien.

Am nächsten Tage reisten wir weiter. Zuerst setzten wir im Boot über den Rio Negro. Am jenseitigen Ufer standen bereits unsere Pferde gesattelt, und nun folgte ein 8 Meilen langer Ritt. Wie wollte ich hier anders weiter reisen, wo alles reitet? Zum Glück hatte man mir das zahmste Pferd gesendet, das ganz ruhig ging. Wenn das hohe Gras in Sümpfen dem Pferde fast bis an den Kopf reichte und ich mich vor den mit Stacheln besetzten Gesträuchen hüten mußte, oder wenn es abschüssig in einen kleinen Fluß hineinging, dann war der Ritt wohl sehr unangenehm. Doch war hier der größte Theil des Weges ein niedriger Wald mit wohlriechenden kleinen Bäumen, die nur theilweise schon grünten. Der Frühling entwickelte von Tag zu Tag mehr die Lebenskeime der Natur, und ich habe den Frühling über die südamerikanische Prärie aufdämmern sehen, den Naturproceß in diesen Gegenden unter dem heitern Himmel eines freundlichen Landes einen seiner schönsten Momente entfalten sehen. Am Abende um 5 Uhr langten wir auf der Estanzia an und hier habe ich 8 Tage mich aufgehalten, 3 Kinder getauft und einmal Predigt und Abendmahl gehalten und bin 2 Meilen weit weiter geritten um die einzelnen Deutschen aufzusuchen, die als Schäfer das einsamste Leben von der Welt führen, die ganze Woche nichts sehend, als den Himmel, das Land und

die Schafe. Auf dem einen Schaf-Posten fand ich zwei gebildete Herren, die nur, um in einigen Jahren zu eigenem Besitz zu kommen, diese entsagungsreiche Schäferthätigkeit auf sich genommen haben. Sie wohnten in einem Rancho, kein Stuhl und kein Tisch fand sich; auf zwei Ochsenschädeln sitzen sie und stecken den am Spieß gebratenen Hammel — ihre tägliche Nahrung — mit dem Spieß in die Erde, dann ziehen sie sich ihre langen Messer heraus und verzehren, auf den Ochsenköpfen sitzend, den auf dem Fell gebratenen Braten. Die Estanzia liefert ihnen auch Reis und Kaffee, doch kostet es ihnen zu viel Mühe den Reis zu kochen; das Fleisch bleibt ihre einzige Nahrung. Nur wenn sie einmal nach dem Hauptquartier der Estanzia kommen, sehen sie etwas, das an das gewöhnliche Leben gebildeter Leute erinnert. Die Nacht wachen sie abwechselnd bei den Schafen mit ihren Hunden, die so sehr an Schaffleisch gewöhnt sind, daß sie nicht einmal Ochsenfleisch essen. Kürzlich waren die Löwen in den Schaf-Corral eingebrochen und hatten 32 Schafe getödtet; die Hunde hatten geschwiegen aus Instinkt. Doch ist der amerikanische Löwe nicht wild, ebenso wie die Tiger.

Sehr schön sind die Ufer des Uruguay, wohin ich geritten bin. Ganz überdeckt von Inseln sieht man nur wenig vom Strom. Oftmals theilen die Inseln den Fluß in 4 Arme, Insel reiht sich an Insel an. Sie sind dicht bewachsen mit Cokospalmen, Schlingpflanzen und Gesträuch. Sehr schön sind auch die kleinen Wälder am Ufer; namentlich fällt der Reichthum an schönen Wasservögeln, Reihern, Papageien u. s. w. auf. Die grünen Papageien haben alle Bäume mit Nestern übersät, dazu ein weißer Vogel mit schwarzen Spitzen, die rothen Kardinäle und andre. Auch die Bäume sind grundverschieden von den europäischen; fast alle haben Stacheln und schöne Blüthen; auch duftet schön das Holz, so daß die Ufer des Uruguay alles bieten, was man sonst in der Banda Oriental entbehren muß: eine reiche Natur. Ein Baum, der Nandubey-Baum, zeichnet sich durch dichtes, hartes, dunkelrothes Holz aus, und liefert das festeste solideste Baumaterial. Sehr gefiel mir auch eine dunkelschwarze Drosselart, die in Massen sich fand, sowie blaugraue

wilde Tauben, welche gern in der Nähe der Ansiedelungen bleiben. Das Hauptgebäude der Estanzia, die 6—8 Meilen Terrain, und zwar höchst fruchtbares Terrain hat, war noch nicht fertig, darum wohnten die Besitzer in einem Rancho. So war ich circa 85 Meilen ins Innere gekommen und reiste zurück nach Mercedes, wo ich mich' mehrere Tage aufhielt und eine Taufe verrichtete. Dann ging es nach San Salvador.

Früher schon hatte ich den Direktor der Regierungsschule im Städchen San Salvador kennen gelernt. Er führte mich in die Kirche des Orts, welche der Vikar mit seinen Priestern betreten wollte, um feierliche Gottesdienste zu halten. Einem länglichen Wirthschaftsgebäude ist die Kirche ähnlicher als einem Tempel, erinnert aber doch mit seinem einfachen Glockenstuhl und mit seiner bescheiden geschmückten Halle an die in jeder auch in römischer Kirchenform große Herrlichkeit des Reiches Christi auf Erden. Die Predigt des Vikars, welche bald ihren Anfang nahm, hatte eine moralisirende Tendenz. Man hörte es ihr an, daß der Predigende mit den Sitten und Gebräuchen des Landes und der ländlichen Bevölkerungen aus seinem früheren Amte her sehr genau bekannt war, denn er konnte sehr geschickt und populär diejenigen Punkte in den socialen Zuständen hervorheben, welche einer Besserung dringend bedürftig waren. Dahin gehörten die häufig unglücklichen Familienverhältnisse, da die Ehe etwas seltenes im Lande ist, und unerlaubte Verhältnisse zwischen nahen Verwandten nicht zu den unerhörten Dingen gehören. Auch sprach er vom Tanz und von den Bällen, diesem allgemein herrschenden Vergnügen spanischer Abkömmlinge mit vieler Sachgemäßheit und evangelischer Freisinnigkeit. Manches verengte Gemüth im protestantischen Norden Europas würde dabei sich entsetzt und über Konzessionen an den Weltgeist geklagt haben. Der Vikar ermahnte zum Maß, zum Anstand und zur Vorsicht und warnte vor Zerstreuung. Er sei weit entfernt davon, sagte er, die erlaubten Vergnügungen der Jugend rauben zu wollen. Es wurden darauf die Konfirmationen gehalten, viele Kinder getauft und Ehen eingesegnet. Die Mission verrichtete alle Amtshandlungen gratis, und so stürmte das Volk herzu. Alte

Leute, die 30 und 40 Jahre ohne kirchliche Weihe mit einander gelebt hatten, ließen ihre Ehe einsegnen. Ich glaube es sind fast 2000 Ehepaare auf der ganzen Missionsreise getraut worden, von denen der größere Theil bisher ohne dieses Sakrament der katholischen Kirche gelebt hatte. Die Estanzieros gaben ihren sämmtlichen Leuten gern die Erlaubniß täglich nach der nächsten Stadt zu gehen, wo der Vikar sich aufhielt und die Gottesdienste leitete. Schöne Festtage waren es für die besuchten Städte und für das flache Land. Als die Generalkirchenvisitation beendet war, dankte die Staatsregierung dem apostolischen Vikar unter großen Lobeserhebungen seines apostolischen Eifers für die Reise, und sprach die Erwartung aus, daß die religiösen und moralischen Zustände des Landes dadurch eine fühlbare Stärkung empfangen würden.

Aber wo in der römischen Kirche der Geist sich zu regen beginnt, der auch ihr nicht fremde sein kann, nemlich der Geist des Evangeliums und das Selbstvertrauen, daß die Kirche die heilende und erziehende Macht für alles sociale Leben sei, da tritt bald eine Spannung dem herrschenden Zeit- und Weltbewußtsein gegenüber ein, das kann aber nur vorübergehend die Thätigkeit einer Macht lähmen, die ein integrirender und organischer Theil unsrer gesammten socialen Existenz ist, und von der es heißt „stat mole sua." Da die Beobachtung dieser Erscheinung sehr lehrreich ist, auch wenn sie auf einem für uns so fernen Gebiete, wie eine südamerikanische Republik es ist, auftritt, so wollen wir die jüngsten kirchlichen Streitigkeiten aus ihren ersten Quellen verfolgen. Diese Kämpfe sollten das Land gründlich aufregen und mit einer Vertreibung des Vikars enden.

Zehntes Kapitel.

Jeſuiten und Freimaurer. Das Urtheil des Padre Eyzaguirre über die Logen und über den Proteſtantismus. Wie das Publikum den Rationalismus für die eigentliche proteſtantiſche Religion hält. Die ſpaniſch-amerikaniſchen Völker, die anglikaniſche Kirchenform, der deutſche Proteſtantismus und das Urtheil von P. Peronne. Die Heirath und der Uebertritt eines Freimaurers aus der proteſtantiſchen Kirche zur römiſchen. Das ſogenannte Umtaufen. Der Cura Madruga in San José. Der ohne Beichte erfolgte Tod jenes Mannes, das verweigerte Begräbniß und die Demonſtrationen der Freimaurer. Eine verſchloſſene Kirche und ein mit dem Interdikt belegter Kirchhof. Die Thätigkeit der Freimaurerlogen.

Die in der römiſchen Kirche ſcharf ausgebildete Exkluſivität machte es höchſt nothwendig, daß der apoſtoliſche Vikar und ſeine Parthei auch gewiſſen Beſtrebungen ſich feindlich gegenüberſtellen mußten, die zwar viel Nützliches unter der Bevölkerung geſchaffen hatten, aber keinem kirchlichen Lebensgrund entſtammt waren, ja bei vielen unerfahrnen und halb gebildeten Menſchen die Meinung veranlaßten, daß man die Kirche entbehren könne, aber die wahre Religion damit nicht aufgeben dürfe, ſo daß ſie den Grundſatz: „es liegt in jeder Religion etwas achtungswerthes“ ſo in Anwendung brachten, daß ſie überhaupt gegen alle Religion gleichgiltig würden, ohne daß dies urſprünglich ihre eigene Abſicht, noch die Tendenz derer geweſen war, von denen ſie gelernt hatten. Schon alt war die gegenſeitige Abneigung zwiſchen Jeſuiten und Freimaurern. Dem Vikar machte man den Vorwurf, ſich zu ſehr an die erſteren hinzugeben. Ueber die Beſtrebungen der letzteren dagegen klagten ſchon ſeit längerer Zeit ſtreng katholiſche Schriftſteller. Der Prieſter Don José Ignacio Victor

Eyzaguirre aus Chile, berühmt und bekannt in Südamerika, der Europa und Amerika vielfach im Intereſſe der katholiſchen Kirche durchreiſt hat und auch zur Zeit des Provikars Fernandez die Banda Oriental beſuchte, klagte über die Freimaurerlogen (ſ. los intereses catolicos en America. Tomo primero Paris 1859 p. 107: „Uns verwundert nicht der Aufſchwung, welchen die geheimen Logen in der Hauptſtadt der Republik gewonnen haben. Die einſichtsvolle Preſſe hat bei verſchiedenen Gelegenheiten dieſes ſchwere Uebel beklagt und dennoch hat die Autorität ihnen keinen Zügel angelegt. Sie feiern periodiſche Zuſammenkünfte, haben Beſchlüſſe, welche für alle Afiliados bindend ſind, und wenden alle nur möglichen willkürlichen Mittel an, damit bei den politiſchen Fragen, welche das Land theilen, die Intereſſen und Meinungen ihrer Sekte den Vorrang haben. Demungeachtet ſchaut die Regierung, ohne ſich zu rühren, mit Gleichgiltigkeit auf die ſchreckliche Natter, welche ſie in ihrem eigenen Schoß trägt. In andern europäiſchen und amerikaniſchen Ländern, in denen die Geſetze mit aller Strenge herrſchen, exiſtiren die geheimen Geſellſchaften, wenn ſie überhaupt da ſind, heimlich, und vorſichtig ſucht man ſie dem Auge des Geſetzes zu verbergen, welches ſie verurtheilt und ſtraft. In Uruguay, wo die beſtehenden Geſetze heimliche Geſellſchaften unterſagen, beſtehen ſie nicht allein, ſondern thun auch ſchamlos groß mit ihrer Thätigkeit. Und es üben ihre Emiſarios nicht allein unter den Männern ihre Propaganda aus, nein ſie ſuchen auch die Frauen zu fangen, zu affiliiren und zu thätigen Agenten ihrer verderblichen Abſichten zu machen. Deshalb hat man vielen derſelben Bücher in die Hand gegeben, welche darauf berechnet ſind, ſie von den religiöſen Uebungen des Katholicismus abzuziehen und ſie jenen abſtrakten und unfruchtbaren Uebungen zuzuführen, welche die Gegner des Katholicismus proklamiren."

Es mag anziehend ſein, zwei Gegner mit einem Schlage anzugreifen, es mögen ſich auch freimaureriſche und proteſtantiſche Tendenzen oft begegnet haben, man kann dadurch beide dem Haß und der Verachtung ausſetzen, daß man entſchiedenen Katholiken das Proteſtantiſche im Freimaureriſchen und das Letztere

im Ersteren aufzuweisen sucht, indeß kann in der Wirklichkeit nur eine äußerliche und zufällige Berührung beider Tendenzen hervorgetreten sein. Die große Unkentniß römischer Schriftsteller, wenn sie auf den Protestantismus zu kommen irgend welche Gelegenheit haben, zeigt sich in ihrer Sucht, nur Negatives in ihm zu sehen und selbiges mit scharfen Strichen vor kurzsichtigen Augen hinzuzeichnen, namentlich in Verbindung mit andern Bestrebungen, welche ein großer Theil des Publikums mit mißtrauischen Augen ansieht. Es ist eine Unwahrheit, daß die Bestrebungen in Uruguay einen andern Schutz und eine andre Protektion haben, als die ihrer eignen Kirchen. Etwas andres sind die Logen und ihr Thätigkeitskreis, der mir gänzlich unbekannt ist, etwas anderes die protestantische Propaganda wie sie auch durch Traktate gefördert wird. Das will ich dem chilenischen Priester gern zugeben, daß häufig protestantische Traktate in spanischer Sprache Damen und Männern aufgedrungen worden sind, denen die ersten Vorkenntnisse fehlten, um sie mit Nutzen lesen zu können. Die Engländer lieben eine solche Ausschüttung von Traktaten, die nicht immer auf das zweckmäßigste abgefaßt sind und häufig nur dem Katholicismus entfremden, ohne dem Evangelium Anhänger zuführen zu können. Manche, welche auf solche Weise ein katholisches Bewußtsein verwirren, ohne das Gewissen zu treffen, und nur die Reflexion über gewisse Mißbräuche zeitigen aber nicht die Heilssehnsucht erwecken, nützen sicherlich keiner Kirche. Es ist unehrlich auf diese Weise einen Gegner anzugreifen, vielleicht auch unsittlich. Nur wo protestantische Geistliche und feste Gemeinden oder auch nur erweckte protestantische Persönlichkeiten sich finden, kann die Propaganda durch Traktate geistlich und das Ziel treffend betrieben werden. Ich wüßte nicht, daß die Banda Oriental einer besonderen Verbreitung solcher Traktate ausgesetzt gewesen ist.

Es treten nur selten Frauen zum Protestantismus über, und dann haben sie eine Ehe mit einem protestantischen Engländer eingehen wollen, wozu ihnen sonst die Erlaubniß gefehlt hätte. Es weigern sich manche Engländer, das Versprechen abzulegen, die Kinder katholisch werden zu lassen, und dann bleibt den

Bräuten nur der einzige Weg offen, durch Uebertritt zu einer proteſtantiſchen Kirche in den Stand zu gelangen, der nicht ohne Kreuz iſt. Sie werden darauf von ihrer Mutterkirche in den Bann gethan. Iſt aber etwas in der katholiſchen Kirche zu ſehen, Proceſſion, Blumenluxus und Lichterüberfluß, ſo liegen ſie mitten unter den andern neugierigen Frauen in derſelben Kirche auf den Knieen, wo ſie auf der Kanzel exkommunicirt wurden.

Im Publikum hält man den Rationalismus für die eigentliche proteſtantiſche Religion, das Nicht-glauben an die Gottheit des Heilands und an die Wunder, die Einſchärfung des Moraliſchen und des Vernünftigen. Sie halten dasjenige für unſer Bekenntniß, was wir für unſern Feind halten, und dieſelbe Scheu, die wir den Aufgeklärten und Ungläubigen gegenüber empfinden, empfinden ſie uns gegenüber. Auch ſind Bücher, wie das des P. Peronne ſehr verbreitet (Tratado de la verdadera religion contra los incredulos y los herejes, ſpaniſche Ausgabe, Paris 1850. ſ. S. 330 bis 392 u. ſ. f.)

Es ſchadet zuweilen dem Proteſtantismus, daß er in Südamerika zu ſehr als an die engliſche Nationalität gebunden erſcheint. Alle dieſe Republiken ſind an die Reklamationen Englands gewöhnt, haben Bekanntſchaft mit drohenden Kriegsſchiffen, beleidigenden Noten und dem beſtändigen Bemühen dieſer großen Nation gemacht, im Handelsleben wie im politiſchen Leben das Uebergewicht der brittiſchen Machtſtellung empfindlich fühlbar zu machen. Manchem Druck hat man ſich beugen müſſen, manche Rechnung hat man bezahlen müſſen, manche Abbitte iſt ſchwer geworden. Es ging dem Lande ſtets übel, wenn ein engliſcher Unterthan im Geringſten angegriffen wurde. Dieſe Erinnerungen verlieren allerdings immer mehr an Kraft, haben aber ein populäres Vorurtheil bis jetzt nicht gänzlich überwunden. Es klingt das Wort: es un ingles, das iſt ein Engländer, nicht beſonders freundſchaftlich im Munde des Volks. Einzelne Deutſche verehren ſtets alles Engliſche, ſelbſt über Gebühr. Auch am La Plata gab es ſolche Nachkommen des deutſchen Heldengeſchlechtes. Sie bildeten ſich häufig ein, daß auch das einheimiſche Volk ihre Empfindungen theile. Darin irrten ſie ſich aber ſehr.

Schon die prononcirte nationale Eigenthümlichkeit und Steifheit, welche ſelbſt in manchen Gegenden des geduldigen Europa den Spott und den Unwillen hervorrufen, fallen noch mehr in Gegenden auf, in denen alle untereinander freundlich und mittheilſam ſich begegnen. Ich will nicht da kritiſiren, wo ſo vieles mit Recht gelobt wird, die große Kirchlichkeit und der kühne Unternehmungsgeiſt, das nationale Zuſammenhalten und die feſte Willenskraft, der praktiſche Zug im Kleinen und die Ueberſicht im Großen. Ich will nur die Abneigung eines chileniſchen Prieſters gegen proteſtantiſche Propaganda dadurch erklärlich machen, daß Ausſchreitungen von Engländern auf dieſem Gebiet die ſchon wunden Stellen im Herzen eines ſüdamerikaniſchen Volkes noch tiefer aufreißen und den Unwillen, der auf ſoziale und politiſche Antipathien ſich gründet, ins Religiöſe hineinführen. Es iſt unmöglich, daß ein ſpaniſch-amerikaniſches Volk ſich jemals zur anglikaniſchen Kirchenform und Kirchenverfaſſung hingezogen fühlen könnte. Biſchöfe haben ſie ſelbſt, und zwar als rein kirchliche Größen, die mehr an den Weltkreis, als an die kleine Heimath gebunden ſind, mehr über die Grenzen der Erde blicken, als in die politiſchen Debatten einer beſchränkten Lokalität ſich verſenken. Dazu kommt die ſtrenge engliſche Sonntagsfeier, welche die übrigen Tage in den Staub des Profanen, des Irdiſchen hineinwirft, wie es ein Deutſcher gelehrt bekämpft und ein Spanier als verkehrt anſieht, ich will nicht gerade ſagen abſurd! Alle Spanier haben ſehr viele Feiertage in der Woche, Heiligenfeſte und Marientage. Ja ganze Monate, wie der Marienmonat, ſind mit einem feſtlichen Charakter angethan. Da giebt es temporas, rogaciones, vijilias, octavas mit Wochengottesdienſten. Kurz Sonntag und Woche ſtehen nicht wie heilige Zeit und profane Zeit in einem ſchroffen Gegenſatz. Es iſt ein Gegenſatz, den weder die Kirchengeſchichte rechtfertigt, noch das neue Teſtament veranlaßt. Die anglikaniſche Liturgie ferner entbehrt bei ihrer großen Länge und ihrem ſtereotypen Charakter das Anziehende und in die Augen Fallende der römiſchen Ceremonien. Die katholiſche Kritik der anglikaniſchen Kirchenzuſtände giebt, um kurz abzubrechen, treffend der Kardinal Wiſemann (Ab-

handlungen über verschiedene Gegenstände — aus dem Englischen — Band II. S. 173 ꝛc. S. 225 ꝛc. S. 255 ꝛc. S. 291 ꝛc. Regensburg 1854).

Es ist leicht erklärlich, weshalb spanische Bevölkerungen den Vorzug der anglikanischen Kirche nicht begreifen. Ich will damit nicht sagen, daß sie uns gerechter beurtheilen, aber ich weiß, daß unsre Weise sie nicht so abstößt. Wir verpönen nicht das heilige Kreuz auf unsern Kirchhöfen, und das fromme Bild verbannen wir nicht aus unsern Tempeln. Wenn man mit einsichtigeren Leuten über das Bekenntniß und die Sitten unserer evangelischen Kirche in Deutschland spricht, so begreifen sie es wohl, daß die von Peronne und Andern ihr gemachten Vorwürfe durchaus unsachgemäß und unwahr sind. Unter diesen Einflüssen stehen aber Schriftsteller wie der Padre Eyzaguirre. Er sieht den deutschen Protestantismus mit denselben getrübten Augen an wie jener (s. El Catolicismo en presencia de sus disidentes I. Paris 1857. S. 207 ꝛc. S. 237 ꝛc. S. 245 ꝛc. S. 257 ꝛc.). Peronne sagt: „Luther hatte verschiedene Dogmen weggeworfen, seine Schüler warfen noch weitere weg, bis aller Glaube und die geoffenbarte Religion selbst unter dem Einfluß der englischen und französischen Naturalisten, der Latitudinarier, Friedrichs des Zweiten und des Philosophen Kant erloschen schien." („Lutero habia desechado varias dogmas: sus discípulos desecharon muchos mas, hasta que aparecieron extinguidas la fe entera y la misma religion revelada bajo la influencia de los naturalistas ingleses y franceses, de los latitudinarios, de Frederico II. y del filósofo Kant." Tratado etc. S. 343.)

Einzelne einsichtsvolle Männer ändern nicht das Urtheil der Massen. An ihrer Spitze stehen solche Priester wie der Vikar Vera. Der Kampf gegen die Freimaurer erscheint ihnen ein heiliger Kampf, und wenn sie, wie der Padre Eyzaguirre, zugleich den Protestantismus mit in solchen Kampf zu verflechten suchen, so glauben sie gegen die richtige Quelle aller akatholischen Irrthümer einen erfolgreichen Angriff zu richten. Man muß es sich vergegenwärtigen, von welchen Grundsätzen und Anschauun-

gen die neukatholische Parthei in Südamerika ausgeht, nachdem früher unbekannte Geistesrichtungen, gute und böse, das Gebiet zu berühren und durchwehen anfangen, auf welchem einstmals ein Katholicismus ohne Gegensatz seine schrankenlose Herrschaft in milder und den Volkssitten entsprechender Weise ausübte, viel Gutes stiftete, wissenschaftlichen Ruhm hinterließ, auch keine Sehnsucht nach Neuerungen erweckte, aber in der Gegenwart dem von außen andringenden Geiste dieses Jahrhunderts gegenüber, wie er seine wahren und seine falschen Strömungen hat, eine andre und festere Stellung als früher einzunehmen gezwungen wird. Man erzählt deshalb den gebildeteren Leuten, wie die Protestanten weiter nichts gelten lassen wie dürren starren Verstand, dem die Poesie des Gemüthslebens gänzlich abhanden gekommen sei und der seine Phantasielosigkeit langen trockenen Predigten über moralische Gegenstände mittheile, darinnen man belehrt werde über das, was jeder schon weiß. Was aber wirklich das Leben der evangelischen Kirche ausmacht, das Königreich Gottes in ihr, alle die gläubigen und positiven Bestrebungen, die auch eine Verwandtschaft mit den Tendenzen milder und gläubiger Katholiken ohne römischen Fanatismus haben, die eine einstmalige Versöhnung alles Getrennten weissagen, die kennt man nicht, oder wenn man sie kennt, so hütet man sich wohl, darüber einige Mittheilungen zu machen. Es muß der Protestantismus in den Augen des Volks stets den Charakter behalten, ein Kind des Rationalismus, ein Schützling der Freimaurerei oder ähnliches zu sein, was einen volksthümlichen Unwillen oder eine motivirte Abneigung ermöglicht. Eyzaguirre sagt, indem er von den kirchlichen Zuständen des orientalischen Freistaates und der Hauptstadt Montevideo spricht: „Der Protestantismus, in Europa aus den Fugen gegangen und in Ruinen liegend, sucht sich in den amerikanischen Gegenden ein Asyl zu verschaffen. Besiegt in Europa und an den Orten selbst, welche er mit Blut eroberte, sucht er in der neuen Welt unter denen Proselyten zu machen, welche aus Mode glauben werden, was sie aus Pflichtgefühl nicht achten. Man muß es sehen, was in einzelnen Ländern Südamerikas heute geschieht. Vier Männer,

welche nichts glauben, proklamiren mit lautem Geschrei die religiöse Toleranz und richten heftige Angriffe gegen die römische Intoleranz, Grund nach ihnen, weshalb so viele Millionen Einwohner der neuen Welt in Unwissenheit zurückgeblieben sind. Im Staate Uruguay fanden solche Worte ein Echo und man beeilte sich die gesetzmäßige Toleranz aller Kultusformen zu verkündigen. In Montevideo erhob sich ein dissidentischer Tempel, die liberale Presse weissagte eine bessere Zukunft für die banda oriental. Schon sah sie jeden Tag Millionen Emigranten aus Europa nach Montevideo kommen, das Land mit Industrie und Handel bereichernd, schon sah sie die banda oriental wetteifern mit den Vereinigten Staaten um den Vorrang in der neuen Welt. Das glaubten sie und vergaßen, daß das Zurückbleiben und die Degradation der spanisch-amerikanischen Staaten ganz andere Ursachen hat, als wie sie es sich denken. Das Fehlen religiöser Principien bei den Männern, welche Toleranz fordern, der kleinliche Egoismus, der sich in ihrer Handlungsweise bemerklich macht, die Leidenschaften, die sie aufzehren, die beständigen Verschwörungen gegen die konstituirten Autoritäten, in denen sie leben, mögen sie sein, welche sie wollen, ihr Mangel an Unbescholtenheit beim Verwalten der öffentlichen Angelegenheiten, das sind die wahren, die einzigen Ursachen unserer Uebel, alle schließt das eine ein: der Mangel an Religion."

Sehr viel Wahres liegt in diesen letzten scharfen Worten. Männer, die von einem kleinlichen Egoismus beherrscht, die öffentlichen Angelegenheiten unehrlich verwalten, den Staat, das Zollhaus, die Kriegskasse ausbeuten, ohne alle tieferen sittlichen und geistlichen Interessen in faden Vergnügungen und lächerlichen Eitelkeiten als Löwen der Gesellschaft, der Deputirtenkammer, der Promenaden oder als caudillos der Departements, respektive Halsabschneider sich durch die allgemeine Schwächlichkeit des Publikums und alte Gewohnheit erhalten, die können unmöglich die Parole Toleranz aus reinen Absichten ausrufen. Diese Leute haben wir früher charakterisirt, auch die Zustände, aus denen sie hervorgingen, und die sie wieder an ihrem Theil verschlechtern halfen. Aber wenn degradirte Menschen eine gute

Sache vertheidigen, ſo bleibt die gute Sache was ſie iſt. Hat man den Proteſtantismus mit Tendenzen zu amalgamiren geſucht, welche ſeiner Grundlage und ſeinem geſchichtlichen Charakter fremd ſind, ſo theilt er dieſes Loos mit dem Katholicismus. Im Uebrigen bricht ſich ein neuer Geiſt in der Verwaltung des orientaliſchen Freiſtaates Bahn, die Verſchwörungen ſind ein Schatten, faſt nur noch Nachklänge von dem, was ſie früher waren und Unbeſcholtenheit in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten hat dem jetzigen Präſidenten und ſeiner Regierungsperiode Niemand, ſelbſt nicht die Exaltirteſten unter der rothen Parthei, abſprechen können. Der ſittliche Einfluß derjenigen Fremden, die gerade Proteſtanten ſind, die Einwirkungen von Engländern, Deutſchen und Nordamerikanern haben das ihrige zu einem ſo erfreulichen Wechſel der öffentlichen Zuſtände beigetragen. Diejenigen Fremden, welche mit den Landeskindern im Beſtehlen des Staates wetteiferten, ſolche Ausländer, welche ſich Vermögen, Häuſer, Eſtanzias und alles Mögliche durch Uebervortheilung des Staats zuſammenſtahlen, haben allerdings nicht das ihrige zu einem günſtigen Wechſel der leitenden Perſönlichkeiten und zu einer heilſamen Wendung in der Verwaltung beigetragen. Auch diejenigen proteſtantiſchen Ausländer, welche in gemiſchten Ehen leben, hätten viel mehr zur Verbeſſerung des öffentlichen Geiſtes beitragen können, wenn ſie nicht vielfach durch eine Gleichgültigkeit und eine feige Furcht den Proteſtantismus in den Augen des Volks diskreditirt hätten. Dieſe leichtſinnige Gleichgültigkeit und feige Furcht verſchwiſterte ſich oft mit dem Hochmuth der Aufgeklärten und Gebildeten. Wenn ſie in Hamburg oder ſonſt wo das Chriſtenthum überhaupt zu belachen oder zu ignoriren gelernt hatten, ſo war es ganz naheliegend, in Montevideo die Frauen machen zu laſſen, was ſie wollten. Da gab denn ſolch ein großer uod gebildeter Mann ſeiner Frau die Erlaubniß, ſie dürfte ihr Kind in der katholiſchen Kirche taufen laſſen, d. h. der proteſtantiſche Ehemann erlaubte nicht die katholiſche Kirche, ſondern das Taufen. Abends lachte er bei ſeiner Whiſtparthie über die Wunderlichkeiten der Frauen. Auch wir können klagen über die Folgen der gemiſchten Ehen. Der

Priester aus Chile klagt an seinem Theil in einer übertriebenen, unwahren und aus einem vielleicht einmal vorgekommenen Fall ein allgemeines Gesetz machenden Weise, wie die unvorsichtigen Frauen, durch listige Männer verführt, das väterliche Haus verlassen, wie sie in dissidentischen Tempeln ein Scheinbild von Ehe schließen, welche durch die Gesetze ihrer Religion und ihres Landes verboten sei, wie sie den Unwillen ihrer Familien und ihrer Mitbürger erregen und bald von ihren falschen Liebhabern sich verlassen sehen. Mir ist wenigstens in sechs Jahren nie ein Fall vorgekommen, daß ein protestantischer Ehemann seine katholische Ehefrau als falscher Liebhaber hülflos verlassen hat. Der Padre Eyzaguirre wie alle seine Genossen mögen es gut meinen, auch im Einzelnen vieles Richtige sagen, sie haben viele Hauptursachen der Volksnöthe im ehemalig spanischen Südamerika schonungslos aufgedeckt und scharf die Nichtsnutzigkeit und Gemeinheit vieler Persönlichkeiten geschildert, indeß ist ihnen die positive Seite des Protestantismus völlig unverständlich, zumal da zu ihren Schattenrissen so viele indifferente Protestanten oder abstoßende Engländer sitzen, jene positive Seite des Protestantismus, welche in den lichtvollen Worten Schelling's zur Anerkennung kommt: „Es kann nicht darum zu thun sein, irgend eine besondere Form, in der das Christenthum jetzt existirt, einseitig zu bevorzugen. Die wahre Kirche ist in keiner dieser Formen allein, sondern das ist die wahre Kirche, die von dem durch Petrus gelegten Grund durch Paulus in das Ende geht, welches die Kirche des heiligen Johannes sein wird." (Schelling's sämmtliche Werke 2. Abth. 4. Band. 1858. Philosophie der Offenbarung Theil II, S. 310.)

Die früher erzählte Vertreibung der italienischen Mönche hatte den Vikar Vera bei einem Theil des Publikums unbeliebt gemacht, bald fand sich eine Gelegenheit, daß auch die Regierung mit ihm in Konflikt gerieth. Es handelte sich nemlich um das Begräbniß eines Freimaurers, der ohne vorangegangene Beichte gestorben war. Ich will die betreffenden Namen nur andeuten, da später die Söhne des Verstorbenen von mir protestantisch konfirmirt wurden und für mehrere Personen alle diese Vorgänge

ſchmerzlich ſind. Alles was ich hier mittheile iſt indeß in Montevideo ſo ſehr bekannt, daß die von mir konfirmirten jungen Leute es nicht übel nehmen können, wenn ich unter andern charakteriſtiſchen Zügen dortigen Lebens auch dieſes erzähle.

Es lebte nemlich in der banda oriental ein Arzt aus dem Norden Europas, welcher ſchon vor 20 Jahren in der lutheriſchen Pfarrkirche zu H. mit ſeiner Ehefrau getraut worden war, ſie hatten zwei Söhne und wanderten mit ihnen nach dem La Plata aus. In den letzten Jahren lebten ſie getrennt von einander, ohne geſchieden zu ſein. Außer andern Gründen, die dazu führten, ſoll die Neigung des Mannes, ſich einer traurigen Leidenſchaft hinzugeben, an welcher ſo manche Europäer in Amerika untergehen, dieſe Trennung herbeigeführt haben. Sonſt war es ein von ſeinen Freunden wegen ſeiner Gutmüthigkeit und Biederkeit ſehr geachteter Mann, der auch unter ſeinen Logenbrüdern Anſehen hatte. Er lernte während ſeiner Praxis in S. J. eine junge Dame kennen, welche er gern geheirathet hätte, indeß lebte ſeine rechtmäßige Frau mit ihren erwachſenen Kindern in der Hauptſtadt. Man ſagte, daß aus vielen Gründen eine Heirath ſehr erwünſcht werden mußte. In Begleitung dieſer jungen Dame und ihres Bruders kam er nach der Hauptſtadt und erkundigte ſich bei den katholiſchen Geiſtlichen, was er zu thun habe, um ſich verheirathen zu können. Das erſte war natürlich, daß ſie ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche verlangten, dann würde ſich alles andre finden. Ich kann es nicht mit Beſtimmtheit behaupten, daß ſie ſeine perſönlichen Verhältniſſe genau kannten, ich glaube aber annehmen zu können, daß ſie von ſeiner wirklichen Verheirathung wohl unterrichtet waren. Das andre war, daß ſie eine Unterſchrift von ſeiner wirklichen Frau forderten, in welcher dieſe erklären ſollte, daß ſie nie legal mit einander verheirathet geweſen ſeien, ſondern nur ſo mit einander gelebt hätten. Um dieſe zu erlangen, begab ſich die junge Dame mit ihrem Bruder zu der Frau J., that letzterer einen Fußfall und bat ſie dringend, dieſe Erklärung abzugeben, ſie habe ja doch nichts von ihrem Manne und die Söhne ſollten zur Sicherung für jeden Fall als legitim anerkannt werden.

Frau J. ließ ſich durch Bitten beſtimmen und gab auf dem kirchlichen Notariat die gewünſchte Erklärung ab, obgleich ich die feſte Ueberzeugung habe, daß jedermann daſelbſt unterrichtet war, wie ſie die rechtmäßige Gattin des J. ſei. Nun erfolgte ganz in der Stille der Uebertritt des Arztes in der damals noch von den Jeſuiten bedienten capilla de la caridad, dem Schauplatz vieler ſolcher Glaubensthaten. Die Trauung erfolgte darauf in der iglesia matriz.

Von dem Uebertritte ſprach man nicht viel in der Stadt, was ſehr befremdend war, denn wenn ſonſt Proteſtanten in die katholiſche Kirche ſich aufnehmen laſſen, ſo thun die Prieſter ihr Möglichſtes, das Erlebniß in die Oeffentlichkeit zu bringen. Der Präſident, ſeine Frau und die Miniſter werden gebeten, Pathenſtelle zu übernehmen, und die Zeitungen ſchildern die darauf gefeierte Taufceremonie mit allerhand pompöſen Wendungen. Wieder hat die heilige Kirche einen neu Getauften in ihren heiligen Schoß aufgenommen, wieder haben zwei Proteſtanten ihren Irrthum abgeſchworen, wieder hat die heilige, apoſtoliſche, katholiſche, römiſche Kirche einen ihrer ſo häufigen Triumphe gefeiert, geſtern erlebte man das erhebende Schauſpiel, daß drei Männer, welche bisher die Wohlthaten unſres heiligen Glaubens nicht kannten, dem Katholicismus ſich weihten, und wie es ſonſt in den Journalen zu leſen ſteht. Noch im November 1862 las man im Journal „el pais“ (das Land): „Geſtern Morgen um ½7 Uhr ſind in der Kirche de los ejercicios drei Neophyten vom Cura Don Martin Perez feierlich getauft worden (han sido bautizados solemnemente), alle drei gebürtig aus der Schweiz. Bevor ihnen das Sakrament der Taufe adminiſtrirt wurde (antes de serles administrado el sacramento del bautismo), legten die drei feierlich das Bekenntniß der apoſtoliſchen katholiſchen römiſchen Religion ab, was niedergeſchrieben und von den Betheiligten ſelbſt, und andern Perſonen unterſchrieben wurde. Eine zahlreiche Verſammlung umgab die Neubekehrten bis zum Schluß der Ceremonie. Es begleitete ſie der ehrwürdige Padre Irigaray, mit der Verwaltung der Kapelle de la concepcion betraut, von welchem die Getauften in der katholiſchen Religion unterrichtet

worden waren. Nachdem die Taufceremonie beendet war, ſchritt man zur Beſtätigung der Ehe (revalidacion del matrimonio), dann ſang man ein feierliches Tedeum dem Allmächtigen zu Ehren und feierte das heilige Opfer der Meſſe, bei welcher die Getauften (los bautizados) die heilige Kommunion empfingen." Dieſe franzöſiſchen Schweizer wechſelten nach der üblichen Sitte auch ihre Namen. Die Wohlthaten der Konferenz des heiligen Vincenz von Paula werden ihnen wohl das Verſtändniß für die Vorzüge der heiligen römiſchen Kirche zuerſt beigebracht haben, zugleich mit der Warnung, daß es ihnen ſonſt ſchlecht im Lande ergehen würde, eine Drohung, die manches europäiſche Gemüth mit blaſſem Schrecken erfüllt, wenn ihm alles noch ſo ſpaniſch im fremden Land vorkommt.

Es ſollen auch noch in anderen Ländern Proteſtanten, die ihren ſogenannten Irrthum abſchwören, umgetauft werden, trotz des Konciliums von Trident, welches ausdrücklich lehrt: „Wenn jemand ſagt, die Taufe, die auch von den Irrlehrern im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, mit der Abſicht zu thun, was die Kirche thut, ertheilt wird, ſei keine rechte Taufe, der ſei im Bann." (Des hochheiligen ökumeniſchen und allgemeinen Koncils von Trident Kanones und Beſchlüſſe ꝛc. ꝛc. herausgegeben von Dr. Wilhelm Smets Bielefeld 1858 de baptismo. Kanon IV. S. 40 und 41 in der Seſſio VII: „si quis dixerit, baptismum, qui etiam datur ab haereticis in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti, cum intentione faciendi, quod facit ecclesia, non esse verum baptismum: anathema sit." — Paul Sarpi, Geſchichte des Koncils von Trident, deutſch von Winterer Mergentheim 1840 II. Bd. 1. Abth. S. 193 u. f.) Der Herr H. hat ſich umtaufen laſſen, um nur ja ſeine Braut Clara heimführen zu können, und ähnliche Neuigkeiten verbreiteten ſich häufig mit Grund und ohne Grund in der Stadt, ſo daß man annehmen kann, daß das Umtaufen der Proteſtanten zu Montevideo die Regel iſt. Die Prieſter ſind entweder ſehr unwiſſend oder ſtecken ſich hinter den Einwand, ſie hätten keine genügende Sicherheit, ob eine Taufe früher überhaupt einmal erfolgt ſei. Höchſt ſpaßhaft war es, wenn ſolche umgetaufte Leute

feierlich und mit einem gewiſſen Eifer erklärten, ſie hätten ſich in ihren Anſichten durchaus nicht geändert, ſie waren alſo ſo zum Katholicismus gekommen wie die Pferde, die ſich bald in den Roßgarten und bald in den Stall einſperren laſſen, am liebſten aber dahin gehen, wo das meiſte Futter iſt. Indeß glaubten von ihnen die römiſchen Prieſter, daß ſie aus wilden Roſen mit wildem Laub duftende Moosroſen im ſonnigen Garten geworden wären.

Am häufigſten werden die armen Kranken und Sterbenden umgetauft. Es iſt ein jammervoller Anblick, einen im äußerſten Stadium der Lungenſchwindſucht liegenden Menſchen den unbarmherzigen Bekehrungsverſuchen eines Geiſtlichen des Hospitals ausgeſetzt zu ſehen. Da quält er ihn mit Hölle und Schrecken entſetzlich, niemand iſt im Saal als nur Katholiken, kein bekanntes Geſicht blickt tröſtend auf ihn, die Einſamkeit und Verlaſſenheit und ſein Gewiſſen drückt ihn nieder, angſtvoll klammert er ſich an den Menſchen an, der an ſeinem Bette wacht, es iſt der finſter und drohend blickende Prieſter, der marmorkalt ſeine Leiden und ſein Stöhnen anſieht, deſſen Geſichtszüge ſich dann erſt erweichen, wenn er halb verzweifelnd hinhaucht, daß er ſich taufen laſſen will. Das muß man kennen, um Mitleid mit dieſen Sterbenden zu haben. Ich will nicht alle Konſuln darin anklagen, nein, es ſind nur Ausnahmefälle, deren ich gedenke, aber es kommt vor, daß Konſuln und Schiffskapitäne proteſtantiſche Seeleute nach dem katholiſchen Hospital und nicht nach dem Fremden-Hospital ſchicken, weil dort der Aufenthalt nichts koſtet, hier koſtet er nur eine Kleinigkeit. Sie wiſſen ganz gut, daß quälende Bekehrungsverſuche ſtets angeſtellt werden, mag die Aufſichtsbehörde des Hospitals es verbieten oder nicht, denn es iſt ja ſo leicht alles abzuleugnen, und dieſe Aufſichtsbehörde, die ſelbſt ſtreng katholiſch iſt, kann unmöglich ernſtlich etwas verbieten wollen, was des Scheines wegen zwar als unſtatthaft bezeichnet wird, im Grunde aber ihre Beiſtimmung hat. Zwiſchen Taufe und Abendmahl gewähren ſie den Bekehrten ein paar Tage Zwiſchenzeit, wenn es der Geſundheitszuſtand derſelben erlaubt. Der engliſche Geiſtliche enthielt ſich des Beſuches dieſes

Hospitals, weil man ihm dort geradezu bedeutete, man sähe seine Besuche nicht gern. Mir war es gestattet Sonntag und Donnerstag mit dem übrigen Publikum die Kranken zu besuchen. An andern Tagen verhalf mir ein deutscher Tischler, der für die Anstalt arbeitete, dazu, hineinzukommen. Sobald ein kranker deutscher oder französischer Protestant das Abendmahl verlangte, erklärte der Kaplan, das könne und wolle er ihm auch geben, uns aber wurde weder in Buenos Aires noch in Montevideo eine solche Handlung im Hospital vorzunehmen gestattet, obgleich doch auch von Protestanten Abgaben für dasselbe erhoben wurden. Was aber das Umtaufen im Allgemeinen anbetrifft, so ist das keine Entschuldigung, daß die Taufscheine der Protestanten in englischer oder deutscher Sprache abgefasst sind, denn es giebt Leute genug, die solche übersetzen können.

Dem Arzt J. brachte seine Heirath und sein Uebertritt, welcher durch so äußerliche Motive veranlaßt war, gar keinen Segen. Schon immer mit Schulden kämpfend, mußte er bald aus dem Städchen S. J. ganz herausgehen, weil sich ein geschickter und intelligenter Arzt daselbst niederließ, der reiche Erfahrungen aus seiner früheren Praxis in Schweden, in Chile und dem Innern der argentinischen Staaten mitbrachte, und dessen Hilfe bei jedem ernstlichen Krankheitsfall in Anspruch genommen wurde. Es war zwar mein geehrter Freund Dr. W. etwas theuer, denn er berechnete für jede Meile eine Goldunze, aber dafür mußte er auch in diesem Städtchen aushalten, in dem sich nur mühsam hier und da ein passender Gesellschafter auftreiben ließ. Eine Zeitlang praktisirten sie beide noch zusammen, dann zog der junge Ehemann, der also mit zwei Frauen versehen war, eine kurze Zeit nach M., kehrte indeß, da es ihm auch hier nicht gut ging, nach seinem ersten Aufenthaltsort zurück. Unter dessen war aus dieser sonderbaren Ehe ein Söhnlein geboren, welches von Geburt an krank und häßlich war. Ich habe es nach dem Tode des Arztes gesehen und kann sagen, daß ich niemals ein so häßliches Kind geschaut habe, es hatte einen großen Kopf und dicken Bauch und sah ganz ungesund aus. Der erwähnte Dr. W. behandelte es mit großer Umsicht und unterstützte

ſo die unglückliche Mutter, die nach dem Tode ihres Mannes ſtets in Weinkrämpfe verfiel, ſobald ſie einen Bekannten des Verſtorbenen zu ſehen bekam. Die Vorliebe für ſpirituöſe Getränke nahm indeß, während er noch lebte, immer mehr bei ihm zu. Die Folge davon war eine ſchwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Armuth herrſchte auch in ſeinem Hauſe und der Ort bot nichts dar, was ihm Bequemlichkeit gewähren konnte. So ſind ſeine letzten Lebensmomente ſehr traurig geweſen. Nur die Erzählungen eines deutſchen Herrn heiterten ihn ab und zu auf, dann las er noch kurz vor ſeinem Tode die Jobſiade. Um ſeine Frau und deren Familie zu beruhigen ging er darauf ein, ſeine Konfeſſion zu machen, wie man dort zu ſagen pflegt, d. h. zu beichten. Nun gab es damals, und giebt wohl jetzt noch einen jungen Cura an jenem Ort, welcher ein intimer Freund des apoſtoliſchen Vikars und eins der eifrigſten Mitglieder des orientaliſchen Klerus war. Die öffentliche Meinung behauptete, daß er mit den Jeſuiten in Verbindung ſtände. Sein Name iſt Madruga. Dieſer hielt in der Stadt eine ſehr ſtrenge kirchliche Ordnung aufrecht. Alle Familien gingen mit wenigen Ausnahmen auf ſeinen Ton ein, und eine Konferenz der Geſellſchaft San Vicente de Paul ſammelte auch hier die Eigentlichſten zu gemeinſamer Arbeit. Das Volk beſeelte ein wüthender Haß gegen die kleine dortige Freimaurerloge. Vielfach hörten die geſelligen Vergnügungen in den Häuſern auf. Alles eilte früh und ſpät in die Kirche des Orts. Dieſe Kirche war klein und einfach. Nun faßte man die Idee eine ſchöne, große zu bauen, die mit dem größten Tempel der Republik, der iglesia matriz wetteifern ſollte. Man legte raſch Hand ans Werk. Hoch thürmte ſich ſchon Kuppel und Dach auf, als ich das letzte Mal durch das Städtchen eilte. Viele reiche einheimiſche Eſtanzieros der Nachbarſchaft waren höchſt freigebig in Beiſteuern und ein gerechter Stolz, ſo etwas durchſetzen zu können, feuerte zu immer neuen Anſtrengungen an. Die Kammern konnten eine nur verhältnißmäßig niedre Summe für dieſen Bau notiren, der alſo ganz auf die Theilnahme der Privaten angewieſen war, und ſelbſt Theatervorſtellungen fanden zum Beſten des frommen Werkes ſtatt,

welches auf lange Zeit das Städchen und seine Umgebung ehren wird.

Der Cura Madruga wurde beschuldigt seine Heerde gegen die Freimaurer zu fanatisiren. Es beruht dies auf einem die ganze Banda Oriental durchziehenden Principienkampf zwischen Vicentinern und Freimaurern, der bei jeder socialen und politischen Frage sich fühlbar macht und eine große Uneinigkeit im Schoß der katholischen Bevölkerung bei jeder Gelegenheit aufdeckt. Ein Principienkampf, der bei andern Partheinamen wohl ganz Südamerika durchzieht und es jedem Unbetheiligten unmöglich macht zu sagen, hier ist das volle Recht und dort das ganze Unrecht. So verbrannte ein Theil der fanatischen Bevölkerung des Städtchens das Haus, in welchem die dortigen Freimaurer sich zu versammeln pflegten, und einer alten Frau ward es mit Anerkennung nachgesagt, daß sie den ersteu Brand auf das verhaßte Gebäude geworfen hätte, wie das wohl auch in andern Ländern bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall zu sein pflegt.

In diesem Städtchen lag nun der Freimaurer Arzt J. zum Tode krank auf seinem Schmerzenslager und sollte seine Beichte ablegen. Gewöhnlich richten die katholischen Priester nur einzelne Fragen an den Beichtenden und geben dann die Absolution. Es geht alles sehr rasch ab und hat keine Schwierigkeit. Ja wenn Gesunde beichten wird dieses oft höchst leichtsinnig abgemacht. Ein katholischer Priester absolvirte Protestanten, die vor der Trauung mit katholischen Frauen beichten müssen, in der Konditorei bei einem Glase Punsch. Dieses Mal glaubte indeß der Cura Madruga einen großen Fang zu thun. Er muß wohl die Lebensschicksale und auch die Eheverhältnisse des Sterbenden und die Gründe seines Uebertritts zur römischen Kirche gekannt haben und in dem Kranken ein gefügsames Werkzeug weit gehender Denunciationen zu finden gehofft haben. Die Charakterschwäche, die er in seinem Leben gezeigt hatte, ließ annehmen, daß man auch in den letzten Stunden mit ihm machen könne, was man wolle. Darin aber täuschte man sich. Die häßliche Intrigue kam nicht zu stande. Der Padre M. legte dem Kranken

nemlich ein weißes Blatt Papier vor und verlangte von ihm, daß er seinen Namen hineinschreiben möge. J. merkte, daß man nach seinem Tode allerlei Anklagen gegen die Freimaurer oder sonstige Sachen hineinsetzen wollte, wie es gerade zum größern Ruhme Gottes und der römischen Kirche dem Beichtvater passend erscheinen würde. Welch' ein Stoff für Journale und Berichte hätte es abgegeben, wenn ein ehemaliger Protestant und Freimaurer an der Schwelle des Todes und des Gerichts, wo die Lüge flieht und die reine Wahrheit von bebenden Lippen ausgesagt wird, häßliche Irrthümer und noch häßlichere Sachen unter Reue aus inniger Neigung zu warnen gebeichtet hätte! Es mögen wohl manche Beichten, die dem Katholicismus Weihrauch streuen, auf ähnliche Weise entstanden sein.

Aber J. ließ sich nicht bewegen das weiße Blatt zu unterschreiben, so gern er auch seine Frau und deren Familie durch abgelegte Beichte beruhigt hätte. So kam es, daß der Cura ihn verließ, ohne die Absolution gegeben zu haben, und kurze Zeit darauf starb der Kranke. In einer kleinen Stadt macht es einen furchtbaren Eindruck, wenn jemand ohne Beichte gestorben ist, und nicht alle billigten das Verfahren des Geistlichen. Man wußte es theilweise nicht oder kümmerte sich nicht weiter darum, daß J. ursprünglich Protestant gewesen und eigentlich zuletzt zu keiner Kirche gehört hatte, denn nach seinem Uebertritt kümmerte er sich um keine Kirche, wie das unter den Männern keine ungewöhnliche Sache auch in diesem bigotten Städtchen ist. Nun kam aber das eigentliche Aergerniß nach. Der Cura verbot es, den Verstorbenen auf dem Campo santo, dem Kirchhof des Städtchens, zu begraben. Wo sollte man nun mit dem todten Körper hin? Auf dem Felde wollte man ihn doch nicht bestatten, und der Cura gab weder den Bitten der Familie noch denen der Freunde nach. Da man sonst auch ohne Konfession verstorbene Katholiken auf den Kirchhöfen begräbt, ja selbst Protestanten, so sah man mit Recht eine beabsichtigte Beleidigung der Freimaurer darin, die in den Augen des unwissenden Volkes so dargestellt werden sollten, als verdienten sie nur wie das Vieh verscharrt zu werden. Es sah sich die Familie genöthigt den

Sarg mit dem Verſtorbenen nach der Hauptſtadt zu führen. Die Loge von S. J. betrieb dieſes hauptſächlich und beſtellte zu gleicher Zeit ein großes Funeral in der Iglesia Matriz. Der Zug mit zahlreicher Theilnehmerſchaft langte in der Hauptſtadt an, und das Begräbniß wurde auf den Nachmittag deſſelben Tages verlegt. Da die Logen in Montevideo tauſende von Mitgliedern haben und ſämmtliche eingeladen wurden, ſo bereitete ſich auf den Nachmittag ein Leichenbegängniß vor, wie es nur bei außerordentlichen Gelegenheiten ſtattzufinden pflegt. Zuerſt ſollte der Sarg vor den Hochaltar der Iglesia Matriz geführt und dann auf dem katholiſchen Campo Santo beigeſetzt werden. Bis dahin war es nemlich Sitte geweſen ſämmtliche Särge zunächſt in eine der beiden Pfarrkirchen zu führen, in welcher die Prieſter ſich verſammelten und ihre Geſänge ausführten, während in den ſchwarzausgeſchlagenen Kirchen zahlreiche Kerzen flammten, häufig ein Katafalk errichtet und mehr oder weniger Trauerluxus entfaltet wurde. So langte dann Nachmittags der Trauerzug vor den Portalen und Säulenhallen der Iglesia Matriz an. Aber wie verwundert waren die Tauſende, welche nachfolgten, als ſie ſämmtliche Thüren der Kirche verſchloſſen fanden und der Cura derſelben unter den Säulen der Vorhalle erſchien und zu ſeinem Bedauern erklären mußte, er dürfe die Kirche nicht öffnen laſſen, denn ein ganz beſtimmter Befehl des apoſtoliſchen Vikars ſei eingetroffen, welcher den Trauerzug und den Sarg in die Kirche zu laſſen ſtreng verbiete, auch jede Betheiligung des Klerus am Begräbniß entſchieden unterſage. Allgemein war der Unwille. Drohende Reden, man würde die Kirche mit Gewalt erbrechen, ließen ſich hören, und nur der Beſonnenheit einzelner war es zuzuſchreiben, daß ernſtliche Exceſſe unterblieben und kein Tumult entſtand. Man entſchied ſich nach einigem Warten den Weg nach dem entfernten Kirchhof anzutreten.

Am Morgen dieſes Tages hatte die katholiſche Geiſtlichkeit in derſelben Kirche einem anderen Todten die größten Ehren erwieſen und in größter Vollzähligkeit waren ſie vereint geweſen, die Trauerlieder der Kirche zu ſingen, das war der Protektor ſämmtlicher Freimaurerlogen im Lande, der ehemalige Präſident

des orientalischen Freistaats Don Gabriel Pereira gewesen. Noch stand der Katafalk, ihm zu Ehren in der Kirche errichtet. An seinem Sarge hatte nicht allein der Klerus, nein ein sehr großer Theil der Bevölkerung sich eingefunden. Den Dahingeschiedenen betrauerte man als den Begründer der Ruhe und Ordnung im Lande, und sein Gedächtniß wird in Ehren bleiben. Nachdem er den Schauplatz seiner politischen Thätigkeit verlassen hatte, wurde er auch bald aus dem Leben und aus dem Land abgerufen, an dessen politischen Schicksalen er von den frühesten Anfängen an sich betheiligt hatte. Was die Kirche dem Reichen, dem Mächtigen gewährt hat, wie kann sie das dem Armen, dem Geringen verwehren, so sprach man unter den Tausenden, welche die Demonstration am Nachmittage zusammengeführt hatte, ohne daß sie den J. näher gekannt hätten. Eine ungenaue Kenntniß der Sachlage und der Antecedentien führte zu ungerechten Urtheilen und zu einer schiefen Beurtheilung des gesammten Vorfalls. Wenn man gerecht gewesen wäre, so hätte man sagen müssen, daß der Sarg des J. auch sehr wenig in einer katholischen Kirche zu suchen habe. Daß man dem Verstorbenen das Begräbniß verweigert hatte, das war das eigentlich Unhumane gewesen, nächst jenem mißlungenen Versuch mit dem weißen Papier. Der Präsident Pereira hatte vor seinem Tode gebeichtet, auch stets der Kirche und ihren Priestern viel Wohlwollen bewiesen, sein Leben war das eines guten Katholiken gewesen, und daß man ihn mit dem unglücklichen J. zu vergleichen suchte, der auf so schmähliche Weise in den Schoß der römischen Kirche hineingekommen war, beruhte auf einer Unwissenheit der Verhältnisse. In solchen Fällen pflegt man nur die eine Seite zu hören.

Mittlerweile fand das Begräbniß statt, und wie es Sitte in Montevideo ist, traten einzelne Herren aus dem Gefolge als Redner auf, die in scharfen Zügen auch über die Hindernisse sprachen, die das Leichenbegängniß gefunden hätte. Der apostolische Vikar hatte auch dagegen protestirt, daß der cementerio publico, der allgemeine Kirchhof der Stadt, die Reste des J. aufnehme, aber das zahlreiche Gefolge kümmerte sich nicht um

dieſen Proteſt. Die junta economica y administrativa, welche den Kirchhof nicht als ein Kircheneigenthum, ſondern als ein Staatseigenthum anſieht, hatte zur Beerdigung die Erlaubniß gegeben. Der zahlreiche Leichenzug mußte, um nach dem entfernten Kirchhof zu gelangen, der dicht am Meere auf einem wüſten Platze ſehr wenig romantiſch liegt, auch durch eine Straße ziehen, wo er von dem Hauſe aus geſehen werden konnte, in welchem die verlaſſene Frau des J. mit ihren Söhnen wohnte. Die hatte keine Ahnung davon, daß es ein ihr ſo Naheſtehender ſei, den man unter einer ſolchen allgemeinen Theilnahme beerdigte. Sie rief ihre Söhne herbei und machte ſie auf den großen Zug aufmerkſam und ſie wurden alle von einem Gefühl großer Traurigkeit ergriffen, das ſie ſich nicht erklären konnten und das ihnen ſehr ſonderbar vorkam. Erſt nach acht Tagen erfuhren ſie zufällig, wen man damals zu Grabe geleitet hätte, wie die Frau es mir ſelbſt erzählt hat.

Der Vikar, ein ſehr energiſcher und thatkräftiger Mann, ließ die Sache nicht auf ſich beruhen. Alle Anſprüche der katholiſchen Kirche fanden in ihm einen eifrigen Vertreter. Da er den Friedhof nicht als ein Staatseigenthum, ſondern als Beſitzthum der Kirche anſah, und er durch die Mißachtung ſeiner Befehle erzürnt war, ſo verlangte er kategoriſch von der Staatsregierung einen Befehl zur Wiederausgrabung des Leichnams. Man kann ſich die Aufregung in der Stadt und den Unwillen denken, den der Vikar durch dieſen Vorſchlag gegen ſich heraufbeſchwor. Es nahm ſich dieſer Wunſch ſo barbariſch und mittelalterlich aus, daß viele es für ihre Pflicht hielten, in den Journalen maßlos dagegen zu ſchreiben. Es hätte die gefährlichſten Folgen haben können, wenn die Regierung dieſem Anſinnen gehorcht hätte, denn ſo groß iſt die Macht des katholiſchen Klerus nicht, daß ſelbſt Ausſchreitungen dieſer Natur ertragen werden. Man vergaß dabei ganz, was J. geweſen und machte aus ihm einen Märtyrer. Auf beiden Seiten trübte die Leidenſchaftlichkeit das klare Urtheil, und die Macht der Phraſe behauptete auch dieſesmal ihre gewöhnliche Herrſchaft. Die Kräfte der Partheien maßen ſich, obgleich beide wußten, daß manche Kämpfe ſich nie erledi-

gen, gewiſſe Thatſachen hingenommen und auf beiden Seiten mit ihnen gerechnet werden muß. Die Regierung war keinen Augenblick darin ſchwankend, den verlangten Befehl zur Ausgrabung zu verweigern. Um die Geiſtlichkeit ihre momentan ſtarke Hand fühlen zu laſſen, verbot ſie, daß von jetzt ab jemals wieder Leichen zu feierlichen Exequien in die Kirchen geführt werden dürften. Damit fachte ſie das Feuer der Leidenſchaft in allen klerikalen Herzen an, weil durch dieſes Verbot tägliche ſichre Einnahmen dem ſingenden und aſſiſtirenden Klerus entzogen wurden. In der Kapelle des Kirchhofs ſollte ein von der Regierung beſoldeter Kaplan mit jeder Leiche die gebräuchlichen Ceremonien vornehmen.

Auf dieſen Schlag erwiederte der apoſtoliſche Vikar mit einer neuen Herausforderung. Ohne Weiteres erklärte er den allgemeinen Begräbnißplatz für entredicho im Interdikt befindlich, und nun fingen die Verwicklungen erſt recht an, denn alle Leichen mußten unbeerdigt bleiben. Es giebt in Montevideo nur zwei Friedhöfe, dieſen allgemeinen der Stadt und einen anglikaniſchen, welcher Eigenthum der brittiſchen Regierung iſt, und auf welchem alle Proteſtanten begraben werden. Auf letzterem laſſen Katholiken nicht gern Angehörige oder Freunde begraben. Die einfältigen Frauen halten ſolches für ein ganz entſetzliches Unglück und glauben, daß niemand auferſtehen könne, der auf dieſem Kirchhof zur Ruhe im Schoß der Erde niedergeſenkt ſei. Wer alſo zufällig in dieſen Tagen des Konflikts ſtarb, der mußte auf ein Begräbniß warten. Scherzhaft ſagte man damals, in dieſen Tagen ſei verboten zu ſterben. Da am Tage nach dem Tode das Begräbniß ſtattzufinden pflegt, ſo befanden ſich etliche Familien in großen Verlegenheiten, und man drang allgemein in die Regierung durch eine energiſche Maßregel den Anſprüchen und Gewaltſamkeiten des Klerus ein Ende zu machen.

Nun liebt man ungemein in Montevideo ſogenannte arreglos. Ein Arreglo iſt ein Uebereinkommen zwiſchen zwei Partheien, die eigentlich alle ihre Anſprüche und Tendenzen beibehalten, aber im Augenblick der Noth und um der Konvenienzen willen ſich vorläufig einigen. Gewöhnlich kommt ein Arreglo viel früher

zu Stande, als es die Wellenberge der Leidenschaft ahnen ließen. Auch diesesmal kam es so. Wahrscheinlich hatte der Vikar sich hinlänglich über die Stimmung des Publikums orientirt und wußte wie weit er gehen durfte. Auch hatte es sich klar herausgestellt, welche Aufnahme streng hierarchische Maßregeln unter den Bevölkerungsklassen der Hauptstadt finden würden. Zur Vermeidung ähnlicher Scenen wie die in der Vorhalle der Matriz wurde die Kapelle auf dem Kirchhof eingerichtet und ein bestimmter Kapellan ernannt, der für alle Gestorbenen ohne Unterschied seine Ceremonien vorzunehmen hatte. Sodann wurde eine Erweiterung des Kirchhofs für alle, welche außerhalb der katholischen Kirche und ohne Beichte gestorben waren, nemlich die Einrichtung eines Nebenkirchhofs, zu dem ein Thor aus dem großen Kirchhof führte, gleichfalls proponirt und solches später ausgeführt. Dafür weihte der apostolische Vikar unter Ceremonien den Kirchhof wieder ein, so daß er aufhörte entredicho zu sein und jeder wieder sterben konnte, sobald er wollte. Alle Leichen mußten nun in diese Kapelle getragen werden, auch die der Protestanten, deren Angehörige einen Platz auf dem anglikanischen Kirchhof nicht erkaufen konnten. Das geschah indeß bei Deutschen selten oder fast nie, da wir aus unsern Gemeindemitteln zusammenlegten um solches zu verhindern. Einmal folgte ich auch einem russischen Begräbniß, bei welchem der Pope erst dann seine Ceremonie beginnen konnte, als der römische Kaplan mit der seinigen zu Ende war. Sie bestand stets aus einer Vorlesung von Bibelstellen und Gebeten, die nichts unpassendes für unser evangelisches Gefühl hatten und sich bei jeder Beerdigung nebst den vielen padre-nuestro's wiederholten. Alles im Verhältniß zwischen Staat und Kirche nahm scheinbar wieder seinen gewöhnlichen Verlauf, aber die große Erbitterung, die in den Gemüthern zurückblieb, ließ neue Verwickelungen und neue Kämpfe ahnen. Höchst peinlich war diese Spannung für die liberalen Katholiken, die mit dem Sekretär in der natürlichen Tochter sprechen mußten: „zwei Welten sind es meine Liebe, die gewaltsam sich bekämpfend uns bedrängen."

Man wartete nur auf eine Gelegenheit, um gegen die hie-

rarchiſchen Tendenzen des Vikars und ſeiner Parthei anzugehen und Rache zu nehmen für die große Beleidigung, die eine große Anzahl Männer erfahren haben wollte. Den Vikar zu ſtürzen, war der geheime Wunſch, an deſſen Verwirklichung nun viele arbeiteten, und ihm ſelbſt, dem perſönlich nicht harten Mann, waren durch ſeine Verbindungen und Pflichten die Hände gebunden. Ein Theil des Publikums ſagte: wir haben ſo viele Vikare gehabt, aber niemals iſt der kirchliche Friede geſtört worden, dies iſt der erſte, der alle Augenblicke einen Streit anfängt. Dabei vergaß man, daß die anderen alles hatten gehen laſſen, wie es gehen wollte. Daß nicht jedem Katholiken eine Kräftigung des Katholicismus und der Kirchlichkeit recht iſt, darf auch nicht vergeſſen werden. Es iſt ein ſehr ſchönes Wort das Wort Frieden und auch das Wort Toleranz hat einen edlen Klang, doch wo einmal Gegenſätze ſind, da muß man auch erlauben, daß ſie ſich bekämpfen und es niemandem zum Vorwurf machen, wenn er ſeinen Standpunkt vertritt. Das that man aber vielfach dem Vikar gegenüber, deſſen Einſeitigkeiten bei der Kenntniß der Geſammtſtellung der katholiſchen Kirche milder erſcheinen. Es hatte ſich während dieſer Jahre die Geſellſchaft San Vicente de Paul ſehr ausgebreitet und war einem Theile des Publikums ſehr werth geworden, denn was J. Simon von der religiöſen Propaganda überhaupt ſagt, das könnte man auch von dieſer ſagen: l'échange des idées et des sentiments n'est pas seulement le fondement de la société, il en est la douceur et le charme; il est le plus fort lien de la fraternité humaine. (La liberté. Tome seconde. Paris 1859 p. 363.) In dieſe Geſellſchaft begab ſich, was die katholiſchen Intereſſen in Uruguay beſonders pflegen wollte, und die Anhänglichkeit der Vicentiner tröſtete den Vikar bei ſeinen Kämpfen, die bald einen ernſteren Charakter annehmen ſollten. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß auch in der römiſch-katholiſchen Kirche das eigentlich kirchliche Leben und Streben ſich in kleine Cirkel zurückzuziehen beginnt, die allerdings die kraftvolle und mächtig gegliederte Hierarchie zur Seite haben.

Noch kann in Uruguay niemand ein entſcheidendes Urtheil

über den apoſtoliſchen Vikar Vera fällen. Mußte er ſo handeln, wie er handelte, wer könnte dieſe Frage genügend beantworten. Folgte er höheren Befehlen oder vergaß er die Klugheit, welche alle Oberhirten großer Kirchenkreiſe leiten ſoll? Führte er eine eigne Praxis ein oder war ſeine Handlungsweiſe nur ein Symptom großer, die ganze Welt bewegender Principienkämpfe? Rang ſich auch hier ein Proteſt gegen die Verweltlichung der Kirche und ihrer Knechtung durch den Staat an das Licht oder war es nur ein Nachklang kulturfeindlicher Prätenſionen, wie ſie in der Geſchichte der römiſchen Kirche häufig aufgetreten ſein ſollen? Lag die Wahrheit auf jener Seite, wo die Freimaurer ſtanden, oder hatte ſie ihr Bollwerk an dem Mannesmuth eines Prieſters gefunden, der ſeine ganze Popularität und ſein ganzes Lebensglück opferte, um dem Gewiſſen zu folgen? Sprach das 19. Jahrhundert ſeine korrekte Sprache aus dem Munde der liberalen Journale, welche ihr Anathem auf den Hirten warfen, der vor unreinen akatholiſchen Tendenzen ſeine Heerde und ſeinen Klerus bewahren wollte oder bereitete ſich eine Reaktion gegen den Indifferentismus vieler Gebildeten vor, welche nur Knechtsarbeit und demüthige Geduld von der Kirche verlangen? Sehr anziehend ſind die Worte Simon's: „Pour moi, loin de redouter des discussions animées, des querelles, si l'on veut, je les préfère au calme plat. Je crois, que l'esprit humain a besoin de se passionner pour quelque chose et que c'est un grand bonheur pour une société, un grand symptôme, une grande promesse, quand il se passionne pour sa foi.“ (S. 368.) Wir überlaſſen es der Zukunft, ihr Urtheil über die Streitigkeiten der orientaliſchen Kirche mit dem Staat abzugeben, zu denen der geſchilderte Beerdigungskonflikt nur den Anfang bildete. Todt hatte die Kirche jahrelang niedergelegen, ein Lebenszeichen mußte ſie geben. Aber in der Zwiſchenzeit waren auch milde Tendenzen im Völkerleben aufgetaucht, welche das geſammte Leben mit den chriſtlichen Ideen verſöhnen wollen und den geringſten Maßſtab mit Liebe an die Schwachen und Sünder legen. Dieſe Tendenzen ſind nicht immer rein, wie alles was im Irdiſchen ſich Form, Wirkungskreis und Ziele ſucht. Will ſich die ſtreng ka-

tholiſche Parthei allem entgegenſtellen, was in Amerika zu milderer Auffaſſung vieler Fragen führt, ſo muß ſie die Sanftmuth und Demuth des Erlöſers nicht mehr zu den ſittlichen Idealen rechnen, welche unſre Zeit im Kampf mit hereinbrechenden Verführungen braucht.

Auf dem kleinſten Punkt und in Gegenden, welche verhältnißmäßig den Zeitbewegungen entrückt ſind, nicht ſelbſt Mittelpunkte bilden, ſondern in der Peripherie liegen, treffen die Gegenſätze oft ſcharf und ſchroff an einander. Ein abtrünniger Proteſtant, ohne die mindeſte Ueberzeugung zum Katholicismus übergetreten, ja aus unreinſter Abſicht heraushandelnd und eines der allgemeinſten Gebote übertretend, ſtirbt ohne Beichte vor einer Kirche abzulegen, die er hintergangen hat, und ohne ihre Abſolution zu empfangen, die ihm nur im Intereſſe ſeiner Frau und deren Familie erwünſcht geweſen wäre. Und auf der andern Seite ſteht ein Prieſter, dem jedes Mittel recht iſt, um großartige Denunciationen perfid einzuleiten und der einem Leichnam die Ruhe in der Erde des Friedhofs nicht gönnen mag, und neben ihm ein Oberprieſter, der mitten unter den Gefühlen unſrer Zeit, die an Schwächlichkeit leiden mögen aber auch ihr Humanes haben, den grauſamen Wunſch auch nur auszuſprechen wagt, einen Leichnam auszugraben, und den dabei feſte Anſchauungen einer vergangenen Kirchenzeit leiten. Zwiſchen dem Leichnam und dem Prieſter ſtehen die Herren, die ein unklares Mitleid oder eine ſittliche Entrüſtung zum lauten Proteſtiren treibt. Auf der einen Seite Demonſtration, auf der andren Exkommunikation, dort Revolutionszeitalter, hier Mittelalter, dort modernes Streben, hier altes kanoniſches Recht, dort die Humanitätsideen, hier das Tridentinum.

Wie ſehr fehlt die Vermittlung des Alten und des Neuen, das evangeliſche, proteſtantiſche Princip, das ſelbſtſtändig zwiſchen den Gegenſätzen ſich behauptet und das Gute von allen Seiten aufnehmen und vermitteln und das Unreine überall nach einem richtigen Prüfſtein, nach einem feſten und prophetiſchen Wort ausſcheiden und richten kann. Die wenigen Fremden, welche Proteſtanten ſind, tragen mit zur ſittlichen Beſſerung des Lan-

des bei, aber dazu ſind ſie zu ſchwach, ihre Ideen, ihren Glauben, die Lebensmächte, welche ihre Kirchen durchziehen, als Prüfſtein der Wahrheit nach rechts und links hinzuſtellen, den Einen im Lande ſind ſie ja thöricht ſteril, abſtrakt, den Anderen blasphemiſch und gottlos, den Bigotten iſt der Proteſtantismus ein Aergerniß und den Aufgeklärten eine Thorheit. Man kann auch von den ſüdamerikaniſchen Republiken ſagen, was der franzöſiſche Schriftſteller Roſſeeuw Saint Hilaire von Frankreich ſagt: „La France ne connait pas l'Evangile .... Et si, en lisant le saint volume, elle n'y trouve pas l'apaisement de toutes ses angoisses ... eh bien, qu'elle retourne, a son choix, au catholicisme ou à l'incredulité.“ (Ce qu'il faut à la France. Étude historique. Paris 1861 S. 100 u. 101.) Freilich werden auch viele ſpaniſche Katholiken von dem Proteſtantismus für ſpaniſche Länder ſagen, was der Herr Abbé von Segur, päpſtlicher Hausprälat und Mitglied des kaiſerlichen Kapitels zu Paris für Frankreich ſagt: „Der Proteſtantismus bietet nichts, was nicht mit dem franzöſiſchen Geiſt im Widerſpruch ſteht ... er iſt ungelenkig und ſteif; ſeine abgemeſſene Strenge ragt nicht über den kalten Stolz des Phariſäers hinaus; er bietet nichts für die Vernunft, nichts für die Einbildungskraft, nichts für das Herz.“ (Vertrauliche Unterhaltungen über den heutigen Proteſtantismus. Aus dem Franzöſiſchen. Mainz 1859.) Noch härter urtheilt über den Proteſtantismus der Gegenwart ein belgiſcher Katholik M. Schollaert. Er ſagte auf dem internationalen katholiſchen Congreß zu Malines im Auguſt dieſes Jahres, der Proteſtantismus ſei „un culte en liquidation, payant ses dettes à l'Eglise son ancienne créancière et au rationalisme son créancier nouveau mais incapable d'introduire Dieu dans les âmes“ (le Nord No. 238 Mecredi 26 Août 1863.)

Jeſuitismus und Freimaurerthum, Vicentinerthum und Indifferentismus, Aberglauben und Unglauben, die allerdings ſich nicht reihenweiſe decken, kämpfen hart und freſſen ſich gegenſeitig in den jungen Staaten am La Plata, wenn nicht wie in Paraguay eine eiſerne Hand alles auf beſcheidene Amüſements zurückführt. Das nach allen Seiten mildernde und Brücken ſchlagende

Princip fehlt, welches eine Verſöhnung und Heilung auf allen Lebensgebieten anbahnen kann.

Es iſt an die Thätigkeit der Freimaurerlogen zu erinnern, welche in Montevideo einen ganz beſonders großen Einfluß und viele Mitglieder haben und ſich daſelbſt sociedad filantropica nennen. Ein großer Theil der gebildeten Männer, alle Advokaten, viele höhere Offiziere und Staatsbeamte, zahlreiche Kaufleute haben ſich dieſem Orden angeſchloſſen, deſſen oberſtes Haupt der Präſident des Senats ſein ſoll. Hervorragend iſt auch die Thätigkeit der franzöſiſchen Loge „les amis de la patrie.“ Durch Errichtung der erſten größeren Freiſchule im Lande (escuela de la sociedad filantropica), zu welcher der Zutritt jedem armen Kinde offen ſtand und welche bald einige hundert Kinder unter trefflichen Lehrern zählte, durch Errichtung eines bequem und reich eingerichteten Armenhauſes (asilo de los mendigos) in dem Städtchen Union, durch vielfache Anregung zur Einrichtung andrer wohlthätiger Anſtalten wie es z. B. das Irrenhaus (la casa de los dementes) in der Nähe der Hauptſtadt iſt, hatten ſie ſich die Anerkennung und den Dank des Publikums erworben, fanden indeß heftige Widerſacher an dem Klerus, der namentlich in den kleinen Landſtädten fortwährend auf der Kanzel gegen die masones aufreizte, ſie den Leuten als Feinde der Religion und der Kirche darſtellend. Im Städtchen Santa Lucia z. B. lebte ein italieniſcher Konditor, der auf ſeine Mitgliedſchaft zur Loge ſehr ſtolz war und auch die bekannten Zeichen über ſeinen ſämmtlichen ſüßen Verkaufsartikeln thronen ließ, deshalb ging das Volk, vor Allem viele Damen, wenn ſie aus dem kleinen Kirchlein des Orts kamen, nur in einem großen Bogen am Hauſe vorüber. Wußte das Volk auf dem Lande, daß ein durchreiſender Fremder mason ſei, ſo war es mit Gaſtfreundſchaft und Vertrauen aus, denn eine unheimliche Scheu hatten die Prieſter eingeflößt vor der ganzen gefährlichen Sekte. Die sociedad de San Vicente de Paul errichtete bald nach ihrer Stiftung auch eine Freiſchule in der Hauptſtadt, doch wurde ſie lange nicht ſo ausgedehnt wie jene der sociedad filantropica. Für letztere ſchenkte das Publikum viel. Jede Schauſpielgeſellſchaft, jede Opernkom-

panie, jeder Cirkus, der Beifall fand und längere Zeit die Vorliebe des veränderlichen Publikums feſſelte, gab eine Extravorſtellung zum Beſten dieſer Schule. Das that auch die berühmte La Grange. Einige Schüler dieſer Anſtalt überreichten ihr auf der Bühne bei aufgezogenem Vorhang Blumen und Adreſſen, um, wie es auch ſonſt Sitte war, ihren Dank auszuſprechen. Die Kinder wußten ſich bei ſolchen Gelegenheiten ſehr geſchickt und furchtlos zu benehmen. Was würde man in Deutſchland ſagen, wenn Schüler einer Freiſchule mitten im Hernani oder Rigoletto oder in der Traviata auf der Bühne erſchienen und bei einer gefeierten Sängerin ſich bedankten! Es wurden bei ſolchen Gelegenheiten an die hervorragenden Familien und Perſonen der Stadt Logen und andre Plätze geſchickt, wofür man einen größeren Betrag an Geld als Sitte war zurückſchickte. Oft ergab ſich ein Ueberſchuß von mehreren hundert Thalern, der vorzugsweiſe dieſer Schule oder auch dem Hospital der Caridad zu Gute kam. So war es für den Vikar eine äußerſt gefährliche Sache, ſich den Haß eines bedeutenden Theiles der Bevölkerung zugezogen zu haben. Es entwickelte ſich bald ein neuer Kampf, der allerdings ein innerlich kirchlicher war, indeß auf das Gebiet des Staatslebens herübergeſpielt wurde.

Elftes Kapitel.

Der Priester Brid wird Pfarrer der Matriz-Kirche. Die Schönheit dieser Kirche. — Der Doktor Magesté. — Das Erdbeben von Mendoza. — Die erste Phase des Streits zwischen dem apostolischen Vikar Vera und dem Cura Brid. Die Kirchenparaden, das Heer, die angeworbenen Deutschen, die Neger und die ehemalige brasilianische Legion. Allerlei über deutsche Herumtreiber und Auswanderer. Die Theaterabende an Festtagen. Der Dichter Figueroa. Theatermusik und Kirchenmusik.

Als früher jene drei Kandidaten für die erledigte Prälatur in Rom präsentirt worden waren, hatte sich unter ihnen an erster Stelle der Cura Rector der Matriz-Kirche befunden, Don Santiago Estrazulas y Lamas. Er war ein Adoptivsohn des frühezen Vikars und ein Günstling der Frau des Präsidenten Pereira. Dieser hielt seine Ernennung zur höchsten Würde in der orientalischen Kirche für so gewiß, daß er sein Pfarramt niederlegte. Vielleicht bestimmten ihr auch dazu heftige Angriffe in der Presse, welche über die schlechte Beleuchtung der Matriz-Kirche sehr bittre Klagen führten. Es ist dabei zu bedenken, welche große Bedeutung die Abendgottesdienste am La Plata haben, und wie auch an gewöhnlichen Tagen die Kirchen jeden Abend von den Andächtigen aufgesucht werden. Früh senkt sich das Abenddunkel über die Stadt, darum thut Sommer wie Winter eine Erleuchtung der großen Matriz-Kirche noth, wofür der jedesmalige Cura Rector zu sorgen hat. Viele fromme Leute schenken Kerzen oder Geld dazu, und weihen diesem und jenem Heiligen dergleichen Kerzen, damit nur ja die Altäre und der ganze Tempel im Schmuck prächtiger Beleuchtung prange. Nun

breitete sich allerdings damals um die eleganten Altäre, Säulen, Chöre und Bilder der Matriz-Kirche ein düstrer Halbschimmer aus. In dem gewaltigen Gebäude brannte hie und da ein Stümpfchen Licht. Die öffentliche Meinung machte den Cura dafür verantwortlich und warf ihm Gewinnsucht vor. Indeß unterstützte ihn der Staat wenig bei der inneren Verwaltung und Ausschmückung des Kirchengebäudes, wahrscheinlich weil man in ihm einen Anhänger der rothen Parthei sah. Als beliebter homöopathischer Arzt vielfach in Anspruch genommen, entsagte er seinem Pfarramt. Damals wie später war er fast der einzige Prediger, der fließend und beredt sprach und mit den ersten Familien der Stadt bekannt und verwandt war, was, wie ich schon an einer früheren Stelle bemerkte, beim Klerus selten der Fall zu sein pflegt. Eine große Anzahl von Familien aus allen Ständen hing ihm an, und es war auch später Sitte, daß man ihm Festpredigten und Trauungen übertrug. Es kam nun darauf an seinen Nachfolger zu finden.

Pfarrer einer so schönen Kirche sein, die den Rang des ersten Tempels der Republik hat, ist gewiß eine ehrenvolle und anlockende Stellung. Damals gab es im Senat einen Landpfarrer aus dem s. g. Städtchen La Florida. Don Juan José Brid hatte sich niemals durch seine Rednergabe im Senat bemerklich gemacht, und seine sonstigen Verdienste sind mir unbekannt. Er gehörte indeß zu den Männern, welche vielen Anhang haben, ohne daß sie sich durch etwas auszeichnen, oder vielmehr gerade deswegen, weil sie niemandem im Wege sind. Er gehörte zu denjenigen Priestern, welche große Anerkennung bei solchen Klassen der Gesellschaft finden, welche die Kirche entbehren zu können glauben. Das ist ein trauriger Ruhm und in der katholischen Kirche ein seltener Ruhm. Als nun die Pfarrstelle an der Hauptkirche erledigt war, welche für die erste geistliche Stelle im Lande nach der Prälatur angesehen wurde, glaubte der altersschwache Pro-Vikar Fernandez eine ungemein große und populäre Persönlichkeit dafür vorschlagen zu können, wenn er den Senator für La Florida an erster Stelle dazu bei der Regierung empfahl. Diese sicherte sich gern eine Stimme im Senat und

bestätigte den an erster Stelle vorgeschlagenen Brid. Der wurde also der erste Pfarrer des Landes und als solcher Richter zweiter Instanz für geistliche Sachen. Die Regierung stellte ihm große Geldmittel zur Verfügung und so wurde es ihm leicht, neue Statuen, Teppiche, Kronleuchter und ähnliche Dinge für die Kirche anzuschaffen, die seine Kirchenverwaltung bei dem Publikum in's günstigste Licht setzten, so daß sein Lob ein stehender Journalartikel wurde. In überschwenglichster Weise lobten ihn seine Freunde, deren er sehr viele hatte, so daß ein Journal endlich auf den vernünftigen Einfall kam, der gesammten Presse vorzuschlagen, man möge doch jetzt endlich aufhören, den Cura zu loben. Es müsse ja dem Manne selbst widerlich sein, wenn er für jeden Ankauf eines Kronleuchters in vielen Spalten ausgelobt würde. Bald hatte der unermüdliche Brid nach einer neuen Uhr geschrieben, bald hatte der allgemein beliebte Brid umsonst eine Messe gelesen, bald hatte der würdige Brid auf das Geschmackvollste seine Kirche ausgeschmückt, kurz Montevideo oder vielmehr derjenige Theil des Publikums, der überall die öffentliche Meinung macht, war stolz auf seinen Brid. Lachend und scherzend lief er durch die Kirche, lachend und scherzend spazierte er auf dem Platz umher, grüßend und winkend sah man ihn auf den Straßen. Jeder war sein amigo (Freund), und auch Männer, welche an nichts glaubten, nahmen tief vor ihm den Hut ab, wenn sie mit ihren Damen promenirten. Da die Damen ja immer die Priester achten, so ist es wenigstens gut, wenn sie liberale achten. Brid war der Biedermann, mit dem ließ sich leben, mit dem ließ sich reden. Wenn das Volk nur solche Priester hätte, so würden die Priester selbst bald die Priester entbehrlich machen. Viele Anhänger Brid's werden darin die am meisten achtungswerthe Seite in seinem Wesen gefunden haben. Doch will ich nicht ungerecht gegen ihn sein, er verstand es, recht amüsante Kirchenfeste zu geben. Daß er gegen protestantische Geistliche ganz liebenswürdig war, wird sich nach dem Gesagten von selbst verstehen. Ich bedauerte es indeß immer, daß eine solche Kirche solchen Pfarrer hätte. Als Kaufmann und als Gewerbtreibender hätten seine guten Eigenschaften ihm wohl nicht

so viel Volksthümlichkeit erworben. Es ist eine alte Geschichte und ist doch leider in allen Kirchen neu.

Bei manchen Gelegenheiten war die Pracht in der Matriz-Kirche wirklich hinreißend schön, ich habe weder in Buenos Aires noch in Rio Janeiro, noch in Bahia Kirchen gesehen, welche den eleganten, architektonisch lichten und freien und doch dabei echt kirchlichen Eindruck machen, wie diese Hauptkirche des orientalischen Freistaats. Wenn sie das schon von Hause aus thut, so noch mehr, wenn ein Flammenmeer des Nachts die hellen weiß und roth geschmückten Räume durchleuchtet, und der Hochaltar lauter Licht zu sein scheint, eine aus vielen Sternen funkelnde Sonne. Man sagte in vielen Kreisen freilich, die Matriz sei keine Kirche sondern ein Theater, doch wurde das meistens erst um die Zeit Mode, als sich der Cura Brid die Feindschaft der gesammten Vicentinerparthei, aller Beatos und Beatas zugezogen hatte. Die Kirche ist kaum 70 Jahre alt. Bis dahin hatte sich die Stadtbevölkerung außer den Kapellen und Vorstadtskirchen mit einer städtischen Pfarrkirche begnügen müssen, nemlich mit der Iglesia de San Francisco, an welche sich in alten Zeiten ein Franziskaner-Konvent angeschlossen hatte, der indeß in den letzten Jahren keine Mitglieder mehr gehabt hat. Seit wenigen Jahren wurde diese alte Francisco-Kirche so baufällig, daß der Pfarrer und die Heiligenbilder sie verließen und das Parochialkreuz nach der Kirche de los Ejercicios kam, in welcher von nun an Amtshandlungen und Gottesdienste für die Parochie von San Francisco gehalten wurden. Jetzt soll die alte San Francisco-Kirche neu aufgebaut werden. Möchte sie nach einem glücklichen Plan ausgeführt eine Zierde der Stadt werden.

Die Matriz-Kirche mit ihrem unvergleichlichen, unermüdlichen, würdigen und allgemein beliebten Brid an der Spitze, brauchte nun auch Prediger. Herr Brid selber betrat selten die Kanzel. Ein Kaplan von einem im Hafen stationirten spanischen Kriegsschiff half ihm meistens aus. Auch dieser hatte den Ruhm, daß es sich mit ihm leben ließ. Sein Hauptfreund, geistlicher Rathgeber und in Allem würdiger Genoß wurde indeß der Doktor Magesté, der vom apostolischen Vikar Vera bei seinem Amtsan-

tritte ernannte geistliche Fiskal. Das war ein großer Redner. Er hielt bald so ziemlich alle Predigten in der Matriz und sie wurden gern gehört. Eine kleine aber wohlbeleibte Persönlichkeit war es. Sein starkes Organ, große Weltklugheit und ein Fluß wohlgesetzter Beredtsamkeit, selbst klassische Bildung und Kenntnisse und viele Beziehungen zu der aufgeklärten Gesellschaft zogen immer und namentlich in der Fastenzeit zahlreiche Schaaren, auch sehr viel Männer in die Kirche hinein. War Brid beliebt, so wurde Magesté bewundert, verstand es Brid mit aller Welt Freund zu sein, so verstand es Magesté sich über alle Welt zu stellen, d. h. ein und dasselbe große Publikum, welches Brid wegen seiner freisinnigen Richtung liebte, bewunderte Magesté wegen seiner großen Talente, und so ergänzten sie sich gegenseitig, wie auch die Bevölkerung daran gewöhnt war, sie stets in Eintracht auf allen Straßen und Plätzen spazieren gehen zu sehen.

Was nun den apostolischen Vikar gegen diese beiden Männer so sehr einnahm, ist nie direkt durch die Presse ausgesprochen worden. Der Vikar berief sich in seinen späteren Erlassen und Kämpfen auf eine zwingende Gewissenspflicht, die ihm seinen Weg vorschrieb. Es war ein offenes Geheimniß, daß sowohl Brid als Magesté Freimaurer seien, und der große Anhang flößte dem Ersteren ein solches Gefühl seiner sichern Stellung ein, daß er anfing gegen den Vikar sehr wenig aufmerksam zu sein. Erschien dieser in der Matriz, so war niemand recht da, der ihn empfing. Waren große Feste, bei denen der Vikar das Hochamt hielt, so that Brid, als sei er gar nicht vorhanden. Als jene Streitigkeit wegen des J.'schen Begräbnisses stattfand, zeichnete sich ein ziemlich jungenhaft redigirtes und bald eingehendes kleines Blatt, la Amerika, durch seine pöbelhaften Ausfälle gegen den Vikar aus. Wenige Tage darauf stand in dem Blatt, daß die Herren Brid und Magesté die Redaktion mit ihrem Besuch beehrt hätten. Magesté, ein schlauer Kunde, wußte äußerlich alle Formen der Ehrfurcht dem Vikar gegenüber festzuhalten, und ohne sich eine Blöße zu geben, riß er den schwächeren und unbedeutenden Brid in ein Intriguenspiel hinein, daß niemandem genützt und viel unnöthige Verwirrung in allen Schichten der

Bevölkerung erregt hat. Das übermäßige Lob der Presse hatte den an sich so unbedeutenden Brid übermüthig gemacht, dazu kam nun noch ein neuer kirchlicher Titel, den er durch das Erdbeben von Mendoza und durch den Untergang dieser schönen Stadt sich erwarb. Da dieses Erdbeben ein so schmerzliches und viel Aufsehen machendes Ereigniß war, das vielen tausend Menschen das Leben raubte und eine ganze Stadt vernichtete, die eine wichtige Rolle in der Geschichte der argentinischen Staaten gespielt hat, so wollen wir darüber einige Worte hier einfügen.

Erdbeben sind selten auf dem argentinischen Gebiet. Auf dem Plateau der Anden giebt es allerdings feuerspeiende Berge, namentlich auf den Abhängen nach Chile hin, nicht aber auf den Seitenflächen, die nach den argentinischen Ebenen hin abfallen. Indeß sind die nunmehr erloschenen früher thätigen Vulkane auch noch an dieser Seite kenntlich, so daß die Sicherheit der Provinzen Mendoza und San Juan nur eine scheinbare war. Selbst Schwefeldämpfe hauchen die Krater noch jetzt aus, und viele Quellen haben in jenen Gegenden einen sehr markirten schwefelsauren Geruch. In früheren Zeiten hat man ab und zu von Erdbeben gehört. Das erste bekannte ist das von 1527. Die geschichtlichen Dokumente über die Entdeckung des Rio de la Plata erzählen, daß 1527 am Vorabende des Allerheiligenfestes die Spanier ein sehr heftiges Erdbeben erlebten, als sie gerade den Fluß Parana hinauffuhren. Sie waren ungefähr in der Nähe des heutigen Städtchens San Nicolas, welches in der Provinz Buenos Aires liegt. Die Spanier hatten die Schiffe an die Bäume des Flußufers befestigt und dachten an keine Gefahr. Plötzlich bewegte sich die Erde mit Heftigkeit, der Fluß erhob sich mit ungeheurem Wellengeschäum, es sanken die hohen Bäume in's Wasser und ein Theil der hohen Flußufer sank nach. Auch eins der Schiffe versank mit allen, die es bestiegen hatten, 14 Menschen kamen um's Leben, während die anderen Schiffe der Wind mit dem Strom hinwegtrieb. Auf dem Küstenland stellten sich keine weiteren Erdbeben ein, weder in Buenos Aires noch am Parana noch in Montevideo spürte man je etwas davon. Endlich am 9. August 1848 ließ sich auch

in Montevideo ein ziemlich ſtarkes Erdbeben ſpüren, welches zwar unerwartet kam, indeß keinen Schaden anrichtete. Nun hatten die Einwohner von Montevideo den Vortheil, daß ſie auch von Erdbeben etwas zu erzählen wußten, und das nahm ſich ganz gemüthlich aus, wenn unſre lieben deutſchen Landsleute dem eben angekommenen Einwandrer ſchilderten, wie ſie aus den Häuſern hätten fliehen müſſen und wie alles in den Zimmern getanzt hätte, wie die Tiſche ſchwankten und die Stühle rückten, wie manches im Hauſe zerbrach und im Hafen etliches beſchädigt wurde. Es erſchrack anfangs ob ſolcher Gefahren der Schäfer aus Pommern und ſeine Frau, der Tiſchler aus Hamburg und der Schneider aus Hannover, der Cigarrenmacher aus Bremen und der Tapezier aus Schöppenſtedt ſammt ſeiner gebildeten Ehehälfte, doch bald erfuhren ſie, es ſei alles nicht ſo ſchlimm geweſen. Doch wurde man in Montevideo zuweilen halb ängſtlich und halb erwartungsvoll, wenn die Phänomene der Luft etwas eigenthümliches und außergewöhnliches hatten. Halb hoffte, halb fürchtete man ein Erdbeben als Abwechslung. Das vom Auguſt war ein rein lokales Erdbeben geweſen, die Stöße am 9., die ſich am 15., 19. und 26. deſſelben Monats und noch am 16. September wiederholten, ohne daß ſie ſtärker wurden oder ein Geräuſch verurſachten, ſind weder in Buenos Aires noch in Colonia oder Maldonado zu ſpüren geweſen. In der argentiniſchen Provinz San Luis dagegen hatte man 1849 ein Erdbeben, welches wohl etlichen Schaden anrichtete. Indeß konnte noch 1860 der Schriftſteller Martin de Mouſſy ſchreiben: „während Chile, Santiago und Valparaiſo von ſtarken Erderſchütterungen heimgeſucht werden, bleiben die Städte Mendoza und San Juan öſtlich ſich anlehnend an die Maſſen der Anden unbeweglich, oder wenn der Boden, welcher ſie trägt, bewegt iſt, merken ſie es kaum.“ (Description I S. 342.)

Wie ganz anders wurde das im Jahre 1862, als jenes entſetzliche Erdbeben die Stadt und die Provinz Mendoza heimſuchte, die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Häuſern in einen Trümmerhaufen verwandelte, ganze Familien vernichtete, Tauſende in den Tod führte, die ſchrecklichſten Familienſcenen

verurſachte und die Ueberlebenden vielfach unglücklicher machte als die Umgekommenen. Man ſammelte ſofort in ganz Südamerika für die unglücklichen Bewohner, die ihr nacktes Leben gerettet hatten. Ein allgemeines Mitleid ergriff Montevideo und Buenos Aires. Viele hatten eine Zeitlang in dem ſchönen Mendoza gelebt, andere hatten Verwandten und Freunde dort, die meiſten kannten wenigſtens das Bild der Stadt oder hatten von ihren Kirchen, Klöſtern oder Landhäuſern erzählen hören, beſonders rühmte man die Alameda der Stadt, den freundlichen weiten Spazierweg, den alte hohe Pappeln in Reihen ſchmückten. Zwar lag die Stadt Chile viel näher als Buenos Aires und ſtand auch mit dem nur 30 Meilen entfernten Valparaiſo mehr in Verbindung als mit dem 135 Meilen entfernten Buenos Aires, wie ſie denn auch 1559 von Chile aus durch den zweiten Gouverneur Don Garcia Hurtado de Mendoza gegründet war. Indeß ſeit 1811 mit der argentiniſchen Konföderation verbunden, trugen alle ihre Leiden und ihr jäher Fall dazu bei, daß man in Buenos Aires es ſchmerzlich empfand, wie ein Mittelpunkt des provinziellen Lebens in den argentiniſchen Staaten nun weniger war. Es gingen unter die ſieben Kirchen Mendoza's, die Mönchs- und Nonnenklöſter, alle Kapellen, es ſtarben die Nonnen zum ſüßen Namen Jeſu und die Mönche des heiligen Antonius, die Schweſtern der Barmherzigkeit und die Mönche des Kloſters der Mercedarier. Wenige Minuten der erſten Nacht genügten, um ſo viele Seelen in den Tod zu führen. Ueber die jetzt untergegangene Stadt hat noch zuletzt Burmeiſter geſchrieben in ſeiner Reiſe Theil I S. 182 u. f. Ich hörte ihn ſpäter mündlich erzählen, daß viele angeſehene Familien Chile's den Aufenthalt in der Stadt Mendoza geliebt hätten. Von gegen 20,000 Einwohnern der Stadt hatten ſich nur 4000 gerettet, als zwei bis drei Minuten den Untergang brachten. Ein franzöſiſcher Naturforſcher hatte es ganz kürzlich vorausgeſagt, daß die beiden Städte San Juan und Mendoza in zehn Jahren untergehen würden. Wunderbar war das Zuſammentreffen, daß er ſich gerade in Mendoza befinden mußte, als ſeine Weiſſagung eintraf. Er, der Prophet des Unglücks, fand wie die andern

Ueberraſchten den tragiſchen Tod. In Buenos-Aires konnten ſich die Beſucher in vielen Salons es nicht erklären, daß eines Abends zwiſchen 9 und 10 Uhr alle Zeiger der Uhren nach einer beſtimmten Richtung hin variirten. Die folgenden Tage brachten mit der Trauernachricht die Erklärung des Phänomens. In Mendoza ſelbſt verſanken in einer verſammelten Geſellſchaft von 40 Perſonen alle mit Ausnahme eines Deutſchen. Er war gerade derjenige, der zuerſt die Nachricht nach Buenos Aires brachte. Noch in derſelben Nacht, in der Mendoza unterging, durchplünderten die Verbrecher, welche ſich aus dem Gefängniß gerettet hatten, die Trümmerhaufen. Daſſelbe thaten die Indianer der Umgegend. In dieſem traurigen Untergang einer ganzen Stadt der argentiniſchen Konföderation ſah der Senator Felix Frias, genannt der Montalembert von Südamerika, eine Strafe Gottes für die Duldung der diſſidentiſchen Kulte und für die Artikel der Toleranz, die in der argentiniſchen Konſtitution eine Stelle gefunden hätten. Die Rede, welche der genannte Staatsmann im Senat von Buenos-Aires hielt, machte damals viel Aufſehen und erregte auch den Spott, den ſie theilweiſe verdiente. Es wurde nun eine populäre Sache, für Mendoza Geld zu ſammeln. Die Menſchlichkeit gebot ſolches. Wieder war eine Gelegenheit, die Macht der Phraſe in Anwendung zu bringen. Viel wurde geſammelt, nicht Alles gelangte an die Geretteten und Entblößten. Die Provinzial-Regierung von Mendoza kam auf den Gedanken, die eingegangenen Gelder zu deponiren, damit ſie zum Wiederaufbau der Stadt an einer andern Stelle oder auf dem alten Platz verbraucht werden könnten.

Der Cura Brid, der ſtets das kannte, was im Publikum populär war, veranſtaltete in ſeiner Kirche ein großartiges Funeral für die Geſtorbenen in Mendoza. Dieſer feierlichen Todtenmeſſe wohnte ein großer Theil des Volks der Hauptſtadt bei, und das Kapitel von Paraná ernannte dafür den Cura Brid zum Canonigo honorario (Ehren-Kanonikus) der dortigen Kathedralkirche. Nun war eine gute Veranlaſſung da, den Liebling der Preſſe mit neuem Lob zu überſchütten, das ſeine Beſcheidenheit annahm.

Es muß der Vicar ſeine guten Gründe gehabt haben, als er mit einem Vorſchlag der Staatsregierung ſich nahte, den ſich das liberale Publikum nicht motiviren konnte, und über den man alſo ſich ungemein feindlich ausſprach. Er machte nemlich den Vorſchlag, man möge einen zweiten Geiſtlichen zum Coadjutor und ſtellvertretenden Pfarrer der Matriz-Kirche ernennen, weil der Cura Brid durch ſeine vielen ſonſtigen Geſchäfte verhindert werde, ſich ganz ſeiner kirchlichen Thätigkeit zu widmen. Der Vikar wußte ganz gut, daß Kirchenfeſte, Ausſchmückung der Altäre und Freundſchaft mit Jedermann nicht gerade die kräftigſten Mittel ſeien, um die katholiſchen Intereſſen zu fördern. Diejenigen, welche überall die öffentliche Meinung machen, konnten die Motive des Prälaten, die vom Standpunkt deſſelben und von dem der katholiſchen Kirchendisciplin aus beurtheilt werden müſſen, nicht faſſen, und ſahen deshalb perſönliche Motive des Neides und des Haſſes in rein ſachlichen Gründen. Der unermüdliche Brid, der mit allen jungen Advokaten guter Freund war, außerdem Senator der Republik, Mitglied der Stadtverwaltungsbehörde, der junta economica y administrativa, des Ausſchuſſes für die Hospitalverwaltung und Aehnliches mehr, bewirkte es, daß der Miniſter auf die Note des Vikars nicht antwortete. Der erneuerte ſeinen Vorſchlag und nannte auch einen Prieſter, den er dafür für geeignet hielt, die rein geiſtlichen Geſchäfte des Pfarramts zu übernehmen. Nun brach der Sturm los in den meiſten Journalen. Alle kleinen Doktoren und Advokaten, mit denen Brid geſtikulirend über die Straßen lief, beſtärkten ihn darin, ſich die Anmaßungen des Vikars nicht gefallen zu laſſen. Die Welt urtheilt nach dem Schein, und weil Brid eben neue Statuen auf das Kirchendach hatte ſetzen laſſen, wozu ihm die Regierung die Geldmittel bewilligt hatte, desgleichen die ganze Kirche neu von Außen geweißt worden war, ſo ſtand bei Allen feſt, daß ein ſo gutmüthiger und thätiger Mann auch ein guter Cura ſein müſſe. Der Enthuſiasmus für ſeine Kirchenverwaltung erreichte den Höhenpunkt, als er eine neue Thurmuhr anſchaffte, die ausgezeichnet ſchön war, deren Zifferblatt, hoch oben hell erleuchtet, den Spaziergängern die ſpäte Mitternacht anzeigte,

wenn ſie ſich von der freundlichen plaza nicht trennen konnten, die im Vollmondsſchein ſchimmerte und gewöhnlich lange Stunden luſtwandelnde Volksſchaaren ſah. Die Aufrichtung der Uhr und der Streit mit dem Vikar fiel in eine und dieſelbe Zeit zuſammen. Gern erinnere ich mich an dieſe mächtige Uhr, die auch von meinem Mirador aus ſichtbar war, auf die ich häufig geſchaut, und die mich in dieſem Augenblick an die vielen fröhlichen und traurigen Tage erinnert, die ich dort geſehen habe. Dort wird Alles leicht zur Heimath. Vieles, was in Europa Menſchen quält und niederdrückt, fehlt dort. Es wird Ihnen nicht mehr in Europa gefallen, rief man daſelbſt faſt jedem Scheidenden nach. Wo man in Europa aufhört, da fängt man vielfach in Amerika an. Die Verhältniſſe ſind in der Kindheit, ſagt man, aber es iſt auch der Morgen eines neuen Tages.

Der bedrohte Cura Brid hatte gar keine Neigung, für ſeine Kirche einen zweiten Pfarrer anzunehmen, denn das hieß, ihn auf anſtändige Weiſe penſioniren, und er war ein junger und lebensluſtiger Mann, der auf die plaza und auf das Volk aus den Säulenhallen ſeiner Kirche ganz vergnügt herabſah, wenn er daſelbſt mit ſeinen Freunden den Advokaten und einigen Klerikalen von gemüthlichem Aeußern in der kühlen Abendluft auf und ab ging und an die ſchöne Welt dachte. Einmal noch fanden ſich beide der Vikar und der unermüdliche und liberale Brid zuſammen. Cavour war in Italien geſtorben und die Italiener der Stadt fühlten das Bedürfniß, das Gedächtniß ihres gefeierten Miniſters durch ein großes Trauerfeſt zu ehren, wie man ſie in der Matriz zu geben pflegt. Die Kirche wurde alſo ganz ſchwarz ausgeſchlagen, ein hoher Katafalk errichtet, auf dem Cavours Name zu leſen ſtand, und mit großem Koſtenaufwand alles aufs Feierlichſte und Prächtigſte ausgeſchmückt. Man ſtürzte vom Morgen bis zum Abend in die Kirche, um die Ausſchmückung zu ſehen. Auf dieſe kommt es mehr an, als auf den Kirchenakt ſelbſt, der nur theatraliſche und pomphafte, aber keine wehmüthige und erbauliche Momente hat. Hier fungirte nun der Vikar an der Spitze des Klerus und der Cura empfing die

Miniſter Frankreichs und Italiens, welche von dem Komité der Italiener als Ehrengäſte zugezogen waren.

Bei der nächſten Gelegenheit ſollte die Differenz des Vikars und des Pfarrers auch dem Publikum ſichtbar werden. Das fröhliche und übermüthige Weſen des Letzteren mochte dem Vikar tief wehe gethan haben, denn er wollte ja das Beſte der ihm anvertrauten Nationalkirche fördern, eine ſtrenge kirchliche Zucht einführen, die Idee der Kirche, die etwas verbleicht war, dem katholiſchen Volke wieder deutlicher machen, und die Selbſtſtändigkeit und Würde derſelben neu beleben. Mußte es ihm nicht alſo tief ſchmerzlich ſein, wenn Ränkeſchmiede und leichte Charaktere ihm Hinderniſſe bereiteten, und ſeine eignen Prieſter unter der Hand ihm entgegen arbeiteten, um nur das Lächeln ſolcher Menſchen zu gewinnen, denen die Kirche im Allgemeinen eine wenig ehrwürdige Inſtitution iſt, die ſich nur auf die oberflächliche Idee fußen, daß in jeder Religion etwas Gutes liege? Es war wieder einmal ein bürgerliches Feſt des Staats, und dann hören Präſident und Miniſter ein Tedeum an. Das wurde auch in gewöhnlicher Weiſe vom päpſtlichen Vikar celebrirt. Als indeß nach dem Hochamt eine Fahnenweihe für die neue Fahne des Regiments cazadores (Jäger) gehalten werden ſollte, welche dem Cura Brid übertragen war, wahrſcheinlich weil der Chef dieſes Regimentes Coronel Lenguas mit dem unermüdlichen Brid intim bekannt war, ſo verließ der apoſtoliſche Vikar mit dem größeren Theil des Klerus die Kirche, was um ſo auffallender ſchien, als der Präſident und die Miniſter noch nicht aufgebrochen waren. Eine kurze aber wie die Zeitungen ſagten kräftige Rede des Brid über das Wort in hoc signo vinces leitete die Fahnenweihe ein, nach welcher die feierliche Kirchenparade begann, und weil der Streit zwiſchen Vera und Brid bei dieſer Gelegenheit ſein erſtes Stadium abſchloß, ſo wird es nicht ungehörig ſein, wenn wir wieder von den kirchlichen Angelegenheiten uns entfernen und einige Worte andern Gegenſtänden widmen.

Kirchenparaden giebt es in allen Ländern, auch Uruguay ſieht ſolche häufig und gern. Gerade über der Matriz-Kirche

auf dem andern Ende der Plaza liegt das geräumige Gebäude, in welchem die Polizei sich befindet, hier haben auch Senat und Deputirtenkammer ihre Sitzungen. Auf den Balkonen dieses Hauses erscheinen unmittelbar nach dem Kirchenfest der Präsident, die Minister, die nicht bei der Parade beschäftigten Generäle, viele Patrioten, bekannte Orientalen, Alle, die mit der kurzen Geschichte der Republik etwas zu thun gehabt haben oder die mit dem Präsidenten und seiner Regierung besonders vertraut sind. Alten Herren sieht man es an solchen Tagen an, daß sie in ihren Erinnerungen jung werden. Sie denken an die kühnen Streifzüge ihrer Jugend, an manch einen blutigen Tag, haben sie doch die Republik mit begründet und regt sich doch in ihren Herzen ein frisches patriotisches Gefühl, das man in älteren Staaten in dieser Weise nicht findet. Zu etwas haben sie es doch mit ihrem Staat gebracht, und sie hoffen auf Größeres.

Diesesmal sah man den Cura Brid und den Dr. Magesté und zwei andre Priester, die es mit ihnen stets hielten, ganz besonders durch den Präsidenten bevorzugt, der, ein wohlwollender und freundlicher Mann, lange mit ihnen sich unterhielt. Sie standen auf den Balkonen an der Seite des Staatsoberhaupts, während der apostolische Vikar und sein Generalvikar still und bescheiden nach ihren Häusern gingen. Magesté war stets imposant durch seine Masse. Wo er stand, da fiel seine kurze breite Gestalt und das würdevolle Gesicht, das er sich geben konnte, dem Publikum auf. So geschah es auch damals auf hohem Balkon, während Brid durch seine nach allen Seiten hin gestikulirende Zudringlichkeit auch während dieser Kirchenparade den Zuschauern auffallen mußte, die alle nach dem Balkon und nach dem Präsidenten schauten.

Die Truppen marschirten am Hause vorüber und grüßten den Präsidenten, der im schwarzen Frack und weißer Binde die Friedensgewalt eines republikanischen Staatsoberhauptes milde repräsentirte. Die schöne Welt promenirte unter den Laubgängen und sah dem Schauspiel zu, ohne daß irgend ein Unfall zu beklagen gewesen wäre. Ja in früheren Zeiten da war es anders gewesen, als irgend eine beliebige Zufälligkeit hinreichte,

die bestehende Staatsgewalt umzustoßen, und das Geschrei weniger Jungen genügte, um einen Präsidenten aus der Stadt zu jagen, wie es dem General Flores geschah, dessen jüngste Heldenthaten nach eben eingegangenen Berichten ein schmähliches Ende zu nehmen scheinen. Früher und noch in den ersten Jahren meiner Anwesenheit pflegte man Fremden den guten Rath zu geben: „Gehen Sie ja nicht bei einer Parade auf die Plaza, da sind schon manchesmal Menschen ums Leben gekommen, wenn plötzlich eine Revolution ausbrach.“ Es kam vor, daß plötzlich Schüsse fielen, man wußte nicht wie, und die harmlosen Zuschauer suchten sofort eilig ihr Heil in der Flucht. Auch gingen wohl aus Unvorsichtigkeit einige Gewehre los, verwundeten schwer oder tödteten gar. Zu meiner Zeit ist dieses niemals der Fall gewesen. Man sorgte auch mehr und mehr für eine Reform des Heerwesens, obgleich diese mit sehr vielen Schwierigkeiten damals und jetzt zu kämpfen hat. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die militärischen Zustände des Landes hier zu schildern. Nur einzelne Punkte mögen hervorgehoben werden.

Das stehende Heer besteht aus Angeworbenen und aus solchen, die zum Milärdienst verurtheilt werden. Man kann sich denken, wie der Abschaum der Einwanderer, Herumtreiber aus allen Provinzen und Ländern in das Heer eintreten. Die militärische Haltung desselben ist so ungenügend, daß Fremde, welche an das Aeußere der europäischen Heere gewöhnt sind, in lauten Jubel ausbrechen, wenn sie zum ersten Mal eine Abtheilung solcher Soldaten marschiren sehen. Da schwanken und wanken die einzelnen Soldaten, tragen ihren Körper, wie es ihnen bequem ist und ihre Waffen wie sich's gerade macht.

Eine große Anzahl Neger ist auf Lebenszeit in das Heer gesteckt. Am 12. Dezember 1842 sanktionirte die Asamblea general den Vorschlag: Es giebt keine Sklaven mehr auf dem Gebiet der Republik. Aber am nächsten Tag steckte man die meisten der freigewordenen Neger in das Heer auf Lebenszeit. Da sind sie nun zum großen Theil während der Bürgerkriege aufgerieben worden, indeß eine ziemliche Abtheilung macht noch den Hauptbestandtheil der stehenden Truppenkorps aus. Als Haus-

ſklaven werden ſie ein beſſeres Leben gehabt haben, als während ihrer ſpäteren kriegeriſchen Laufbahn. Damals, als noch die alten Zeiten waren, ging eine Señora von Montevideo ſelten über die Straße, ohne ſechs bis acht Neger hinter ſich zu haben. Man repräſentirte in dieſer Weiſe den Reichthum des Hauſes und die Vornehmheit der Familie. Die Sklaven nahmen die Namen ihrer Herren an, denn in ganz alten Zeiten hatten ſie nur Vornamen. So findet man viele Pereira, Garcia, Rodriguez, Fernandez unter ihnen. Alle Nachrichten beſtätigen es, daß es dieſen Sklaven ſehr gut ging, man rechnete ſie zur Familie und ſorgte für ſie. Die ſpaniſche Race iſt darin immer edler geweſen als die portugieſiſche. Auch nach der Freimachung der Sklaven blieben viele in den Familien ihrer Herren. Viele, die heute ſeit 20 Jahren in der engen Kaſerne leben und immer mit dem Abſchaum der Angeworbenen zuſammen ſind, mögen jene Sklavenzeit als eine goldene ihres Lebens anſehen. Das heißt, wenn ſie überhaupt zurückdenken, denn meiſtens ſehen ſie ſtumpfſinnig und tief degradirt aus.

Sieht man die Truppenkorps marſchiren, ſo bemerkt man häufig mitten unter Schwarzen ein dahin verlornes deutſches Menſchenkind. Es iſt vielleicht ein Seemann, der ſein Schiff verlaſſen hat, und dem nichts übrig bleibt, als ſich auf drei Jahre unter die Soldaten anwerben zu laſſen. Er denkt ſich das nicht ſo ſchlimm. Ihm ſchwebt das Heer in der Heimath vor. Dort iſt es zwar hart zu dienen, aber doch nicht unehrenhaft. Er kennt nicht die ſchreckliche Bande, unter die man ihn, den Ausländer, ſteckt. Da findet er Mörder, die man zur Strafe unter das Militär gebracht hat, und ſonſt zahlreiche ganz verruchte Menſchen. Meſſerſtiche und auch Todtſchlag gehören in den Kaſernen nicht zu den Seltenheiten. Man verachtet ihn unter ſeinen Landsleuten. Niemand will mit einem Soldaten etwas zu ſchaffen haben, höchſtens der Wirth eines Winkelgaſthauſes, bei dem er ſein Traktament vertrinkt. Manche kommen unter das Heer und ſind entſetzt, wenn ſie es einſehen, welche Bande ſie umgiebt. Sie ſind ihres Lebens nicht ſicher. Sie ſuchen mit Mühe einen Stellvertreter. Gelingt ihnen das nicht, einen ſolchen

zu finden, ſo ſuchen ſie nach Buenos Aires zu deſertiren. Selten geht dieſes gut ab. Es findet ſich wohl ein rathlos da ſitzender anderer Deutſcher, dem ſein Gaſtwirth nicht mehr kreditirt, Arbeiter, Geſell oder ſonſt etwas, was in der Heimath nichts Gutes hat thun wollen, und kaum angekommen am La Plata, ſofort von den Winkelwirthen angezogen, in luſtige Geſellſchaft gebracht und der letzten Hülfsmittel beraubt wird. Oft iſt er erbötig, Stellvertreter zu werden. Jeder Angeworbene bekommt ſofort nach Unterſchreibung ſeines Kontrakts eine Goldunze. Nun ſpart ſich ſolch ein unglücklicher Soldat mühſam von ſeinem geringen Traktament eine Goldunze zuſammen und läuft dann umher, um dafür einen Stellvertreter zu kaufen, der in ſeinen Kontrakt eintritt. Den findet er nicht immer, oder wenn er einen paſſenden mühſam aufgefunden hat, nimmt dieſer ihm das Geld ab und verſchwindet. Wieder muß er unter den häßlichen ſchmutzigen tief ſittlich gemeinen Negern und Mulatten in der ihm ſchrecklichen Kaſerne hauſen. Oder er hat einen Stellvertreter gefunden, der für ihn eintreten will und präſentirt ſich bei ſeinem nächſten Vorgeſetzten, ſo wird ſein Erſatzmann nicht angenommen. Es iſt den Chefs darum zu thun, möglichſt viel weiße Soldaten zu haben, und den Erſatzmann bekommen wir doch ſehr bald, denken ſie, denn ſie wiſſen, daß die letzte Hülfe für liederliche Ausländer das Gehen unter die Soldaten iſt. Der Kriegsminiſter muß es erlauben, wenn ein Erſatzmann eintreten ſoll. Solch ein armer Deutſcher kann kaum mit ſeinem Sergeanten ſich verſtändlich machen und wird von ihm nicht einmal angehört. Direkt darf ſich der Unglückliche weder an ſeinen Major noch an ſeinen Oberſt wenden. Viele kamen zu mir, und ich muß es anerkennen, daß die Oberſten und Chefs der Truppenkorps meinen Anträgen und Bitten um Entlaſſung ſolcher Deutſchen, welche ſich aus dieſer gemeinen Bande herauszukommen ſehnten, ſtets auf das Artigſte und Zuvorkommendſte berückſichtigten. Ich konnte das um ſo mehr thun, als zuweilen die Kinder dieſer Befehlshaber unſere Schule beſuchten und ich ſo perſönlich mit den betreffenden Herren bekannt war.

Es gab aber auch andre Deutſche, die gefielen ſich unter dieſen Banden, die aus Argentinern, Braſilianern, Negern, Mulatten der geſunkenſten Art zuſammengeſetzt waren, Banden, von denen ihre eignen Offiziere mir mehrfach geſagt haben, daß ſie ſich nie unbewaffnet unter ihnen blicken laſſen könnten. Vielen gefiel das wilde wüſte Leben, das man ihnen zu führen erlaubte. Ein Deutſcher, der es bis zum Sergeanten unter ihnen gebracht hatte, ſagte mir, daß er niemals ſeiner kleinen Abtheilung Soldaten den Rücken zu zeigen wage. Der Tambour-Major eines Corps, ein Deutſcher, der ſchon in Braſilien einen Mord verübt haben ſollte, ein Schneidergeſelle, dem man die Verworfenheit und Schlechtigkeit anſah, und den man nur ſeiner Länge wegen engagirt hatte, ſtach einen armen Neger todt, der zu ſeiner Bande gehörte. Er ſollte erſchoſſen werden, da ließ er ſich umtaufen und nun hieß es, er habe ſich nur vertheidigt. Man gab ihm indeß von da an einen hölzernen Degen. Der Menſch drängte ſich vorher und nachher an mich heran, erzählte auch viele Lügen und vertheidigte ſich feierlich. Ich kenne viele ſolche deklaſſirte Individuen, welche mit ihren Erzählungen uud Berichten über Perſonen und Sachen ſelbſt einſichtige Männer täuſchten, deren ſchwache Seite ſie kannten.

Der Abſchaum der eignen Nation fand unter dem Militär ſeine Stelle und der der fremden. Aber traurig ſah es ſtets aus, wenn man ein verkommenes deutſches Geſicht unter den marſchirenden Corps bemerkte. Da war ſo mancher in Baden, in Schleswig-Holſtein, in Braſilien geweſen. Es iſt bekannt, daß die Reſte der ſchleswig-holſteinſchen Freiſchaaren eine braſilianiſche Legion unter einem deutſchen Oberſten bildeten. Aber ſie löſte ſich auf und die einzelnen Soldaten ſtrömten aus Braſilien nach Uruguay. Sie hätten nach wenigen Dienſtjahren Landprämien in Braſilien empfangen, was auch einige ſo anzog, daß ſie in die braſilianiſche Armee eintraten. Wir haben nun in Uruguay dieſe Deutſchen gründlich kennen gelernt. Sie wurden Polizeiſoldaten oder traten in das Heer. Sie zogen über das platte Land und brachten überall den deutſchen Namen in Mißkredit. Es waren die ſchlechteſten Vertreter der deutſchen

Nationalität. Einzelne mögen eine ehrenwerthe Ausnahme gemacht haben. Von den Meiſten könnte man Schwindeleien oft der raffinirteſten Art erzählen.

Früher galten die Deutſchen, ſelbſt die Geringſten und Aermſten, ſehr viel auf dem Lande. Jeder Beſitzer eines Hauſes oder eines Rancho's öffnete vertrauensvoll ſeine Thür einem Deutſchen. Das haben mir alte ſeit 30 Jahren im Lande lebende Landsleute vielfach erzählt und die gute Zeit gelobt. Man half jedem Deutſchen bereitwillig, ſpeiſte und tränkte ihn; bis 1850 waren es ſich deckende Begriffe ein Deutſcher und ein ehrlicher Mann ſein. Nun zogen die ſogenannten Braſilianer, wie man die Soldaten der ehemaligen deutſchen braſilianiſchen Legion nannte, durch das Land, indem ſie Arbeit ſuchten, ohne Arbeit verrichten zu wollen, unzufrieden und genußſüchtig, undankbar und liederlich überall, wo ſie ſich eingeführt hatten. Die Landleute fürchteten ſich von der Zeit an, Deutſche in ihre Dienſte zu nehmen. Erſt in den ganz letzten Jahren begann dieſes Vorurtheil zu ſchwinden, als die meiſten der ſogenannten Braſilianer verdorben und verſtorben waren.

Die Halbgebildeten und verkommenen Gebildeten unter ihnen waren die ſchlimmſten. Ganz verwilderte junge Leute aus guten deutſchen Familien, dem Trunk aufs Höchſte ergeben, lebten mit den niedrigſten Peonen und Knechten zuſammen. Es war gefährlich ihnen Gutes zu thun, und hatte man ihnen aus Noth geholfen, ſo konnte man ſie nicht los werden. Wenn ſie nichts als Pferde ſtahlen, ſo waren ſie verhältnißmäßig noch ehrlich. Vielen gelang es in den Städten ſich niederzulaſſen. Entweder beſaßen ſie ſchon einen Anflug von oberflächlichſter Bildung oder eigneten ſich ihn an. Dreiſtigkeit und Grobheit gab ihnen eine Zeit lang eine ſichre Haltung. Als Handwerker arbeiteten ſie etwas und ihr Geld vertranken ſie ganz. Bald kam irgend eine Schlechtigkeit zum Vorſchein. Gemeinheiten auszuüben war ihnen eine alltägliche Sache. Unter Umſtänden konnten ſie auch um Unterſtützung bitten. Es gelang einigen ſogar Empfehlungen und Kredit zu gewinnen. Bald lohnten ſie dann mit einem großen Betrug. Ein deutſcher Kaufmann, deſſen Wohlthätigkeits-

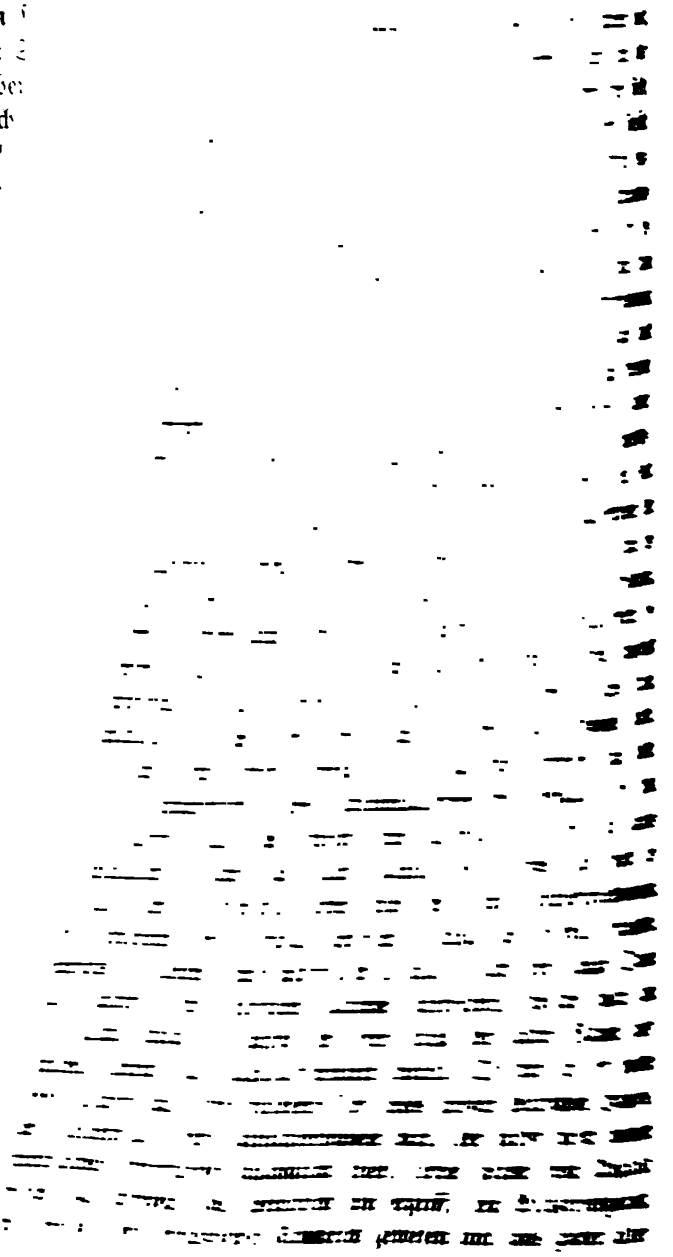
sinn ich kannte, unterstützte nie arme Landsleute, die auf sein Comptoir kamen, wenn sie angaben, sie seien bei der berüchtigten Legion gewesen. Einige versuchten es unter den deutschen Handwerkern und den Gästen der niedern kleinen Bierhäuser eine hervorragende Rolle zu spielen. Wenn manch ein dunkler Fleck ihr Leben verunstaltete, so suchten sie solches durch Prahlerei und einen großen Mund zu verdecken. Sie leiteten die Debatten in den dumpfen Gaststuben, in denen sich das Schlechteste zusammenfand, liederliche Meister, rohe Gesellen, herumsichtreibende Arbeiter, verkommene Oekonomen, weggejagte ehemalige Handlungsdiener, weggelaufene Matrosen. Häufig endete die Zusammenkunft dieser saubern Leute mit einer Schlägerei. Hie und da rettete eine verständige Frau einen und den andern der saubern Gesellschaft. Meistens aber litten die armen Frauen sehr, mit denen sie sich verheirathet hatten. Eine solche an einen dieser Legionssoldaten verheirathete Frau hatte fast immer einen blutigen Kopf oder eine andre Wunde. Wenn der Mann nicht mit Klötzen nach ihr warf, so ging er mit dem Messer auf sie los. Gewöhnlich zog er die Klötze vor. Sonst war er Meister und sehr aufgeklärt. Da niemand dort freien Männern einen Maulkorb vorlegen kann, so bediente er sich im trunkenen Zustande seines Organs in der freisinnigsten Weise. Man nahm nie jemanden gern in seine Dienste, der bei dieser Legion gewesen war. Meldete sich ein äußerlich anständig aussehender Deutsche, der zu ihr gehört hatte, so erinnerte man sich an die vielen Unannehmlichkeiten, die bekannten Landsleuten begegnet waren, und wies seine Dienste ab. Ein Fleischer war unter ihnen. Den hatte ich ab und zu bei amtlichen Gelegenheiten gesehen. Er schien ein ordentlicher Mann zu sein. Später ging er nach einer kleinen Stadt und wurde der Associé eines andern Fleischers. Als solcher kam er nach der Hauptstadt, in Geschäften, wie er sagte. Des Abends war er noch in meinem Hause als Taufpathe, als ich ein Kind taufte. Die wurden nemlich gewöhnlich Abends in meinem Saal getauft, wenn die deutschen Familien keine passende Räumlichkeit besaßen. Am andern Morgen erzählte mir mein Diener, daß dieser Fleischer, mit einigen tausend Thalern,

die ihm sein Associé anvertraut hatte, um Einkäufe zu machen, auf ein Schiff gegangen sei, um nach Nordamerika „zu machen.“ Es lieben es die Deutschen der unteren Klassen zu sagen: der hat nach Buenos Aires „gemacht“, jener hat nach Europa „gemacht.“ Sehr oft ist das zugleich eine bildliche Redensart für durchgehen. Auch dieser hatte zur brasilianischen Legion gehört, also hatte seine Handlungsweise nichts befremdendes. Ein andrer, der aus Baiern stammte, hatte große Talente im Nachzeichnen von Staatspapieren und Bankscheinen, dieses Talent brachte ihn als Falschmünzer in das Gefängniß. Das störte diesen gefährlichen aber äußerst geschickten Mann nicht in seiner Gemüthsruhe. Die Gefangenen werden gut verpflegt. Sie leben besser als alle arbeitenden Klassen in Europa mit Ausnahme vielleicht der in England. In Republiken ist man auch sonst human. Ebensowenig büßte er die Achtung und das Vertrauen ein, das ihm ein gewisser Ausschuß deutscher Herumtreiber schenkte. Hatten sich zwei geschlagen und verwundet, hatte einer dem andern nicht bezahlt, was er ihm schuldig war, so gingen sie zu diesem genialen Zeichner, der schrieb ihnen Klagen deutsch und spanisch. Er ertheilte auch sonst Rath bedrängten deutschen Landsleuten. Bei den eigenthümlichen Sitten, die auf dem Princip der Freiheit beruhen, und vieles gemüthlich abmachen lassen, wird es nicht verwundern, daß der Gefangene bald zum Aufseher und Schließer über sämmtliche andre Gefangene ernannt wurde. Dafür bekam er noch ein Gehalt. Herumtreiber, die aus aller Herren Länder ankamen, holten häufig sein technisches Gutachten ein, denn er war gutmüthig und half. Sie halfen sich alle unter einander durch, wie es recht und billig war. Daß er ihnen gerade zum Schlechten gerathen, kann man nicht sagen. Dafür sorgten schon viele Andre. Außerdem ist die Grenze zwischen gut und böse bei freisinnigen Staatsverhältnissen für Ausländer oft eine fließende, nützlich und nicht nützlich ist das Feldgeschrei oder nach der aus dem Spanischen adoptirten Redensart, was Rechnung macht und was keine Rechnung macht. Ich habe es gesehen, wie ein Minister auf der Straße stehen blieb und dem genialen Zeichner die Hand drückte, der nur gewisse Stunden

am Tage ausgehen konnte. Er war Katholik und seine Frau mit einem andern gewesenen Minister verwandt. Das Entehrende einer solchen Gefängnißstrafe fühlt weder der Bestrafte noch das Publikum. Alles ist disgracia Unglück. Als ich eben in Montevideo angekommen war, machte mir dieser talentvolle Mann einen Besuch. Damals gab er sich als Lehrer aus. Er hätte gehört, daß ich eine Schule anlegen wolle. Darum käme er mich darum zu bitten, daß wir zusammen uns Schulbücher kommen lassen möchten. Ich wußte nichts aus ihm zu machen, bis ich hörte, daß er auch zu den berüchtigten Deutschen aus Brasilien gehöre. Natürlich wies ich ihn höflich ab. Später schrieb er mir aus seinem Gefängniß, als er noch nicht zum Schließer ernannt war und nicht frei ausgehen durfte, ich möchte ihm doch einiges Zeichenpapier schicken. Solches that ich. Sonst bin ich ihm immer aus dem Wege gegangen. Es gab dergleichen Leute viele. Andre beglückten erst Brasilien, dann die La Plata Länder, dann Chile mit ihrer Gegenwart.

Viele von dieser Art Leute waren auch hilflos. Ein alter sechszigjähriger Soldat war darunter, der sich im Branntwein die letzten Ideale seines Lebens suchte. Der war 20 Jahre lang in Java Soldat gewesen, konnte aber dem Wunsch nicht widerstehen seine alte Heimath wiederzusehen. Er kam also nach Stralsund, seiner Vaterstadt zurück. Hier fand er alles ausgestorben, was ihm sonst verwandt oder befreundet gewesen war. Was sollte er hier ohne Freunde und Verwandte machen. Es trieb ihn die Sehnsucht wieder hinaus in die weite Welt. Er ging noch in seiner Pfarrkirche zum Abendmahl und ließ sich dann unter die schleswig-holsteinsche Schaar aufnehmen. Mit ihren Resten machte er jene Wanderung durch Brasilien nach Uruguay mit. Wer nichts in der Welt hat, der kann auch nichts verlieren. Solch ein Mann schließt sich an jeden Deutschen oder Fremden an, der gerade freundlich mit ihm spricht. Hat er etwas, so giebt er dem Andern zu trinken, hat der Andre etwas, theilt er es ihm mit. Er fand auf einer Estanzia Arbeit. Die ist nicht schwer. Kennt man doch mühsame Arbeit im Lande überhaupt wenig. Jetzt sind noch die glücklichen Zeiten, viel

die ihm
auf ein
Es liebe
hat nach
macht."
durchge
also ha
der a
von
als
liche
ruh
alt
de
(
i
i



r Familie war, auch durch den Trunk tief gesunken, der auf seinem letzten Krankenbett in sich ging und nach langen n versöhnt mit dem Herrn starb, einige andere Leute besuchen alten Mann täglich und tranken zusammen. Der Kammer war sehr freundschaftlich zu ihnen und theilte das Letzte ihnen. Wohnung und Essen gab er solchen Menschen oft nate lang. Wenn er nüchtern war und sich ordentlich anzog, er noch ganz gut aus. Es gelang ihn auch einige male in Kirche zu ziehen. Seine Freunde gaben sich unter einander namen. Einer war der Herr Justizrath, ein andrer der Herr nerzienrath ein dritter der Herr Amtmann und so fort. Bei wohnte auch jener alte Soldat, bevor er wieder aufs Land .

g.

Viele von diesen brasilianischen Ex-Legionssoldaten kamen olich dahin auch im Heer von Uruguay eine Stelle zu finden. e desertirten nach Buenos-Aires, sobald dort ein Krieg drohte, nn dann bezahlte man gut die angeworbenen Krieger. Viele erden daselbst an die Grenze gegen die Indianer geschickt sein, elleich noch jetzt in Blockhäusern leben oder umgekommen sein. s kam auch vor, daß sie aus Buenos Aires zurückdesertirten ach Montevideo und dann sich versteckten, bis ein Landsmann hnen verhalf aus der Stadt herauszukommen. Dann suchten oft zwei solche Schicksalsgefährten das platte Land sich aus, um zu arbeiten und zu wandern. Diejenigen, welche ins Heer von Montevideo eintraten und dort blieben, sanken häufig so tief, daß man ihr Sterben und Verderben fast vorausberechnen konnte. Ein Einziger riß sich zu meiner Zeit aus diesem Elend heraus, nachdem ich ihn krank im katholischen Hospital getroffen hatte, wohin sämmtliche Kranke aus dem Militär geschickt wurden. Er fing an die Kirche zu besuchen, auch zu kommuniciren, und es gelang einen Stellvertreter für ihn zu finden. Später ging er aufs Land und besuchte mich nach einem Jahr als wohl placirter Schaf-Postero. Ein solcher Fall kam selten vor. Als ein katholischer Priester diesen Mann während seiner Krankheit bekehren wollte, gab er ihm die treffende Antwort, er sei aus Schlesien, da gebe es evangelische und katholische Kirchen,

Land und wenig Menſchen da. Da ſpielte er nun Karten mit, wenn ſich die Peone unter einen Ochſenkarren legten und ihr Spiel ruhig hielten, wenn der Regen auf das offne freie Feld ſtrömte. Da ſchlachtete er mit ihnen das Rind, deſſen Fleiſch unter die Leute der Eſtanzia vertheilt wird. Er ritt Pferde einfangen und machte aus dem Holz des Nandubay- oder Urunday- oder Lapacho-Baumes die Umzäunung für die Schafe. Er bekam ſein Stück Rindfleiſch, ſeinen Reis, ſeinen Maté, und kam er in die nächſte kleine Stadt, ſo ſuchte er im caña Aufheiterung und neue Eindrücke. Solch ein alter Menſch, der in Java und Braſilien geweſen, lebt in den Tag hinein, leben und ſterben kümmert ihn wenig, ſo lange er geſund iſt. Nun wurde er aber krank und mußte in die Hauptſtadt. Sein Herr war ſo menſchlich und ſchickte ihn mit den Ochſenkareten mit, welche von Zeit zu Zeit die Rohprodukte der Eſtanzias an die Kaufherren der Hauptſtadt führen. Eines Morgens trat er bei mir ein und erzählte ſeine Schickſale. Ich brachte ihn ins engliſche Hospital, deſſen Verwaltung mir vielfach dadurch große Gefälligkeiten bewieſen hat, daß ſie die als arm und krank Empfohlenen umſonſt aufnahm. Nach einiger Zeit ging er geheilt wieder aufs Land, nachdem er noch eine Bibel und Traktate mitbekommen hatte. Er war ſchon früher einmal in der Hauptſtadt geweſen und hatte die Bekanntſchaft eines Kammmachermeiſters gemacht, bei dem ſich häufig alles was trinken kann aufhielt. Das war ein eigenthümlicher Mann aus guter Familie des Elſaßes und recht gebildet, aber ſeit vielen Jahren durch den Trunk heruntergekommen. Er arbeitete ſehr geſchickt, aber nur ſo lange, als er Geld brauchte. Seines Gleichen war nicht in der Stadt. Hatte eine junge Dame die häufig ſehr koſtbaren Kämme zerbrochen, welche man am La Plata trägt; ſo mußte der Herr Papa den alten Mann aufſuchen, damit das Unglück reparirt würde. Da traf er oft heitre Geſellſchaft an. Ein früherer Chef eines großen deutſchen Hauſes, der gleichfalls ſehr zurückgekommen war, der indeß noch immer kirchlichen Einflüſſen zugänglich blieb, ohne gegen ſein Unglück ſiegen zu können, das periodiſch ihn ergriff, ein Polizeiſergeant, der früher ein preußiſcher Fähndrich geweſen und aus guter alter

adliger Familie war, auch durch den Trunk tief gesunken, der indeß auf seinem letzten Krankenbett in sich ging und nach langen Leiden versöhnt mit dem Herrn starb, einige andere Leute besuchten den alten Mann täglich und tranken zusammen. Der Kammmacher war sehr freundschaftlich zu ihnen und theilte das Letzte mit ihnen. Wohnung und Essen gab er solchen Menschen oft Monate lang. Wenn er nüchtern war und sich ordentlich anzog, sah er noch ganz gut aus. Es gelang ihn auch einige male in die Kirche zu ziehen. Seine Freunde gaben sich unter einander Beinamen. Einer war der Herr Instizrath, ein andrer der Herr Komerzienrath ein dritter der Herr Amtmann und so fort. Bei ihm wohnte auch jener alte Soldat, bevor er wieder aufs Land ging.

Viele von diesen brasilianischen Ex-Legionssoldaten kamen endlich dahin auch im Heer von Uruguay eine Stelle zu finden. Sie desertirten nach Buenos-Aires, sobald dort ein Krieg drohte, denn dann bezahlte man gut die angeworbenen Krieger. Viele werden daselbst an die Grenze gegen die Indianer geschickt sein, vielleich noch jetzt in Blockhäusern leben oder umgekommen sein. Es kam auch vor, daß sie aus Buenos Aires zurückdesertirten nach Montevideo und dann sich versteckten, bis ein Landsmann ihnen verhalf aus der Stadt herauszukommen. Dann suchten oft zwei solche Schicksalsgefährten das platte Land sich aus, um zu arbeiten und zu wandern. Diejenigen, welche ins Heer von Montevideo eintraten und dort blieben, sanken häufig so tief, daß man ihr Sterben und Verderben fast vorausberechnen konnte. Ein Einziger riß sich zu meiner Zeit aus diesem Elend heraus, nachdem ich ihn krank im katholischen Hospital getroffen hatte, wohin sämmtliche Kranke aus dem Militär geschickt wurden. Er fing an die Kirche zu besuchen, auch zu kommuniciren, und es gelang einen Stellvertreter für ihn zu finden. Später ging er aufs Land und besuchte mich nach einem Jahr als wohl placirter Schaf-Postero. Ein solcher Fall kam selten vor. Als ein katholischer Priester diesen Mann während seiner Krankheit bekehren wollte, gab er ihm die treffende Antwort, er sei aus Schlesien, da gebe es evangelische und katholische Kirchen,

wenn er dort nicht katholiſch geworden ſei, wo es ſo viele katholiſche Kirchen und Geiſtliche gebe, ſo würde er doch nicht in Montevideo ſich umtaufen laſſen, wo die Kirche ſo ſchlechte Prieſter und ſo ſchlechte Sitten habe.

Unter den Soldaten gab es auch ehemalige Seeleute, wie ich ſchon bemerkte. Das Ablaufen vom Schiff wird man den Seeleuten nicht abgewöhnen, ebenſo wenig wie den Schweizern das Heimweh und den Franzoſen das viele Sprechen. Namentlich im freien Amerika, wo die Polizei faſt nichts thut, um es zu verhindern und der Kapitän leicht neue Mannſchaften findet. Er hat es ja in ſeiner Jugend auch nicht anders gemacht. Es iſt die Sehnſucht nach Abenteuer, die ſich auf dem engen Schiff in das Herz des Matroſen ſchleicht. Es malt ſich ihm die Welt in bunten Farben aus und ein Sprung in's Boot, das leiſe das Schiff umkreiſt in ſchweigender dunkler Nacht bringt ihn an's Land der neuen Welt. Ein guter Kamerad wirft ihm eiligſt ſeine nöthigſten Sachen nach. Der Kapitän konfiscirt ergrimmt am andern Morgen den Reſt. Es haben mir Seeleute erzählt, wie ſie in Auſtralien abgelaufen ſeien und wie die engliſche berittene Polizei ſie Tage lang im Innern des Waldes verfolgt habe. So macht man es nicht in Südamerika. Würden die fremden Konſuln nicht da ſein, ſo würde man kaum in der Hauptſtadt ſelbſt nach den Flüchtigen nachſchauen. Das Land braucht ja brazos (Arme). Manchen hat der Muthwille auf Amerika's erträumten Blüthengeſtaden in tiefes Unglück geführt, andere ſind zu Geld und Beſitz gekommen, haben die Heimath längſt vergeſſen. Denn wer nur einigermaßen fleißig und ehrenwerth blieb, mußte in der banda oriental, wo jede Arbeit gut belohnt wird und zuverläſſige Leute überall zu placiren ſind, ſein Fortkommen finden.

Viele indeß ſuchten nicht Arbeit. Sie glaubten, die Arbeit müßte von ſelbſt zu ihnen kommen. Sie blieben in den kleinen deutſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Fonda's ſitzen und rauchten. Der Wirth ſtand ſo lage neben ihnen, ſo lange ſie Geld oder wenigſtens Sachen hatten. Er erzählte ihnen, wie die Arbeit in Maſſe und Auswahl ſich darbieten würde. Sie möchten

nicht gleich jede Arbeit annehmen. Es hatte etwas verlockendes für sie, abwarten zu wollen. Dabei lebte es sich so gemüthlich. Der Wirth hatte auch einige Freunde und Stammgäste, die ließen sich von ihnen freihalten, dafür zeigten sie ihnen die fremde Stadt und gaben ihnen gute Lehren. Es gab darunter Autoritäten. Ein alter Deutscher, der sich von seinen Kindern ernähren ließ, ging den ganzen Tag hindurch aus einer Fonda in die andere. In deutschen und französischen war er heimisch und erzählte in einer die Neuigkeiten aus der andern. Er trank mit jedem mit und kam so über das Bezahlen hinweg. Es war ein Herr, denn er hatte einen Putzladen gehabt und hatte zu leben. Seine Kinder gaben ihm ein kleines Taschengeld täglich. Diesen Patriarchen unter den lustwandelnden Landsleuten trafen die Seeleute auf der Landungsbrücke und in jeder deutschen Wirthschaft, wo er nicht zufällig hinausgewiesen war. Sobald eine merkwürdige Neuigkeit über irgend einen Deutschen, namentlich über irgend eine „Madam" dieser Sphäre, die sich um deutsche und französische Fonda's bewegte, von dem Publikum eines solchen Lokals ausgesprochen wurde, so griff der Patriarch nach seinem Hut und steuerte dorthin, wo er sein Talent im Wiedererzählen bewähren konnte. Obgleich er seit Jahren gar nichts that und aus einer Fonda in die andre wanderte, so gab ihm sein guter Anzug und seine grauen Haare etwas Distinguirtes in den Augen der niederen Leute. Die zum ersten Mal nach Montevideo gekommenen Seeleute, abgelaufene und gewöhnliche, freuten sich einen so gebildeten alten Herrn gleich in der niedern Hütte zu finden, da ihnen Bier und Branntwein sprudelten, Tabak und Cigarren winkten. Neben ihm fanden sie zuweilen jenen ehemaligen alten Kaufmann, der in dem Abendcirkel des geschilderten Kammmachers den Beinamen: „Herr Konsul" führte. Er gab ihnen wenigstens guten Rath, denn er wahr ehrlich und kannte das Land durch und durch. Auch schrieb er für ein Glas anregenden Getränkes Briefe in allen Sprachen. Seine Sprechstunde war in einem kleinen Kaffeehaus am Markt. Da ertheilte er bis gegen Mittag Audienzen. Nachmittags sprach er in Zungen.

Nach einiger Zeit sah der Wirth des abgelaufenen Seemanns nachdrücklich hinter Tabakswolken ihm in's Angesicht, denn die letzten Mittel waren dahin. Es fand sich wohl ein Freund des Wirths, der den letzten guten Rock des auf Arbeit Wartenden für den vierten Theil seines Werthes kaufte. Man trank dann in corpore: der Wirth, der Käufer und der Verkäufer. Es war ein fröhlicher Abend und man stieß an auf viel Geldverdienen im Lande. Am andern Morgen erklärte der Fondawirth, er könne keinen Kredit geben. War er gutmüthig, so führte er den Enttäuschten, den die graue Wirklichkeit umgab, zum cuartél d. i. in die Kaserne, wo man br. m. Soldaten engagirt. Die Formalitäten kennt der Fondawirth. Ihn unterstützt eine reiche Erfahrung. Der angeworbene Soldat kehrt gern an die Stätte seiner ersten Träume im fremden Land zurück. Wenn er Geld hat, wird er gut empfangen. Einen mäßigen Kredit gewährt man ihm auch. Es bildet sich eine Freundschaft mit dem Wirth aus. Man nennt sich du. Die officielle Anrede in diesen Kreisen ist Herr Landsmann.

Später hat der Soldat ausgedient und geht auf's Land. Er arbeitet und erwirbt. In der Nähe ist keine Gelegenheit das Geld auszugeben. Als Peon, als Postero kann er wohl 10 bis 16 Thaler den Monat verdienen. Essen ist genug da, und seine Toilette entspricht dem primitiven Leben. Nach einiger Zeit hat er Sehnsucht, sich zu verändern. Der Mayordómo oder der Capataz, wie man die Aufseher auf den Estanzia's nennt, hat ihn nicht freundlich angeredet oder das Essen ist nicht mehr gut genug. Er rechnet also mit seinem Herrn ab und sieht sich im Besitz einer Geldsumme. Lange hat er unter Schafen und Ochsen gelebt, das tägliche Reiten, das ihm anfangs Vergnügen machte, der Anblick der Strauße und Rehe, ermüdet ihn. Es sehnt sich sein Herz nach der Hauptstadt. Nun wandert es sich in solchem Zustand und mit einer Geldsumme, die er nach Landessitte in einem Riemen um den Leib geschlagen trägt, gar fröhlich durch die Welt, namentlich in einem so schönen Lande wie die banda oriental. Des Spanischen mächtig ruft er den vorbeireitenden Landmann an und bespricht sich mit ihm. Man

rückt auch wohl in eine Fonda ein. Ein Revolver begleitet ihn zum Schutz seiner Schätze. Er giebt sich dem Gedanken hin, in der Hauptstadt eine andre Stelle anzunehmen, entweder wieder auf dem Lande oder in der Stadt. Nach einigen Tagen winkt ihm Kuppel und Thurm der Matriz. Vielleicht hat er einige Regentage gehabt und sich in einer kleinen Stadt aufhalten müssen. Da ist er ja nicht verloren, auch da begrüßt ihn ein Landsmann. In Canelones fand er den Schuhmacher aus Berlin, in Santa Lucia den Baiern, in San José den Tischlermeister, der den ganzen Tag im Kaffee saß und sprach, in La Florida den alten Musikus. Es fehlt nirgends an guter deutscher Gesellschaft. Auch kann man über den Mangel an Billarden nicht klagen. Desgleichen giebt es Getränke. Unterhaltungsstoff bilden sämmtliche deutsche, französische, englische Estanzia's, ihre Mayordómos, ihre Capataz's, Halsabschneidegeschichten und auch politische Partheifragen.

Wohin soll er nun in der Hauptstadt sich wenden? Doch dahin, wo er mit dem Wirth auf du und du ist, der ihn schon kennt. Es ist die Fonda sein Vaterhaus in der neuen Welt. Da lebte er in der ersten Zeit, als ihm alles noch so ungemein spanisch vorkam. Der Wirth wirft einen flüchtigen und erfahrnen Blick auf den Anzug und auf die Haltung des Heimkehrenden. Dann giebt es eine zärtliche Scene des Wiedersehens. Die muß begossen werden. Leicht verbreiten sich Nachrichten in dieser Welt der Fonda's, die meistens aus Zugvögeln und nur aus wenigem alten Stamm besteht. In größter Eile kommt der geschilderte Patriarch herangestiefelt. Auch der alte Tapezier, der so lange in Paris war und mit französischem Feuer witzige Reden hält, naht sich. Er spricht so, wie er in seiner Jugend vor der Barriere sprach, als er seinen petit vin trank und seine flütes aß. Im höhern Stadium seiner konsumirenden Thätigkeit wird er theatralisch. Auch den Cigarrenmacher findet er wieder, der von Sonntag bis Donnerstag sitzt und trinkt, und Freitags und Sonnabend auf Arbeit geht. Den nennt man nicht allein im Abendcirkel des geschilderten Kammachers, sondern auch in der Fonda und überall: Herr König. Die Leute sagen, er hat seinen

eignen Namen vergeſſen und weiß nicht mehr, wie er eigentlich heißt, er nennt und ſchreibt ſich ſelbſt H. König. Der Fondawirth ertheilt ihm das hohe Lob, er ſei ein ſehr guter Menſch, er mache nie Tumult, wenn er betrunken ſei. Er ſtiert nur die ganze Geſellſchaft ſchweigend an, und der Wirth trägt ihn Abends oder vielmehr ſpät in der Nacht in ſeine Bodenkammer. Um der Bequemlichkeit halber hatte er ſich in die Fonda einquartiert. Er erſparte ſo das Heimbalanciren. Auch der weggejagte Commis erſcheint, der alles mögliche geweſen iſt, und ſich nun Lehrer nennt. Er unterrichtet im Engliſchen und Spaniſchen die Kinder dieſer Sphäre, und verrechnet ſich dafür mit den Fondawirthen. Bald hat er auf einem anrüchigen Maskenball einen Meſſerſtich erhalten, bald hat man ihn auf der Straße aufgeleſen, indeß behauptete er durch ſeine wiſſenſchaftliche Größe und durch ſeinen kampfbereiten Arm eine hervorragende Stellung in dieſer Geſellſchaft. Genug an anregender Geſellſchaft fehlt es dem heimgekehrten Landsmann nicht. Er ſieht die gewohnten Tiſche und Stühle, an denen er ſich manches Mal in der Soldatenzeit Troſt geholt hat, nun kann er ſich mit dem Bewußtſein niederlaſſen, im Beſitz von Geld zu ſein. Ich brauche es nicht weiter zu ſchildern, wie er allmälig ſein Geld ausgiebt, immer in der Hoffnung, eine neue Stelle annehmen zu können, wenn das Kapital vergnügt ausgegeben iſt. Auch kreditirt ihm ſein Freund der Wirth dieſesmal etwas, denn er kann wieder zu Geld kommen, und man muß einen ſolchen Freund ſich erhalten. Solche Freundſchaften gab es, die zwanzig Jahre ſchon beſtanden. Engagirt den armen Menſchen aber niemand, ſo bleibt ihm nichts andres übrig, als zum zweiten Mal unter die Soldaten oder unter die Polizei zu gehen, oder er wird ein Herumtreiber, der bald hier bald dort auf dem Lande arbeitet und nirgends Ruhe hat, bis er endlich irgendwo verkommt. Daß er im zweiten Stadium ſeines Soldatenlebens tief ſinkt und ſelten zu retten iſt, leuchtet nach dem Geſagten wohl ein.

Von den Böten ſprach ich ſchon, welche manche Wirthe in der Nacht ausſenden, um den Matroſen das Ablaufen vom Schiff zu erleichtern. Sind ſie dann an's Land gekommen, ſo gilt es

sie zu verstecken, wenigstens für kurze Zeit. Da gab es für die Deutschen einen Fleischer, der auch aus der brasilianischen Legion stammte, der sich in dieser Hinsicht große Verdienste erwarb. Außer Schlägereien, die er verübte, hörte man nichts Nachtheiliges von ihm, und seine Gastfreiheit hatte etwas Rührendes. Sein Geschäftshaus und die Schlächterei lag außerhalb der Stadt. Romantisch lagerten sich die Ställe, aus denen heraus die bekannten interessanten Thiere grunzten. Er hatte die gute Idee, ein solches Thier in grellen Farben über seinem Hause malen zu lassen, das weithin sichtbar war, wenn man längs dem Meere und in den äußersten Theilen der Stadt wandelte. Unter dem Bilde hatte er mit großen Buchstaben seinen Namen malen lassen. Das zeigte nun ganz deutlich sein Geschäft an, und nur ein Chronist des Journals Reforma pacifica brachte in einer müßigen Stunde die Sache zur Sprache. Darauf ließ er wenigstens seinen Namen auslöschen, das gemalte Thier schonte er. Zu ihm brachte man die Matrosen, die sich verstecken mußten. Viele Freundschaften schloß man da für lange Jahre, die in den Fonda's ihre Weihe empfingen, in denen der ehrwürdige Patriarch, der Herr Konsul, der Herr König, der Tapezier, der Sprachlehrer und die Zugvögel heimisch waren.

Auch aus anderen Legionen als der brasilianischen kamen die Reisenden an. Ein blonder junger Mann erschien mit langen Locken und bescheidenem Blick. Er gab sich als Arzt aus und fing an zu kuriren. Indeß fürchtete er die Mediciner, die gleich einen unberufenen Arzt anzeigen. Die concessionirten Aerzte achten sehr darauf, daß kein unconcessionirter Wundermann ihren heilsamen Kuren Abbruch thue. Man schickte ihn zu mir, damit er sich als Lehrer melde. Was meldet sich nicht alles als Lehrer, so viele wollten wirken zum Besten der Jugend. Ich sagte ihm, daß er weder Lehrer noch Arzt sei. Da er schon manches in der Welt erfahren hatte, so wußte er sich gleich zu rangiren und erzählte seine Schicksale. Er war in Deutschland Apothekergehülfe gewesen und mit der englischen Fremdenlegion nach Konstantinopel gegangen. Dort hatte er sich als Arzt gemeldet. Der Arzt, welcher die Kandidaten prüfte,

ließ ihn ein Recept gegen Typhusfieber ſchreiben. Das konnte er, und deshalb ſtellte man ihn als Arzt an. Nach Beendigung des Feldzugs kam er nach der Inſel Wight und wurde Commis bei einem Schiffshändler. Die Sehnſucht, ſein Glück zu machen, führte ihn nach Montevideo. Bald ging er auf's Land und entzückte die Leute eines kleinen Städtchens. Er kaufte ſehr viele Medicinen ein, wenn er zum Beſuch kam. Einmal fragte ich ihn bei ſeinen Viſiten in der Hauptſtadt, wie er denn kurire? Er ſagte mir, daß er ein altes Buch hätte. Außerdem gebe er leichte Mittel. Ein alter Mann begründete ſeinen Ruf in jener Gegend, der ſehr reich war und am Aſthma litt. Dem gab er Abends ſehr ſtarken Kaffe zu trinken, das half dem Leidenden. Nach einigen Jahren war ich ganz verwundert, als ein reich uniformirter Herr zu mir in die Loge der italieniſchen Oper trat, um nach der dortigen Sitte eine Viſite abzuſtatten. Ich erkannte in ihm kaum den blonden Jüngling wieder. Er war Oberarzt auf den argentiniſchen Kriegsſchiffen, welche gegen Buenos Aires geſchickt wurden, und als ſolcher war er mit ſeinen Offizieren an's Land gekommen.

Auf dem Lande bleiben viele proteſtantiſche Deutſche wohnen, die als geweſene Seeleute oder Soldaten, Arbeiter oder Landleute zu einigem Wohlſtand gekommen ſind. Mit ihnen ſtellt man viele Verſuche an, ſie zum katholiſchen Glauben zu bekehren. Die meiſten laſſen ſtillſchweigend mit ſich geſchehen, was ihre Familien wollen, ſtellen ſich äußerlich, als ob ſie zur katholiſchen Kirche gehören, oder verheimlichen lange Jahre ihren Familien, daß ſie Proteſtanten ſind. Auch hören ſie nicht gerne daran ſich erinnern, daß ſie Deutſche ſind. Das wird mit der Zeit ſich ändern, wenn Mittelpunkte des deutſchen Lebens auch außer der Hauptſtadt ſich bilden. Sie ſprachen lieber ſpaniſch als deutſch, ſelbſt mit Deutſchen. Sie ſchämen ſich ihres Vaterlandes und ihrer Religion. Wenn ſie beſonders das Niederdeutſche als Heimathsklang geredet haben, ſo fühlen ſie ſich ſtolzer und vornehmer, ſpaniſch einen Deutſchen der höheren Stände anreden zu können. Das nimmt ſich oft recht komiſch und ab-

geſchmackt bei Handwerkern aus, die weder ſpaniſch noch deutſch recht können.

In einem Städtchen entdeckte ich auch einmal einen heimlichen Pommern. Ich hatte einen Spaziergang von einer Meile mit mehreren Anderen gemacht und wir ſaßen an Flußufern, des herrlichen Landes uns erfreuend. Wir beobachteten das dichte Grün der Trauerweiden, der Feigenbäume und Lorbeergebüſche, den Flug der Waldvögel und das Rauſchen der Wogen. Still und feierlich ruhte das Gebüſch, dann zog ab nnd zu ein Wehen und Sauſen durch die duftige Luft, endlich wälzten ſich ſchwarze Wolken dicht an uns heran, und ein mächtiger Regen begann, der uns bald den Rückweg nach der Stadt verſperrte. Die Gegend war ſehr niedrig und wir mußten uns weit von der Stadt entfernen, um eine Wohnung zu erreichen. Ein ſolcher Spaziergang durch das hohe Gras auf Pampa-artigem Boden iſt nicht gerade angenehm. Ein Jüngling, der mit uns war, etwas eingeweiht in lateiniſche Deklinationen durch die ehrwürdigen Väter Jeſuiten, vertröſtete uns mit einer Indianerhütte, die wir bald erreichen müßten. Das war nun gerade kein toldo, wie ich ſolche wirkliche Indianerhütten auch geſehen habe, es war nur eine rancho, in dem ein alter zahmer Indianer lebt, der in ſeiner Jugend zur Zeit der häufigen Bürgerkriege die Kunſt des Halsabſchneidens ausgeübt haben ſoll. Auf dem niedern Erdgrund dieſer Hütte, in welcher er und ſeine zahlreiche Familie lebte, brannten viele Stücke Holz und viel Strauchwerk, und ein unerträglicher Rauch ſuchte ſich einen Ausweg durch die engen Fenſter und die niedre Thür. Kaum fand man einen Platz zum Sitzen. Man glaubt es kaum, wie einfach ſolche Leute leben, mit wie wenigem ſie ſich begnügen. Ganz vergnügt wohnt Alles in dem engen Raum. Der Regen durchnäßt alles, das ſchadet nichts, denn der Wind iſt warm, die Luft iſt warm, der Regen iſt warm. Mobiliar exiſtirt nicht oder nur in der roheſten Form. Ein Feuer anzumachen, um den Mate zu bereiten, gelingt wohl. Dann ſitzt man ſtill und träumt. Aus dieſem ungaſtlichen Raume eilten wir hinaus, um weiter im Gehen ein Obdach zu ſuchen. Ein kleines Pferd trug unſre Sachen. Wir hatten an Regen

nicht gedacht und einen Tag im Freien recht angenehm zubringen wollen, auch um Pflanzen zu sammeln. Wir erreichten endlich eine Ziegelbrennerei, welche einem Verwandten eines unsrer Gefährten gehörte und nach einem längern Gespräch in spanischer Sprache, entdeckte mir der Mann, als niemand von den Seinen im Zimmer war, daß er ein abgelaufener Matrose aus Pommern sei. Seit 20 Jahren wisse er nichts von seiner Familie, gern möchte er aber Nachrichten von ihr haben. Seine jetzige Frau, seine Schwiegermutter und seine Verwandten seien streng katholisch, und ich möchte nur ja nicht in ihrer Gegenwart deutsch sprechen. So giebt es viele deutsche Seeleute, welche im Lande bleiben und das Gefühl der Nationalität verlieren, das nie stark bei ihnen war.

Wir sprachen vorhin von den Deutschen, welche Soldaten werden und dann gewöhnlich untergehen. Das Soldatenleben ist überhaupt ein ziemlich verachtetes. Die niederen Offiziere nehmen einen sehr tiefen Rang in der Gesellschaft ein. Alles was weniger als Coronel (Oberst) und teniente Coronel (Oberstlieutenant) ist, kommt gar nicht in Betracht und erscheint selten in gebildeten und vornehmen Kreisen. Einmal kam ein junger schwedischer Flottenlieutenant seiner Gesundheit wegen nach Montevideo, machte die Bekanntschaft einer interessanten jungen Dame aus den hijas del pais (aus den Töchtern des Landes) und vermählte sich mit ihr. Einige Damen der Stadt beklagten diesen Vorfall. Warum hat doch Anita einen Lieutenant geheirathet? Ja, wenn sie einen Tischler, einen Schneider, einen Bäcker geheirathet hätte, das ginge noch allenfalls an, aber einen Lieutenant, das ist zu arg! Man sieht daraus, daß eine Sehnsucht nach Lieutenantsehen nicht groß unter den Müttern der Stadt ist und daß die niederen Offiziere dem Glanz ihrer Uniform nicht viel verdanken. Und dabei habe ich, wie schon gesagt, manchen deutschen Lieutenant und Fähndrich im Hospital oder sonst kennen gelernt, der in diesem Lande nicht einmal ein so gering geachteter niederer Offizier, sondern höchstens Polizeisoldat, Sergeant oder Gemeiner bei den Cazadores geworden war. Was waren das für heruntergekommene Existenzen! Gewöhnlich

hatten ſie ſich vom Umtaufen große Vortheile und eine Aenderung ihrer ſozialen Stellung verſprochen. Aber ſie irrten ſich, wenn ſie glaubten, dadurch im Lande zu größerm Anſehen zu kommen und ihre urſprüngliche Stellung in der Geſellſchaft wiederzufinden. Die Formel „ein ehemaliger Lieutenant, ein ehemaliger Fähndrich", hat nichts Blendendes für eine Nation, die ihre monarchiſchen Traditionen längſt vergeſſen hat, im Soldatenſtand nichts Beſonderes und im Offizierſtand nichts Ritterliches ſieht. Einen Herrn v. W. nahm ich vor ſeinem Tode wieder in unſre Kirche auf, nachdem er durch den Branntweingenuß ganz heruntergekommen war und, im brittiſchen Hospital von mir untergebracht, ſeiner Auflöſung entgegenſah. Er war ein Fähndrich geweſen und dann Polizeiſergeant in Montevideo geworden, hineingeſtoßen in die wüſten Kreiſe des geſchilderten deutſchen und ſonſtigen Proletariats, das in ſeiner bunten Wüſtheit und als Zuſammenſetzung aus Individuen aller Gegenden deklaſſirte Menſchen zerſtreut, betäubt und verbraucht. Er glaubte avanciren zu können, wenn er ſich umtaufen ließe, und die Frau des Präſidenten Pereira entzog ſich niemals einer Bitte bei einem ſo erfreulichen Vorfall die Pathenſtelle zu übernehmen. Große Dinge verſprach ſich der arme Mann von ſeiner madrina (Pathin). Außer einer Taſſe Chokolade an ſeinem Tauftage hat er nie eine Belohnung ſeiner That geſehen. Es gab allerdings deutſche Offiziere im Heere, indeß nur ſehr wenige und die in alten Zeiten ausgewandert waren. Ein alter Offizier hörte mich einmal deutſch auf dem Platze reden, wo die Kutſchen und Miethswagen ſtehen, und kam ſehr erfreut auf mich zu, indem er ſich auch als einen gebornen Deutſchen präſentirte. Er war Kommandant der Nationalgarden in einem entfernten Departement und zum Beſuch in der Stadt. Ueber 60 Jahre alt und ſeit 1815 ausgewandert fehlte ihm jedes Verſtändniß für deutſches Weſen, und er verſtand nur noch ein wenig Deutſch zu reden und ſich mit Genugthuung Oberſtlieutenant zu nennen. Auf weitere Beziehung zu uns Deutſchen wollte er ſich nicht mehr einlaſſen, und niemand der Deutſchen in der Stadt wußte etwas von ihm. Ein Coronel Spikermann war einer der be-

rühmten treinta y tres und sein deutscher Name veranlaßte mich, ihn gelegentlich im Vorzimmer des Präsidenten der Republik, dessen Adjudant er war, nach seinem etwaigen deutschen Ursprung zu fragen. Der freundliche alte Herr, der nun auch schon gestorben ist, erzählte, daß sein Vater ein Holländer gewesen sei, der vor alten Zeiten in's Land gekommen wäre und seine Mutter geheirathet habe. Er könne sich auf ihn nicht besinnen. Seine Familie war eine streng patriotische und eine eifrig orientalische im Departement Canelones. So hinterbleiben deutsche Namen der spanischen Republik.

Dafür gab es auch manche interessante Zwischenfälle. Es lebte in der Vorstadt Aguada eine angesehene Familie mit Namen Carve, mehrere Brüder hatten zahlreiche Familien und erinnerten sich nur ganz dunkel, daß sie von einem deutschen Vater herstammten. Niemand sprach unter ihnen deutsch, Deutschland war ihnen etwas sehr fremdes, und sie hatten stets bürgerliche Aemter in der Republik bekleidet. Da empfingen sie einmal einen Brief, der sie in Verlegenheit setzte, ihnen aber auch Freude machte, und da sie ehrenwerthe Leute waren, mit aller Achtung empfangen wurde. In Berlin lebte nemlich ein alter 70jähriger Onkel von ihnen, von dem sie ganz und gar nichts wußten, ein Bruder ihres verstorbenen Vaters, ein Medicin-Apotheker seines Standes und ein wohlhabender Mann. Derselbe hatte bis dahin an die Kinder seines verstorbenen Bruders gar nicht gedacht und als unverheiratheter Mann mit seinen Freunden in Berlin gelebt. Nun fühlte er sich alt und wünschte unter Verwandten seine letzten Lebensjahre zuzubringen. Er stellte deshalb Nachforschungen über die Familie seines Bruders an, und zeigte seinen Entschluß an, zu ihnen auszuwandern. Familienpietät ist herrschend unter den guten Familien der Stadt Montevideo und deshalb schrieben sie ihm, er sei einer herzlichen Aufnahme von ihrer Seite sicher. Der alte Mann verkaufte alles, was er hatte, und zog mit seinem Gelde über den Ocean. Nun sprach er nicht spanisch und seine Verwandten sprachen kein deutsch. Das erschwerte ungemein die gegenseitigen Beziehungen, obgleich der alte Onkel spanisch zu lernen anfing. Ein alter ehemaliger

Kaufmann machte den Lehrer. Man behandelte den europäiſchen Onkel ſehr liebevoll. Er war acht Monate in Montevideo und mit dem Gedanken beſchäftigt eine Eſſigfabrik anzulegen, als er ſtarb. So kam er auf einem fremden Kirchhof zu ruhen und fremde ſpaniſch redende Menſchen, Freunde ſeiner Neffen machten neben dieſen die Trauergeſellſchaft aus, als wir ihn begruben. Die katholiſchen Verwandten wünſchten, daß die Gebete in deutſcher Sprache gehalten würden, damit der Verſtorbene alles ſo empfinge, als wenn er in ſeinem Vaterland geſtorben ſei. So hat auch der Kinderloſe Sehnſucht nach Familie und Verwandtſchaft, und ſie treibt ihn bis über's Meer, um hier in ungewohnten Umgebungen zu ſterben. Die deutſche Eſſigfabrik auf der Aguada wurde nicht gebaut. Auch dieſes Hoffen eines alten Mannes ſollte nicht Wahrheit werden, wie ſo vieles im Leben der Auswanderer. Aber wir müſſen von den Fremden im Lande wieder zurück zu den Eingebornen nnd den Bildern ihres Lebens und ihrer Weiſe.

Eine feierliche Kirchenparade führte uns darauf, vom Militär und von den unglücklichen Deutſchen zu ſprechen, welche die Noth und eigne Verſchuldung in die kriegeriſchen Reihen führte. Auch führte uns dieſe Wanderung durch allerlei Leben auf andere Deutſche, die einem dunklen Geſchick verfielen. Nun wollen wir noch von der zweiten Abtheilung eines ſolchen feſtlichen Begehens ſprechen, das Morgens eine kirchliche Feier und eine prächtige Parade veranlaßt. Wenn das Wetter ſchön iſt, wie es gewöhnlich zu ſein pflegt, ſo ſpazieren die Damen noch eine Stunde nach der Parade auf den Gängen der Plaza umher und zerſtreuen ſich dann, um die Viſiten unter einander zu machen. Die Ehemänner reiten aus und die Knaben wandern nach dem Cerro, dem Pasó Molino, nach den Stiergefechten in der Union, nach dem kleinen Hafen Buceo oder ſonſt wohin. Abends vereinigt ſich alles zum Diner, die Damen haben ihre Viſiten beendet, die Herren ſind vom Ausreiten heimgekehrt, die Knaben ſind hungrig und müde angekommen, die jungen Mädchen, die noch nicht mit der Mama oder wie die Mama Viſiten gemacht haben, ſind mit dem Pianoſpiel fertig, man vermißt zwar die

erwachsenen Söhne, die es vorziehen im Hotel zu speisen, aber die Familie ist so ziemlich in ihrer Gesammtheit zum Diner vereinigt. Abends aber beginnt der Glanzpunkt des festlichen Tages. Der Präsident und seine Minister erscheinen im Theater, wie ich das schon früher bei Schilderung eines Festes bemerkt habe. Das Teatro de Solis ist nach dem ersten Entdecker des La Plata dem unglücklichen Solis benannt (Domin[illegible]z historia argentina S. 28. 29). Das erscheint unserm Gefühl passender als die Benennung des andern Theaters nach den Sch[illegible]heiligen der Stadt. Alle hervorragenden Familien suchen sich an einem solchen patriotischen Festtage einen Platz im Teatro de Solis zu sichern. Die Damen erscheinen in den Nationalfarben, sie sind weiß und blau gekleidet. Ueber einem blauen Seidenkleid zeigt sich eine weiße Schärpe und weiße Blumen schmücken das Haar oder über einem weißen Atlaskleid zeigen sich blaue Garnirungen und blaue und weiße Blumen umgeben das Haupt. Oft suchen sie auch an die Partheiunterschiede zu erinnern, die Damen der weißen Parthei lassen die weiße Farbe besonders hervortreten, so daß nur hier und da ein wenig blau an den Toiletten sichtbar wird, die Damen der rothen Parthei kleiden sich entschieden roth und weiß, so daß ihre Angehörigkeit zur rothen Parthei brennend und leuchtend von den palcos (den Logen) herab sich zu schauen giebt. Es ist Sitte, daß die jüngern Damen vorne in den Logen sitzen, hinter ihnen befinden sich die alten Damen und die Herren. Das giebt nun dem Halbkreis des Theaters, an dem mehrere Reihen der Logen sich übereinander erheben, ein prächtiges Ansehen, wenn man vom Parquet aus links und rechts die reichen Toiletten und die in glänzendster Beleuchtung sich zeigenden Damengestalten beschaut. Was Perikles in seinem Lob auf die athenienfischen Helden von den Frauen sagt, daß ihr ganzer Ruhm darauf sich zurückführen lasse, daß man so wenig als möglich im Guten wie im Bösen von ihnen spricht, und daß sie aus den ihrem Geschlecht vorgeschriebenen Pflichten nicht herausgehen, und daß es ein Ruhm für sie sei, wenn ihre Fehler wie ihre Tugenden so wenig Geräusch wie möglich unter den Menschen machen, das würde vom Herren- und Damenpu-

blikum eines ſolchen Theaterabends entſchieden zurückgewieſen werden, denn womit ſollte man die Zwiſchenakte ausfüllen? Man ſieht eine Fülle blendender Schönheiten, ſo iſt es im Teatro de Solis in Montevideo, ſo iſt es im Teatro de Colon in Buenos Aires. Ein würdevolles vornehmes Benehmen, eine elegante Haltung erweckt die Achtung des Europäers, der die Schattenſeiten des häuslichen Lebens noch nicht kennt.

Nachdem eine Feſt-Ouvertüre verklungen iſt, rollt ſich der Vorhang auf und das geſammte Theater-Perſonal erſcheint auf der Bühne und ſingt die mit Solos reichlich verſehene orientaliſche Nationalhymne, welche mit den Worten anfängt: libertad, libertad orientales (Freiheit, Freiheit Orientalen). Die Melodien ſind ſehr ſchön, und der von Figueroa verfaßte Text lehrt Grab und Tod der Knechtſchaft vorziehn. Auch hier begegnet ſich das wirklich Edle und wahrhaft Schwungvolle mit dem Deklamatoriſchen. Dieſe Nationalhymne wird übrigens bei jeder Gelegenheit geſungen oder auf dem Piano geſpielt, und die Orientalen ſind auf Text und Melodie ſtolz. Figueroa, der im vorigen Jahr ſtarb, war ein ſehr geſchickter Gelegenheitsdichter, der auf alle Begebenheiten im ſocialen und politiſchen Leben des Landes kleine komiſche oder ernſte Verſe machte, ſo daß man ſeinen Namen faſt wöchentlich in den Journalen las und ſeine kleinen Sachen faſt zu den täglichen Bedürfniſſen des Hauptſtadtspublikums gehörten. Es fehlte ihm nicht an allgemeiner Bewunderung und der ehrende Name „unſer Barde, unſer Seher" wurde ihm mit verſchwendriſcher Fülle andrer Lobeserhebungen überall geſpendet. Es konnte kein Feſt ſein ohne den alten Figueroa. Auf ſein häßliches Geſicht machte er noch kurz vor ſeinem Tode ein komiſches Gedicht. Auf Feſtmählern improviſirte er ſehr glücklich, und man beeilte ſich, alles aufzuſchreiben, was ſeinen Lippen entſtrömte. Noch als ein Mann von 70 Jahren zeichnete ihn Jugendlichkeit aus, und niemals fehlte er, wenn im Theater etwas zu ſehen war. War nun gerade eine bedeutende Sängerin in Montevideo, wie die Lorini oder die La Grange oder die La Grua, ſo entfalteten die Soloparthien der Nationalhymne große Schönheiten. Die Soloſängerin hielt eine orien-

taliſche Nationalfahne in der Hand, und viele andre Fahnen ſchmückten die Bühne. So etwas gefällt dort. Wenn z. B. in einem Ballet erſt orientaliſche, dann italieniſche, dann franzöſiſche und engliſche Fahnen figuriren, und die Tänzer entſprechend gekleidet ſind, ſo iſt großer Jubel. Während des Geſanges der Nationalhymne erhebt ſich das geſammte Publikum vom Präſidenten an. Dann folgt die Funktion.

Man nennt Funktion jede Vorſtellung im Theater und jede Feier in der Kirche. Man fragt ſich ebenſo gut: „werden Sie heute die Funktion in Solis ſehen?“ wie „waren Sie geſtern bei der Funktion in der Matriz?“ Es leiht die Kirche ihre Melodien von denen des Theaters. Man kann es bei den Meſſen, Veſpern, Novenen, im mes de Maria (Marienmonat) wie in der Paſſionszeit, am dia de difuntos (Allerſeelen) wie am Corpus Chriſti-Tage deutlich abmerken, ob in der letzten Zeit häufiger die Norma oder die Traviata geſungen ſei. Italieniſche Muſik iſt die einzige, die auch in der Kirche durchdringen kann, gerade ſo wie im Theater. Deutſche Muſik macht zu wenig Geräuſch, die Erhabenheit der ernſten deutſchen Muſik würdigt das Publikum nicht. Es iſt für die höchſten Formen der muſikaliſchen Kunſtleiſtungen nicht empfänglich, wenn es auch eine gewiſſe Fähigkeit beſitzt, in der italieniſchen Muſik Gutes und Schlechtes zu unterſcheiden. Doch äußern ſich Vorliebe und Abneigung gegen Einzelnes häufig lokal. In Montevideo z. B. entzückte der Maskenball von Verdi die ganze Stadt und ſie ſahen ihn ebenſo gern wie die Traviata und den Hernani, während er Buenos Aires ganz kalt ließ. Die Einwohner von Montevideo ſind ſtolz auf ihren Muſikſinn, halten ſich für ein ſehr ſtrenges und ſehr befähigtes Kunſtpublikum, verfolgen mit Leidenſchaft alle Neuigkeiten in der italieniſchen Theaterwelt, ſingen und ſpielen italieniſche Sachen, ſo weit die Familien von guter Erziehung reichen, wollen ſelbſt im Heiligthum der Kirche und bei den Trauerandachten der Paſſion, ja ſelbſt am ſchmerzensreichen Charfreitag die rührenden und ſchneidenden Operntöne hören, die ihre Herzen angenehm zerreißen. Das iſt bei ihnen Verbindung von Kunſt und Religion.

Es ſagt ein neuerer Schriftſteller auf dem Gebiet der Sittenlehre: „Wo ein geſundes geiſtiges Leben iſt, da ſtehen Kunſt und Religion in engſter Wechſelbeziehung“ (Wuttke, Handbuch der chriſtlichen Sittenlehre I. S. 473). Aber auch wo das geiſtige Leben an vielen Gebrechen leidet, ſtehen Kunſt und Religion in parallel laufenden Schwächen und Wechſelwirkungen einander gegenüber. Schelling ſpricht von der hohen ſittlichen Schönheit der griechiſchen Tragödie und ſagt, es möchte nicht ſchwer ſein, in den Gedichten des Sophokles beſtimmt die Töne zu hören, in die er durch die Myſterien eingeweiht worden (Philoſophie und Religion. G. A. I., 6, S. 66). Umgekehrt wirkt die Schwäche und Weichlichkeit des Theaters, wo noch ein einheitliches Volksleben herrſcht, zurück auf den Kultus und ſelbſt auf die Predigt. In katholiſchen Ländern iſt die heilige und die profane Sphäre des Lebens nicht ſehr geſchieden; namentlich wo das einheitliche Volksleben noch nicht ſcharf in gebildete und ungebildete Klaſſen auseinandergefallen iſt, und Reflexion und gegenſeitige Verachtung neben hoher Kultur die Unnatur erzeugt haben.

Im Theater wie in der Kirche lieben die Südamerikaner das Weiche, das ſich ab und zu in eine ohrenzerreißende Heftigkeit umſetzt. So iſt es mit der Muſik, ſo iſt es mit der Predigt der Fall. Die italieniſche Opernmuſik, wie ſie namentlich in Verdi ſo beliebt iſt, hat etwas Spielendes, Weiches, das endlich zu einem ſchneidenden Effekt ſcharf einfallender Inſtrumentalmuſik übergeht, die ſich nun wüſt abwirbelt, während ein Terzett oder ein Enſemble mitten unter Pauken und wüthendem Getön leidenſchaftlich ausgeſchrieen wird, und unter bald ſchrillenden, bald poſaunenhaft lang ausgezogenen Tönen ein allgemeines Weh verhaucht. Die Melodien leiden bald an Ohnmacht und Abzehrung, bald an heftigem Nervenfieber, bald iſt die Muſik ein ſchwaches Weib, welches Zuckerwerk naſcht, bald eine Furie, die Thorflügel einreißt. Die edle maßvolle Leidenſchaft, das ſeeliſch Schöne, die gemäßigte Handlung und der motivirte Uebergang aus dem Schrecklichen ins Süße und aus dem Zarten ins Gewaltige findet ſich nicht, auch nicht die reine, auf dem Untergrund des Gemüthes und der wahren Liebe aufjubelnde

Freude, ebenſo wenig der innige Schmerz. Das Tedeum in der Kirche, die Trauermeſſe und andre muſikaliſche Aufführungen, die man dort Gottesdienſt nennt, geben nun weiter nichts als geſchickt oder ungeſchickt verbundene Einzelheiten aus den italieniſchen Opern, untermiſcht mit Bruchſtücken altitalieniſcher Kirchenmuſiken. Auch die Predigt geht gewöhnlich in einen leidenſchaftlichen pathetiſchen Ton über, der nur die Phantaſie und die Nerven anregt. Von einem Wachrufen der ſittlichen Mächte und einem Reinigen des Gemüths und des Gewiſſens iſt nie die Rede. Die platteſte Moral und die Erzählungen von abgeſchmackten Heiligen erſetzen den Mangel nicht. Die Wechſelwirkung von Kunſt und Religion ruht hier auf einem ſchwächlichen Geſchmack und auf der Vorliebe für das Uebertriebene.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung des Kirchenstreits. Der apostolische Vikar setzt den Cura Brid ab. Die sogenannten Curas interinos und das sogenannte amerikanische Kirchenrecht. Die Journalisten und Juristen kämpfen gegen den Vikar. Der Präsident Berro und seine Stellung zur Kirchenfrage. Die Rechtfertigung des Vikars. Sein Schreiben an den Klerus. Der apostolische Delegat billigt sein Verfahren. Brid protestirt und die Matriz wird eine Art offizieller Tempel. Das Tribunal superior de justicia, das sogenannte Ministerium der Intelligenzen und der 48 Tage, das Dekret vom 7. Oktober 1862 und die Verbannung des apostolischen Vikars. Weitere Debatten und Erledigung des Streites. Fall des Ministeriums. Deputation nach Buenos Aires.

Wir haben den Kirchenstreit so weit verfolgt, bis die Feindschaft des apostolischen Vikars und des Pfarrers der Hauptkirche an einem patriotischen Festtage dem Publikum sichtbar wurde. In Ausübung der ausschließlichen Fähigkeiten seines erhabenen Amtscharakters, der ihn umkleidete, und aus einem Pflichtgefühl, welches sein Gewissen unabweisbar ihm eingab, setzte der apostolische Vikar am 11. September 1861 den Cura Brid vom Kurat der Matriz-Kirche ab. Er mußte diesen Beschluß motiviren und stellte sich, ohne auf Persönliches einzugehen, ganz auf den Standpunkt des katholischen Kirchenrechts. Er sah im Cura Brid nur einen Pfarrer wie es viele giebt, nicht den unvergleichlichen, unermüdlichen, freisinnigen und viel beschäftigten Günstling des Publikums. Er berief sich darauf, daß der genannte Priester das Pfarramt an der Matriz nur provisorisch und interimistisch verwalte, wie alle andern Pfarrer der Republik ihre resp. Pfarrämter, und nach dem kanonischen Rechte und den Be-

ſtimmungen des Tridentinums könne ein Prälat einen Cura interino (interimiſtiſchen Pfarrer) ohne Weiteres entlaſſen, nur bei der Abſetzung eines Cura en posession (eines Pfarrers, der im wirklichen Beſitz des Pfarramts ſei), müßten der Patron und der Prälat ſich vorher verſtändigt haben. Niemand hatte bis dahin ſonderlich darauf Acht gegeben, daß ſämmtliche Pfarrer der Republik nur Curas interinos ſeien, weil niemals einem Prälaten ein Pfarrer gegenübergeſtanden hatte, der wie Brid eine wichtige Perſon für die große Menge, wenn auch ein kleines Licht in der Kirche war, und weil auch der ungeordnete Zuſtand der Kirchenverhältniſſe bisher niemals ernſtlich zur Sprache gekommen war. Nun konnte ſich der Prälat darauf berufen, daß kein Pfarrer der Republik bei dem Nichtvorhandenſein eines Biſchofs und eines Kapitels kanoniſch und nach vorausgegangenem Examen eingeſetzt ſei, weshalb es zu den Rechten des Prälaten gehöre, die Verwaltung eines Kurats jedem Prieſter in Kommiſſion anzuvertrauen, der dazu geeignet ſchiene, wie auch ſolchen Auftrag ihm wieder zu nehmen, mit Anzeige an den Patron. Er bezeichnete alſo dem Miniſterium den Kandidaten, den er zum Nachfolger des Brid beſtimmt hatte. Allgemeines Befremden erregte dieſer Schritt, denn man war an eine ſolche kirchliche Praxis nicht gewöhnt. Niemals hatte ein Vikar Pfarrer abgeſetzt und eingeſetzt, ohne vorher den Patron zu fragen, nemlich die Regierung des Landes, in deren Händen das Patronatsrecht ruhte. Der frühere Pro-Vikar hatte ſogar drei Kandidaten dem Miniſter vorgeſchlagen, als Brid durch miniſteriellen Erlaß unter dieſen dreien gewählt wurde. Niemand fragte nun, hat der Vikar nach dem Recht der katholiſchen Kirche gehandelt oder gegen daſſelbe verſtoßen, niemand prüfte das Tridentinum und das kanoniſche Recht, Publikum und Regierung verurtheilten die ungewöhnliche Praxis, und man ſah am hellen Tage das Geſpenſt der klerikalen Anmaßung. Publikum, Advokaten, Zeitungen und Regierung erhoben ſich gegen den Vikar, weil ſie das kanoniſche Recht und die Beſtimmungen des Tridentinums nicht kannten oder für Amerika nicht anerkannten. Letzteres ſprach man indeß nur verhüllt und undeutlich aus, denn man konnte

ſein Surrogat, das amerikaniſche Kirchenrecht (derecho eclesiastico americano) weder definiren, noch nachweiſen, ja kaum aus dem Gewohnheitsrecht ableiten, man hätte dann lange Unordnung Ordnung heißen müſſen und andauernde Rechtsverletzungen maßgebende Rechtsregeln.

Der Vikar hatte von dem Standpunkt aus, auf den er ſich am 11. September ſtellte, ganz Recht, alle ſeine Pfarrer als vorläufig angeſtellt anzuſehen, denn es gab keinen Biſchof, kein geiſtliches Cabildo, keine kanoniſche Einſetzung, kurz die orientaliſche Landeskirche befand ſich in einem proviſoriſchen Zuſtand ſeit der Lostrennung dieſer Gegenden vom Bisthum Buenos Aires. Eine andre Frage iſt es, ob es klug vom Vikar war, ſich auf dieſen Standpunkt zu ſtellen. Vielleicht waren alle Mittel, gegen Brid in gütlicher Weiſe vorzugehen, noch nicht erſchöpft. Es war aber ein Beweis von Muth, daß der Vikar den Unwillen derjenigen nicht ſcheute, die überall die öffentliche Meinung machen und ſolche Prieſter gern begünſtigen und preiſen, welche von ihrer eignen Kirche mit Mißtrauen angeſehen werden. Die Lostrennung vom Bisthum Buenos Aires war ſchon ſeit langer Zeit erfolgt, und ſo hatte man ſich daran gewöhnt, aus Unordnung Ordnung zu machen und aus ungeſetzmäßigen Zuſtänden ſich legale zu konſtruiren, Publikum, Advokaten, Journale und Miniſter fingen an, von Curas colados zu ſprechen, und diejenigen Pfarrer ſo zu nennen, welche thatſächlich, auch ohne kanoniſche Einſetzung empfangen zu haben, feſt in ihrem Amte waren. Man verlangte für ſie nach dem ſogenannten amerikaniſchen Kirchenrecht dieſelbe Stellung und Sicherheit, welche die wirklichen Curas nach dem kanoniſchen Rechte haben. Die Regierung und ihre Advokaten erfanden im Intereſſe des einflußreichen und beliebten Brid's auch für die Curas interinos den Namen „Cura colado“ und meinten, daß ein Geiſtlicher, der im thatſächlichen Beſitz geiſtlicher Beneſizien und Pfründen ſei, niemals einſeitig durch kirchliche Obere von ſeinem Kurat entfernt werden dürfe. Der Vikar, gezwungen durch Brid's Benehmen vorwärts zu gehen, erinnerte ſich alſo daran, daß die Pfarrer der Republik Curas interinos ſeien, die er ad nutum abſetzen

könne. Das Fieber der Definitionen, welches aus der Geſchichte der Kirche die Geſchichte einer endloſen Kontroverſe gemacht haben ſoll (ſ. Renan, Vie de Jésus, p. 16) ergriff Advokaten und Prieſter.

Was dachten ſich nun die Erſteren unter dem amerikaniſchen Kirchenrecht? Es wird ihnen hauptſächlich wohl nur etwas Negatives vorgeſchwebt haben. Sie ſuchten ihre Abneigung gegen das Geſpenſt der klerikalen Anmaßung in eine Formel zu bringen. Sie gedachten den Unterſchied Amerika's und des Mittelalters in ihrer Weiſe zu fixiren. Das Unverträgliche ihrer republikaniſchen Konſtitutionen und Inſtitutionen mit den Anmaßungen Roms unternahmen ſie ins gehörige Licht zu ſetzen. „Amerikaniſches Recht" iſt das Gewohnheitsrecht der Regierungen des ehemaligen ſpaniſchen Amerikas, ſich in die innern Angelegenheiten der katholiſchen Kirche überall einzumiſchen. Es ſind thatſächliche Zuſtände des Rechts oder des Unrechts da, die ſich aus den langjährigen Revolutionen und Zuckungen der Geſellſchaft herausgeſtellt haben. Man blieb nicht einmal dabei ſtehen, die Patronatsrechte der ſpaniſchen Könige, die ſogenannten regalia auf die ſouveräne Nation zu übertragen, nein man ſuchte viel ſtärkere Bevormundungen des Klerus im Intereſſe des Staats zum Uſus zu machen. Alles entbehrte aber einer feſten und überſichtlichen Rechtsgrundlage, die man dem kanoniſchen Recht und dem Tridentinum ergänzend hätte an die Seite ſetzen können.

Man kann ſich den Unwillen des Publikums bei Brid's Abſetzung denken, — Publikum und Volk ſind etwas verſchiedenes, in Amerika wie in Europa, — dieſer kümmerte ſich gar nicht um das Dekret ſeines Prälaten und verſteckte ſich hinter den Staat. Der Miniſter forderte wiederholentlich den Vikar auf, ſeinen Erlaß zurückzunehmen, er aber blieb feſt. Eine ſehr lebhafte Polemik erfüllte die Journale. Man erkannte daraus, daß die große Mehrzahl der Gebildeten eine ſtarke Beaufſichtigung der Kirche durch den Staat und eine Ueberwachung des Prälaten wünſchte. Durch willkürlich zuſammengeſuchte Analogien aus andern Zeiten und durch willkürlich aus dem Zuſam-

menhang herausgeriſſene Stellen einzelner Kanoniſten ſuchte man den Vikar zu widerlegen und der Regierung Recht zu geben. Das Publikum las die Bücher der Kanoniſten doch nicht durch und glaubte den Journalſchreibern. Auch die Miniſter ſchlugen denſelben Weg ein und ſuchten aus einzelnen Erlaſſen ſpaniſcher Könige und aus Stellen dieſes und jenes alten Biſchofs und Kanoniſten den Vikar zu widerlegen, der ſeiner Sache gewiß war. Es wäre offener und klarer geweſen zu ſagen, wir ſtimmen mit den Sätzen des Tridentinums und mit den Gebräuchen des kanoniſchen Rechts nicht überein, Amerika hat eine neue Phaſe geſchichtlicher Entwicklung erreicht, für welche jene alten Beſtimmungen nicht mehr paſſend erſcheinen, wir müſſen den uns angenehmen Brid ſchützen, der einmal Pfarrer einer Kirche iſt, die wir unterhalten, gegen den kein Proceß angeſtrengt iſt, und dem auch keine Vergehen nachgewieſen werden können. Man hätte einfach den Standpunkt des Vikars nicht anerkennen ſollen, anſtatt das Fundament ſeiner Gründe zerſchmettern zu wollen. Das müßte nun allerdings etwas Weiteres zur Folge haben. Man müßte nemlich bei entſchiedener Abweiſung des Standpunkts, auf den der Vikar ſich ſtellte, auch mit jener Formel brechen, daß die heilige apoſtoliſche katholiſche römiſche Religion die Religion des Staates ſei. Man müßte Ernſt machen, an die Gleichberechtigung der Kirchen und Konfeſſionen zu denken. Man müßte das Patronatsrecht auf alle Kirchen ausdehnen und in jedem Kleriker einen Staatsbeamten ſehen, deſſen kirchliche und civile Schuldbarkeit nach entſprechenden kirchlichen und civilen Geſetzen beurtheilt werden müßte. Ihren geſchichtlichen Grundlagen nach ſind die ſpaniſchen Republiken katholiſche Staaten, freilich müßten ſie ſtets dies bleiben, wenn jene Anſicht die richtige wäre, welche ſagt, daß alle Gemeinweſen nur durch das erhalten werden, was ſie geſchaffen hat. Sagen, die früheren Vikare hätten das nicht gethan, was der Vikar Vera wage, ſagen, daß ohne Mitwirkung des Patrons kein Pfarrer abgeſetzt werden dürfe, der thatſächlich irgendwo ſich findet, das hieß nicht den auf dem Rechtsboden der Kirche ſtehenden Vikar legal widerlegen. Die Beliebtheit des Cura Brid im Publikum, die ihm

nicht ſeine geiſtliche Beredſamkeit, ſondern ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit im Umgang, nicht ſeine dogmatiſche Gelehrſamkeit, ſondern ſeine Verbindung mit den Logen verſchafft hatte, ſeine angeſehene Stellung als Senator und ſeine Dienſtfertigkeit im Ausſchmücken der ſeiner Obhut anvertrauten Kirche, alles dieſes hätte Mitleiden und Theilnahme ihm erwerben können. Niemals aber durfte man die Gewiſſenspflicht eines Prälaten Ungeſetzlichkeit nennen. Herr Brid hätte ſeinen banalen Stolz und ſeinen Ungehorſam etwas zurücktreten laſſen können. Iſolirte er ſich mit wenigen andern Geiſtlichen, unter denen der Dr. Mageſté ihn vorſchob, von der Geſammtthätigkeit des Klerus, der ſich um den Vikar ſchaarte, gab er ſich ſolchen Beziehungen und Thätigkeiten hin, die ihn den höheren Aufgaben ſeiner prieſterlichen Stellung entfremdeten, ſo hätte er dem Prälaten ſich wieder nähern und auf deſſen Seite treten können, wie es einem katholiſchen Geiſtlichen ziemte, ſo hätte er ſeine Beziehungen außerkirchlicher Art ruhen laſſen können, was ſo leicht geweſen wäre, und er hätte ſeinem Lande, ſeiner Kirche und ſeinen Parochialen einen Skandal erſpart, der tiefen Verdruß und verderbliche Folgen nach ſich zog, auch jenem alten Kampf der chriſtlichen Ideen und der Welt neue Nahrung zuführte, den Proteſtanten und Katholiken, die es mit dem kirchlichen und apoſtoliſchen Glauben gut meinen, ohne auf die kirchlichen Unterſchiede einzugehen, überall in dieſer Zeit beobachten. „La paix chrétienne n'a pas changé de caractère depuis le temps de martyrs. La terre ayant continué d'être un lieu d'épreuve et de combat, la paix n'a point cessé d'être pour les chrétiens le prix d'une continuelle victoire remportée sur l'injustice païenne, sur cette puissance ennemie que le Sauveur appelle le monde „mundus", et qui a ses maximes et son droit comme l'Evangile a les siens." (M. l'abbé Henri Perreuve „la justice et la paix" Paris 1863.) Eine Ausgleichung hätte nicht zu den unmöglichen Dingen gehört, wenn nicht ſofort Leute den ungehorſamen Prieſter beſtärkt und umgeben hätten, von deren Eifer für die Kirche niemand früher etwas geſehen hatte. Die Rerung und ihre Juriſten gaben dem Druck des ſogenannten Pu-

blikums nach. Der Präſident ging langſam vorwärts. Vielen handelte er viel zu rückſichtsvoll und langſam dem Vikar gegenüber. Die Journaliſten und Juriſten, welche ſo wüthend auf den Vikar losrückten und ſo einſtimmig den bedrohten Brid umgaben, konnten den Rechtsſtandpunkt durch Gewaltausſprüche und unwiſſenſchaftliche Rechtsgutachten nimmer verrücken. Eine präciſe Erklärung darüber, was das amerikaniſche Recht ſei, und wo man es finden könne, wurde auch von ihnen nicht gegeben, ſie wollten wahrſcheinlich den bekannten Ausſpruch aus dem Fauſt durch ihr Beiſpiel verdeutlichen, daß wo Begriffe fehlen, ein Wort zur rechten Zeit ſich einſtelle.

Um Phraſen ſammeln ſich oft große Kampflager, und nach einem Jahrhundert ſind die Loſungsworte kaum mehr verſtändlich. Anſtatt vor dem kanoniſchen Recht die Segel zu ſtreichen oder in präcis auseinandergelegten Rechtsgrundſätzen eines neuen Standpunktes Vorſchläge zu machen, vertheidigten ſie höchſt ungeſchickt aber beklatſcht vom großen Haufen Gewaltmaßregeln gegen das Vikariat. Immer aber kamen ſie darauf zurück, daß, weil der alte Provikar Fernandez für die damals beim Abgang des Eſtraznlas erledigte Matriz-Pfarre drei Kandidaten in Vorſchlag gebracht habe, von denen die Regierung einen erwählte, auch der Gewählte nicht ohne Mitwirkung der Regierung wieder entlaſſen werden dürfe. Dies verhielt ſich nun ſo. Bei der Beſetzung aller andern Pfarrſtellen im Lande ſuchte ſich der Vikar und in ſeiner Vertretung der Pro-Vikar oder Proviſor einen Geiſtlichen aus, den er dem Patron nannte, worauf dieſer ſeine Beſtimmung ausſprach, was eigentlich nur eine Form war, da niemals Einſpruch erhoben wurde. Die Stelle an der Matriz-Kirche erſchien aber von größerer Bedeutung als die andern, weil der Pfarrer zugleich kirchlicher Richter in zweiter Inſtanz und die Kirche Hauptkirche des Landes war. Deshalb ſchlug der alte Pro-Vikar aus reiner Höflichkeit drei Geiſtliche der Regierung für dieſes Amt vor, zu dieſer Artigkeit nöthigte ihn indeß nichts. Hätte nun die Regierung dem Vikar auf ſeine Anzeige über Brid's Entlaſſung geantwortet, daß ſie in dieſem Fall denſelben in ſeinen Funktionen gern erhalten geſehen hätte und

eine Vermittlung vorſchlage, ſo wäre der ganze Streit vielleicht erledigt worden. Aber die ſchauerliche Angſt, vom Haufen der Schreier für nicht liberal angeſehen zu werden, beſtimmte den Miniſter zu ſagen, es iſt recht und geſetzlich, daß Brid bleibt, und das war ein Irrthum und auch eine Unaufrichtigkeit.

Wir wollen die guten Abſichten des Präſidenten Berro, dieſes verdienſtvollen Staatsmannes, der ſeinerſeits bald den Vikar abſetzte, nicht verkennen. Was ein allen Partheien zugänglicher Mann, der links und rechts beſtürmt wird, leiden kann, der ungern große Kämpfe entſtehen ſieht, ungern ſich in ihnen bewegt, das hat er gelitten. Seiner Familie und ſeinen bigotten Verwandten hat er Widerſtand geleiſtet, die Unabhängigkeit des Staats, das Glück der Nation, die Einheit aller Bürger, die Stärke der Regierung, die Gerechtigkeit gegen Jedermann, auch gegen Brid nur im Auge gehabt. Mit Manneswürde und Muth, mit Entſchiedenheit und feſter Charakterſtärke hat auch er gekämpft. Ehre dem Ehre gebührt. Wo Principien kämpfen, da kann man links und rechts die Anerkennung nicht verſagen, wenn man auch Irrthümer und Verkehrtheiten kritiſirt. Dem Präſidenten wie dem Vikar gebührt die Anerkennung, daß ſie ehrlich und feſt kämpften. Das Geſchrei der Preſſe und der Vicentiner tönte dazwiſchen wie die Fröſche quaken und die Mücken ſingen.

Etwas anders ſind perſönliche Sympathien, die richtigen Bedürfniſſe der Zeit, die Pflichten der Humanität, die ſtaatsmänniſchen Principien des modernen Geſellſchaftslebens, und die Willensäußerungen des ſouveränen Volks, etwas anders ſind das katholiſche Kirchenrecht und die kanoniſchen Beſtimmungen und die Nothwendigkeit einer gemeinſamen Aktion des Klerus unter dem Prälaten und die ſtrenge Aufrechterhaltung der alten Vorrechte der römiſchen Kirche, mag ſie in Amerika oder in Europa ihre Sprengel ausbreiten. Beide hatten von ihrem Ausgangspunkt aus Recht, der Präſident und der Vikar, jenen riß das Drängen des öffentlichen Geiſtes und die Maſſe fort, welche moderne Staatsideen praktiſch umſetzen wollte, dieſen umgab ſein Klerus und die Traditionen ſchützten ihn, die noch im Herzen des Volks ſo viele Anknüpfungspunkte beſaßen. Es iſt ein

Doppelkampf, die christlichen Ideen kämpfen mit dem modernen Heidenthum und die neuen berechtigten Ideen von Staat und Freiheit mit den alten Ideen von Roms Universalmacht und von der alleinseligmachenden Kirche. Weil neben diesen Ideen von Staat und Freiheit, wie sie jedes empfängliche Herz begeistern und den Flügelschlag des amerikanischen Geistes beleben, das evangelische Princip und die protestantische Sittlichkeit fehlt, so repräsentirt manches Mal Rom und die bigotten Ansprüche desselben ein Gegengewicht gegen das moderne Heidenthum, das seine Anhänger findet. Darum scheint es so, als ob manches Mal das Recht auf der Seite steht, wo die römischen Priester stehen, weil auf ihrer Gegenseite ein großes Unrecht seine Thätigkeit entfaltet. Aber es wird sich wohl auch hier der angedeutete Doppelkampf verklären und verstärken durch das Hinzukommen des evangelischen Princips und der protestantischen Sittlichkeit.

Ich hatte dem Klerus die Treue und Hingebung nicht zugetraut, mit der er zum allergrößten Theil bei dem Vikar fest aushielt, auch als allerlei Vortheile winkten bei einem entgegengesetzten Verhalten. Was nun erfolgte schildert der ungebeugte Vikar in einer Eingabe an die permanente Kommission des Senats und der Deputirtenkammer. Er meldet, wie die Regierung seine Fähigkeit in Zweifel gezogen habe, interimistisch angestellte Pfarrer abzusetzen. Wie es jeder hätte voraussehen können, habe er sofort die Rechte der Prälatur in der Kirche fest aufrecht zu erhalten gesucht, wobei er sich auf die kanonischen und civilen Dispositionen berufe, welche die Separation interimistischer Pfarrer gestatten. Nur weil er die Prärogative und Würde der Kirche vertheidigt habe, hätte die Regierung am 4. Oktober das früher ertheilte exequatur der päpstlichen Vollmacht entzogen, durch welche er zum Vicario apostolico y Gobernador ecclesiastico en toda la banda oriental del Uruguay von dem Haupt der Kirche und Statthalter Christi auf Erden ernannt worden sei. Auch habe man ihm thatsächlich die Ausübung der kirchlichen Jurisdiktion genommen, die ihm, als einem hohen Beamten der richterlichen Gewalt des Staates, in den jener Ju-

risdiktion unterworfenen Sachen gebühre. Vergeblich habe er das Gouvernement gebeten, es möge darüber nachdenken, welche ſchwere und verderbliche Konſequenzen für die Kirche daraus entſtehen würden, wenn der Prälat die wunderliche Doktrin acceptire, nach welcher der interimiſtiſche Beſitz eines Pfarramts (la interinidad de un curato) im Widerſpruch mit den canones in ein kirchliches Benefizium umgeſchaffen werden ſolle. Der interimiſtiſche Beſitz eines Pfarramts ſei ein zeitweiliges Vikariat (una vicaria temporal), von welchem jeder ſofort abgerufen werden könne (amovible ad nutum). Es gebe keine Beſitztitel, keine Rechte noch Eigenthums-Beſtallung (investitura de propiedad) demjenigen, welchem es übertragen ſei. Ebenſo vergeblich ſei es geweſen, wenn er der Regierung vorgehalten habe, wie die Möglichkeit einer leichten Entfernung der ſ. g. Curas interinos von Seiten des kirchlichen Obern gerade in dieſer Republik eine Sache von der größten Wichtigkeit ſei. Da man bei dem Mangel eines nationalen Klerus, der in eignen Seminaren der Republik gebildet ſei, die Verwaltung der Parochien Prieſtern aus dem eignen Lande oder Fremden anvertrauen müſſe, deren Fähigkeiten durch ein regelmäßiges Examen nicht geprüft ſeien, ſo könne erſt die Erfahrung ſpäter zeigen, was an ihnen ſei und was ſie leiſten. Wenn die Erfahrung einen ſolchen Prieſter nicht begünſtigt, oder wenn ſich nach dem Urtheil des Prälaten ein andrer Prieſter findet, welcher fähiger und würdiger als jener iſt, ſo ſei es die Gewiſſenspflicht des Prälaten, im Intereſſe des Dekorums der Kirche und der Gläubigen eine Remotion vorzunehmen, welche keine Strafe ſei. Mit Recht hob er noch weiter hervor, wenn den Curas interinos eine Inveſtitur von der Regierung zuerkannt werde, die ſie gar nicht haben, ſo werde die freie Ausübung der kirchlichen Jurisdiktion faſt unmöglich, ja es werde auch unmöglich, die Disciplin im Klerus aufrecht zu erhalten. Seien doch ſelbſt, wie bekannt, die Prälaten nach den canones befähigt, auch ohne kirchengerichtliches Verfahren (extrajudicialmente) die wirklichen Pfarrer von jeder geiſtlichen Funktion zu ſuspendiren, wenn ſie die Motive ohne großen Schaden nicht veröffentlichen können, welche in ihrem Gewiſſen ſie verpflichten,

solche Entschließungen vorzunehmen. Der Prälat berief sich auch auf seinen Eid die Pflichten zu erfüllen, welche die Gesetze der Kirche ihm auflegen, und daß er bei dieser Gelegenheit dem Eide treu sein wolle.

So war am 4. Oktober der Vikar also abgesetzt worden. Nur der Papst konnte ihm seine geistliche Würde nehmen. Für den Staat war er von jetzt ab ein einfacher Priester. Die Republik ignorirte es anfangs, daß er nach wie vor sich als apostolischer Vikar gerirte. Allgemein lobte man die Energie und Entschiedenheit der Regierung, die ein Pfaffenregiment nicht aufkommen lassen wolle. Nur wenige wogen Recht und Unrecht mit Billigkeit und Verstand ab. Solche Staatsentscheidungen haben immer den Vortheil, daß ihnen das Publikum zufällt. Später zeigte es sich, daß das eigentliche Volk und die Gemeinde durchaus andrer Ansicht gewesen sei. Sie sind indeß, wie man sagt, zurückgeblieben und können sich nicht auf den vorurtheilsfreien und zeitgemäßen Standpunkt eines freisinnigen Publikums stellen, das in Journalen, Deputirtenkammern, Logen, Gesellschaften das Uebergewicht des Klerus zu bekämpfen sucht, auch wenn dieses Uebergewicht nur eine Furcht der Zukunft ist.

Die meisten Zeitungen wütheten so recht gegen den Vikar. Namentlich gab es eine, la prensa oriental, welche oft Aufsätze brachte, mit maurerischen Punkten gezeichnet, welche aus der kirchengeschichtlichen Vergangenheit Beweise und Waffen gegen die Ansichten des Vikars herholte. Nur das Journal la republica nahm Parthei für den Klerus und gegen die Regierungsmaßregeln. Man warf dem Vikar Eidbruch vor, während er sich gerade auf seinen kirchlichen Eid berief. Er hätte das Patronatsrecht des Staates anzuerkennen geschworen, nun hätte er gebrochen, was er gelobt. Durch die Absetzung des Brid sei dies geschehen, denn da bei der Ernennung desselben das Patronatsrecht des Staates mitgewirkt habe, so hätte dieses auch bei der Absetzung berücksichtigt werden müssen. Bis zum Uebermaß wurde dieses Thema Monate lang besprochen, ohne daß neue Gesichtspunkte die immer mehr sich erhitzende Diskussion lichtvoll erhellten.

Die Autorität des Klerus wurde im Allgemeinen durch jene Regierungsmaßregel, welche das Exequatur der päpstlichen Vollmacht für den Vikar Vera nahm, sehr geschwächt. Der Spott und der Volkswitz bemächtigte sich der Sache, und man schlug einen Turnus von Kandidaten für die erledigte Vicaria zum Scherze vor. Ein Journal nannte dazu an erster Stelle den Pfarrer Martin Perez, der bei den frommen und unfrommen Frauen der Stadt vielen Beifall fand und der Padre Martincito (Vater Martinchen) genannt wurde. Wir haben seine Vergangenheit als Brotreiter schon berührt. An zweiter Stelle nannte es einen sehr ridicülen Priester an der Kapelle des Reducto, den man gewöhnlich den Chrysostomus des Reducto nannte, weil er in komischen Predigten, die halb italienisch und halb spanisch waren, seine Zuhörer und Kirchkinder angriff, wenn sie ihm nicht genug Lebensmittel, Würste und dergleichen schenkten. Die Zeitungen theilten manches Mal lange Stellen seiner Predigten zum Scherz mit. Als der dritte wurde ein italienischer Padre vorgeschlagen, den man den liebreichen und philanthropischen Padre G. nannte. Von ihm wußte alle Welt, daß er Wuchergeschäfte betrieb, und man sagte sogar, daß die Italiener die von ihnen gestohlenen Sachen zu ihm brächten, um sie bei ihm zu verstecken. Ein Lager von Gold- und Silberwaaren hatte er auch in seinem Hause. Es waren Pfänder. In der Handelskrisis half er etlichen aus der Noth. Manche Menschen nennen es helfen, wenn sie Wucherzinsen nehmen und auf Pfänder leihen. Auch die Böswilligkeit mischte sich in den Streit, man griff den Vikar in seinem Privatleben an, man warf ihm vor, daß er eine Ehefrau veranlaßt habe, ihren Ehemann zu verlassen. An dieser ziemlich alten und oft hervorgesuchten Geschichte zehrten die Blätter mit rechter Lust. Mit Hohn und Verachtung verfolgte man den standhaften Vicar. Der Cura Brid blieb ruhig in seiner Matriz-Kirche und wurde nicht müde, mit seinem Freunde dem Doktor Magesté durch die Straßen der Stadt zu laufen, zu lächeln und zu grüßen und aller Welt Freund zu sein. Auch ließ er sich den Weihrauchsduft wohl gefallen, den um seine werthe Person die Presse ausschüttete, wäh-

rend dem armen Vikar sein Gehalt entzogen und jede Art Kränkung bereitet wurde. Er mußte sogar die jungen Leute aus Buenos Aires zurückrufen, die er auf seine Kosten für die zukünftige Priesterlaufbahn ausbilden ließ. Er that indeß, obgleich gekränkt und von allen Seiten gereizt, nichts, was von seiner Seite Ausschreitung oder maßloser Eifer gewesen wäre.

In einem Pastoralschreiben sprach er sich dem Klerus gegenüber in würdiger Weise aus, und dem damals in Parana residirenden apostolischen Delegaten, Erzbischof v. Palmyra in part. Marino Marini theilte er alle vorangegangenen Vorfälle und auch die kurze Resolution der Regierung mit, durch welche er in der Ausübung seiner Vollmachten behindert wurde. Er ermahnte in dem Pastoralschreiben seinen ihm untergebenen Klerus, ruhig auf die höchsten Entscheidungen zu warten, welche der gemeinsame Vater der Gläubigen entweder selbst oder durch seinen apostolischen Delegaten treffen würde. Ihnen müßten alle sich unterwerfen. Auch ermahnte er die Priester, daß sie in der Zwischenzeit recht einig unter einander sein möchten, vereinigt durch die süßen Bande der Liebe und des Friedens, und daß sie alle zusammen recht würdiglich und reichlich die Funktionen ihres heiligen Amts ausüben möchten. Zu letzteren rechnete er namentlich dies, daß sie stets und immerdar die demüthigsten und heißesten Gebete zu dem Gott aller Barmherzigkeit erheben möchten für die Erhaltung des Friedens und des Glücks der Republik. Die Sprache dieses Schreibens war milde und würdig. Leidenschaftslos sprach sich der Prälat aus, und das liebten seine Gegner nicht, denn sie hätten Ausbrüche des Fanatismus und eine maßlose Sprache lieber gesehen. Er übereilte sich nicht, auch achtete er ebenso wenig auf die Lockungen der Presse, er möchte doch seine falschen Rathgeber entlassen, die ihn zu ungehörigen Schritten drängten und sich mit Männern umgeben, welche die Bedürfnisse und Ideen der Zeit verständen. Er hatte die große Genugthuung, daß der gesammte Klerus mit wenigen Ausnahmen eine öffentliche Demonstration machte und seine Gefühle feierlich und ausführlich vor dem Provisor und General-Vikar aussprach, indem die Geistlichen durch ein öffentliches und von

allen unterschriebenes Dokument nachdrücklich erklärten, daß sie genau und treu alles vom Vikar ihnen Anempfohlene erfüllen würden. Sie würden als getreue Diener der Kirche und des Prälaten ruhig die Entscheidungen des heiligen Stuhles abwarten.

Nur wenige Priester besuchten von jetzt ab die Matriz-Kirche, in welcher Brid durch eine glänzende Reihe von Festen und durch Pomp, der in die Augen fiel, die Schaaren erbaute, die einmal daran gewöhnt waren, diese Kirche fast täglich zu besuchen. Der Staat gab ihm monatlich Geld, um die Funktionen recht glänzend ausstatten zu können. Die Familien seiner zahlreichen Freunde, meistens den eleganten Kreisen und höheren Ständen angehörig, strömten hinein, und man merkte es nicht, daß eine große Rebellion gegen die legale Obrigkeit der Kirche anhaltend fortdauerte. Der Vikar wartete ruhig ab, predigte in den anderen Kirchen, die ihm treu blieben, gab an seinen Provisor und General-Vikar einen großen Theil seiner Rechte ab, firmelte auf dem Lande die Kinder, obgleich die Presse immer wüthendes Geschrei erhob, wenn man es erfuhr, daß der Vikar in Canelones oder in San José die Firmelung vorgenommen hätte. Diese guten Leute nemlich, welche in den Zeitungen schrieben, waren so beschränkt anzunehmen, daß wenn der Staat das Exequatur der päpstlichen Bestallungsurkunde für den Vikar entzogen habe, dieser auch damit die Vollmachten und Fähigkeiten eines rein geistlichen Charakters verloren habe. Sie nannten ihn auch nicht mehr apostolischen Vikar.

Schon fing man an zu rathen, man möge ihn aus dem Lande weisen, man möge ihn nach Rom schicken, der Staat möge die ganze Kirchenverwaltung in die Hand nehmen. Auch kamen die scheinheiligen Phrasen, daß man das eigentliche Wesen der Religion nicht angreife. Die heilige Liebe des Erlösers wurde wieder von denjenigen geschildert, die sonst zwar um das Theater aber nicht um die Kirche sich bekümmerten. Ein Franzose schrieb über das wahre Wesen des Christenthums in einer die Angelegenheiten Brid's protegirenden Zeitung, derselbe, der auch für die Gesellschaft der bouffes parisiens seine bluettes schrieb. Er,

der tief empfundene Verse für eine französische Aktrice schrieb, schilderte die Einfachheit der ursprünglichen Christen, als ob er wie Reineke Fuchs Stab und Ränzel ergreifen und als frommer Pilger nach Rom gehen wolle.

Erst am 21. Februar 1862 erhielt der Vikar eine Antwort vom Erzbischof v. Palmyra. Im Publikum hatte man sich einfältiger Weise der Meinung hingegeben, dieser apostolische Delegat für die La Plata-Länder würde dem Vikar Unrecht geben. Man sagte es sich, daß er auch Freimaurer sei und gründete darauf Hoffnungen. Doch schrieb er folgendes: „Es ist mir sehr angenehm den Auftrag zu übermitteln, den mir der Kardinal Antonelli in einer officiellen Note vom 20. Dezember 1861 gegeben hat, daß er nemlich den genauen Bericht empfangen habe, welchen Sie ihm über Ihre Streitfrage mit dem Gouvernement in Betreff der Separation des Cura Brid vom Kurat der Matriz-Kirche eingereicht haben. Ich soll Ihnen zu gleicher Zeit mittheilen, daß unser allerheiligster Vater der Festigkeit seinen Beifall zollt, mit welcher Sie die Prärogative der Kirche aufrecht erhalten haben, und daß er in jeder Hinsicht die Haltung lobenswerth findet, die Sie in diesem speziellen Fall beobachtet haben. Indem ich Ihnen Glück wünsche zu diesem Trost, welcher in Mitten Ihrer bittern Erfahrungen Sie erreicht, bin ich überzeugt, daß Sie dadurch neue Kraft gewinnen werden, die Rechte zu vertheidigen, welche zu ihrer kirchlichen Stellung gehören."

Dadurch neu gestärkt und vor den Augen seines gehorsamen Klerus gänzlich gerechtfertigt, äußerte sich der Vikar zu verschiedenen Malen, daß es kein Recht gebe, das gegen die Pflicht wäre. Wenn er seine persönlichen Rechte auch abtreten wolle, so könne er doch nicht seine Pflicht aufgeben. Er könne unmöglich die heiligen Rechte der Kirche, die Würde eines Prälaten der Landeskirche, die auf's Aeußerste von einem rebellischen Untergebenen insultirt und verachtet sei, er könne auch nicht die Pflichten seines eignen Gewissens und seine eigne Seele opfern. Von Verleugnung aller Erdengüter habe er genug Beispiele gegeben, aber dagegen kein einziges, die Stimme des Gewissens

unter irgend einem Vorwand zu opfern. Lieber wolle er alles verlieren. Er habe immer die berühmten Beispiele der heiligen Väter vor Augen gehabt, die eines Athanasius, Chrysostomus, Basilius, Ambrosius und andere, welche zu gleicher Zeit einen ehrfurchtsvollen Gehorsam dem Kaiser in Allem leisteten, was die bürgerliche Gewalt anbetrifft, aber eine unerschütterliche Willenskraft besaßen, die Lehre der Kirche und ihre heiligen unverjährbaren Rechte zu vertheidigen. Mit Recht konnte er sagen, daß diejenigen seine Charakterfestigkeit übel gedeutet hätten, welche den heiligen Charakter seiner Pflichten und die Reinheit seiner Absichten nicht kannten oder nicht kennen wollten.

Wir sagten schon, daß der Cura Brid nach seiner Absetzung durch den apostolischen Vikar gegen alle kirchliche Sitte und Zucht und im Widerspruch mit allen katholischen Regeln der Disciplin ruhig in seiner Kirche blieb. Indeß hatte er doch anfangs etwas geschwankt. Es wurde ihm sein Standpunkt erst einige Tage nach der vom Vikar über ihn verhängten Absetzung klar. Zunächst ließ er seine Kirche schließen, so daß eines Morgens keine Messe gehalten wurde, was seit der Gründung dieser Kirche niemals sich ereignet hatte. Es war ein ganz neuer Anblick für das orientalische Publikum, die stets offene Kirche einmal fest verschlossen zu sehen. Sehr geeignet war dieser Anblick, die Frauen und dadurch die Männer zu erbittern, wenn man die Schuld auf die fanatischen Absichten des Vikars schob. Brid protestirte nun auch seinerseits feierlich gegen die über ihn ausgesprochene Absetzung. Natürlich erkannte er dem Vikar das Recht nicht zu, ihn einseitig abzusetzen. Es würde das Patronatsrecht des Staats dadurch verletzt und dagegen müsse er protestiren. Er protestirte als Priester, er protestirte als orientalischer Staatsbürger, er protestirte als Senator der Republik. Der Protest erschien in dem bereits genannten Blatt la prensa oriental, welches der sociedad filantropica und den Freimaurern als Organ diente. Auch wurde ein besondrer Abdruck dieses Protestes in der Stadt vertheilt. Namentlich verbreitete man ihn massenhaft während der Vorstellung im Teatro de Solis. Man sprach in den Zwischenakten außer von der Medori und der Man-

cini auch von Brid und Vera. Höchſt eigenthümlich war der Ort gewählt, an welchem ein katholiſcher Pfarrer ſeinen Proteſt verbreiten ließ.

Brid ſandte auch in einem Augenblick tiefer Entrüſtung, und weil er das Gefahrloſe ſeines Verfahrens für ſeine Stellung kannte, die Schlüſſel der Matriz an das Staatsminiſterium. Das kleine Männchen, welches damals Miniſter war, nannte ſich Enrique de Arrascaeta. Es war ein früherer Abgeordneter in der Deputirtenkammer, und der dem verdienſtvollen Präſidenten Berro den Vorwurf mit erwarb, daß er es liebe, ſich mit Mittelmäßigkeiten zu umgeben. Beſonders griff das Blatt la discussion, welches Organ des ſ. g. Dr. Quinteros, des früheren Miniſters Antonio de las Carreras war, alle Miniſter als Mittelmäßigkeiten an, die während der Berro'ſchen Verwaltung berufen wurden, eben weil ſich dieſer große Antonio für den korrekten Ausdruck des Nationalwillens und der Nationalbildung hielt. Auch die übrige, meiſtens von ſtrebſamen Jünglingen redigirte Preſſe griff das kleine Männchen Arrascaeta vielfach wegen ſeiner Nullität an und verlangte ſtürmiſch ein Miniſterium der Intelligenzen, das indeß lange auf ſich warten ließ und dann nur wenige Tage andauerte.

Der im Feuer der Angriffe ſtehende Miniſter hatte die Freundlichkeit, am 13. September 1861 an den abgeſetzten unermüdlichen Brid höflich zu ſchreiben, gab ihm ſeinen alten und ſchönen Titel Cura Rector de la Matriz und theilte ihm mit, daß der Präſident der Republik befohlen habe, ihm die Schlüſſel, welche er an das Miniſterium eingeſandt habe, ſofort zurückzureichen, damit an dem folgenden Tage, der gerade ein Sonntag war, die Pforten des Tempels wieder für die Gläubigen geöffnet werden könnten, und daß er fortfahren möge, ſeine Verpflichtungen als Cura Parroco deſſelben zu erfüllen.

So blieb Brid im Widerſpruch mit dem Willen ſeiner geiſtlichen Oberen Pfarrer der Hauptkirche, wenngleich er ſich der Parochialakte enthielt. Er taufte und traute nicht weiter, was von nun an in der Matriz-Kirche nicht mehr geſchah. Keine Proceſſion mit dem Allerheiligſten ging aus dieſer Kirche zu den

Kranken und Sterbenden. Keine Proceſſion in größerem Umfang ging aus ihr heraus über den Platz an feierlichen Tagen. In ihr tönte dagegen laute Muſik. Der ſalbungsvolle Dr. Mageſté erbaute daneben durch inhaltsreiche Predigten ein großes Publikum. Man feierte in ihr Feſte, wie es gerade die Zeit des Kirchenjahrs eingab, und bald hätte ich geſagt, der Jubel und die Freude in ihr war groß. Alle Taufen, Trauungen, und was ſonſt Parochialakte ſind, wurden in der Capilla de los ejercicios vorgenommen, welche die interimiſtiſche Parochialkirche für die San Francisco-Parochie geworden war. Die Matriz wurde eine Art officieller Tempel, darinnen die Regierung ab und zu ein Hochamt abhalten ließ, an dem dann 7 bis 10 Prieſter ſich betheiligten, die entweder ganz von der Regierung abhängig oder ordinäre italieniſche Ausſchußprieſter oder veraltete Männer waren, die man mühſam in der ganzen Stadt auftrieb. Oben im Chor am Hochaltar die wenigen wunderlich ausſehenden Prieſter und in den weiten Räumen alles was Montevideo an Pracht, Reichthum und Anſehen, an Moden und Glanz aufzuweiſen hatte — es war ein wehmüthiger Anblick.

Ein Mann wie Brid mußte nun, wenn auch nicht vor ſeinem Gewiſſen, ſo doch vor ſeinen Freunden ſich rechtfertigen. Er erklärte in einem ſpäteren Proteſt, den er nach ſeiner völligen Suspenſion a divinis veröffentlichte, und der an den Proviſor und General-Vikar Dr. Conde gerichtet war, daß die Aufſicht über den Matriz-Tempel, welcher er ſich auf Befehl des Miniſters auch nach dem Dekret des apoſtoliſchen Vikars unterzogen habe, kein Akt ſei, der unter die Jurisdiktion der kirchlichen Autorität falle. Man verlangte ſpäter dringend von Seiten des Proviſors die Schlüſſel der Matriz-Kirche und als Brid den mehrfachen Aufforderungen ſie herauszugeben nicht Folge leiſtete, ſo wurde er mit Billigung des apoſtoliſchen Delegaten von Parana a divinis ſuspendirt. Er berief ſich darauf, daß der Matriz-Tempel ein öffentliches Gebäude ſei, und daß ſeine Erhaltung in gutem Zuſtand und ſein Beſitz von der Civilautorität abhange, namentlich ſeit der Zeit, da dieſe Kirche durch die Suspenſion der Parochial-Fakultäten des Pfarrers ihren Charakter als Parochial-

Kirche verloren habe. Er habe die Schlüssel von der höchsten Staatsbehörde empfangen, wie sie auch jeder andre Partikulier habe empfangen können. Er habe kein kirchliches Vergehen begangen, wenn er die Auslieferung der Schlüssel verweigert habe, denn die Aufsicht und Behütung des Tempels, in der Form, wie er sie übertragen erhalten habe, sei eine Thatsache rein bürgerlichen Charakters, welche die Gesetze und Dispositionen der Kirche in nichts beeinträchtigten. Er habe für das ihm anvertraute Gut der kompetenten Autorität verantwortlich bleiben müssen, welche den Tempel seiner speciellen Fürsorge unterstellt habe.

Jedenfalls nimmt sich diese Sprache sehr seltsam aus. Wenn Brid ein Mann vom allergeringsten kirchlichen Takt gewesen wäre, oder wenn ihm die Interessen der Kirche auch nur einigermaßen theuer gewesen wären, so hätte er ja ganz einfach die Schlüssel seinem Minister zurücksenden und bitten können, entbindet mich dieser unangenehmen Stellung, übertragt sie irgend einem andern, damit nicht Priester gegen Priester stehen. Mag die Civilautorität, wenn sie civile Besitzrechte über den Tempel hat, sich auch durch eine Civilperson im gegenwärtigen Konflikt vertreten lassen. Es war kein Principienkampf, für den sich die Brid'sche Seele mit Verleugnung alles kirchlichen Takts und alles feineren Gefühls begeisterte, es war nur das Streben, mit allen Mitteln sich im Besitz eines Kurats zu behaupten, für welches die kompetente Behörde ihn nicht mehr geeignet hielt, ohne seinen sonstigen Charakter anzugreifen. Es lag im Interesse vieler, daß die Hauptkirche des Landes in den Händen eines Mannes wie Brid sei. Dieses Interesse war weder kirchlich noch katholisch.

Im Publikum sah man die Sache sehr einseitig an. Ein verhältnißmäßig richtiges Gefühl, daß man etwaigen Uebergriffen römischer Priester entgegentreten müsse, machte viele ungerecht gegen den augenblicklichen Thatbestand. Man tadelte die angebliche Prätension des Vikars heftig, daß er die Kirchengebäude als Eigenthum der Kirche ansehe, sie seien aber Eigenthum des Staates, der sich seine Souveränität nicht schmälern lassen dürfe.

Unterdeſſen lebte der Vikar in höchſter Zurückgezogenheit. Gewöhnlich machte er kleine Reiſen in die nächſte Umgebung der Stadt, nach Canelones, Santa Lucia und San Joſé, wo ihm die Bevölkerung, wie ich es aus eigner Anſchauung weiß, aufrichtig anhing. Man war hier auf ſeine Gegner in der Stadt heftig erzürnt und die Prediger benutzten ſehr häufig die Kanzeln, um über die Unterdrückung der Kirche durch ungläubige Staatsmänner zu klagen. Das hörten in den Abendſtunden die Frauen auf den Kanzeln ausſprechen, und hätte die ländliche Bevölkerung entſchieden können, ſo hätte der kirchliche Streit bald ſeine Ende erreicht. Der Klerus räumte überall dem Vikar den Vorrang ein, und in den Kirchen des Landes predigte und konfirmirte er trotz der Entziehung des Exequatur. Bei den Proceſſionen, welche in Montevideo ſelbſt von der Capilla de los ejercicios ausgingen, trug er an der Spitze eines ſtets zahlreichen Klerus das Allerheiligſte. Dagegen ertheilte weder er noch der Proviſor und General-Vikar denjenigen Proceſſionen ſeine Erlaubniß, welche aus der Matriz-Kirche an beſtimmten Feſten wie am Corpus Christi-Feſte auszugehen pflegten. Da mußte ſich der unermüdliche Brid und ſein ſalbungsvoller Freund Mageſté mit einem Umzug im Innern der Kirche begnügen, der dann mit verſchwenderiſcher Pracht ſtattfand.

In den Vorſtädten ſpiegelten ſich die kirchlichen Verhältniſſe der eigentlichen Stadt ab. Wie in dieſer die Matriz und die Ejercicios-Kirche ſich gegenüberſtanden, ſo dort die Kirche des Cordon's und die Kirche der Aguada. Erſtere hatte einen Pfarrer, der auf der Seite des apoſtoliſchen Vikars ſtand, letztere bildete eine von der Cordon-Kirche abhängige Vice-Parochie und der Prieſter, welcher ſie verwaltete, war ein intimer Freund der Geſellſchaft Brid und Mageſté. Er hatte ein geröthetes Anſehen und ſah wie eine Ironie auf einen Prieſter aus. Man ſagte, daß er auch Freimaurer ſei, und ſpäter ſuspendirte man ihn a divinis.

Es war ſehr merkwürdig den ſalbungsvollen und gelehrten Mageſté zu beobachten, von dem man meinte, daß er gern ſelbſt Vikar werden möchte, der wohl auch ſchon manche Intriguen in

seinem Leben hinter sich hatte. Gerade als der Vikar in der größten Noth war, und der Unwille der Regierung und des Volks ihn gänzlich beseitigen wollte, kam Magesté auf die Idee, sich um das orientalische Bürgerrecht zu bewerben, das er noch nicht besessen hatte. Da der apostolische Vikar Bürger des Freistaates sein muß, so legte man den Schritt des Dr. Magesté danach aus. Dieser blieb nach wie vor geistlicher Fiskal, denn der Vikar handelte vorsichtig und ließ den Ungetreuen in der Würde, die sein Vertrauen ihm zuertheilt hatte, ohne ihn indeß zu konsultiren. Als geistlicher Fiskal hatte er also nichts zu thun. Dafür zeigte er sich anhaltend in der Gesellschaft des Brid. Ohne ihn hätte das Schisma der Matriz-Kirche unmöglich lange bestehen können, denn er war der einzige, der die Predigten in dieser Hauptkirche halten konnte, was er denn auch mit vielem Geschick und bei großen Schaaren von Zuhörern Sonntags Abends zu thun pflegte. Wenn das Gouvernement ein Hochamt befahl, intonirte er die Messe, während Brid in seinem Cura-Anzug dem Präsidenten, den Generälen und den Ministern die Honneurs machte.

Nur wenige Priester saßen in dem verödeten Chor, in welchem man sonst 30 bis 40 bei solchen Gelegenheiten zu sehen gewohnt war. Aller Glanz und Pomp war in der Kirche entfaltet, aber die Priester fehlten. Ein alter Kaplan des Kirchhofs, der ganz von der Regierung und von der administrativen Junta abhängig war, deren Präsident zu den eifrigsten Freimaurern gehörte, saß im Chor und sang mit. Ein andrer alter Priester desgleichen, der als Schullehrer zurückgezogen lebte, Latein unterrichtete und Vögel ausstopfte. Sodann sah man dort den von einer Staatspension lebenden ehemaligen Pro-Vikar Fernandez. Einige italienische Priester, die man im Publikum kannte, fehlten nicht. Auch jener Teniente Cura ist zu nennen, den wir als eine Persönlichkeit kennen gelernt haben, die Lichteffekte und Blumengewinde kunstvoll ordnete. Ein Kaplan des spanischen Kriegsschiffes, das Station im Hafen hatte, ein intimer Freund des jovialen Brid und selbst ein muntres Menschenkind, gesellte sich zu ihnen. Er half ganz besonders neben

Mageſté im Predigen und Meſſeſingen aus. Ich habe vergeſſen, wie der Ehrenmann hieß.

Sollte ein Hochamt gehalten werden, ſo zeigte die Regierung dem Proviſor und General-Vikar ſolches an. Dieſem hatte man ſein Gehalt gelaſſen, obgleich der Vikar ihn ernannt hatte und beide einmüthig handelten. Man forderte ihn von Seiten der Regierung auf mit dem Klerus beim Feſt in der Matriz zu erſcheinen, was er jedesmal nicht that.

Sehr traurig nahm ſich die Spaltung des Klerus in der Faſtenzeit aus, in welcher die Kirchen ausnehmend ſtark beſucht werden und namentlich jeden Sonntag und Mittwoch Abend viel gehörte Predigten gehalten werden. Die Kirchen ſind ſämmtlich gedrängt voll, Sonntag auch des Morgens und des Vormittags an den übrigen Tagen von 6 bis 9 Uhr Abends. In der Matriz ſetzte der Dr. Mageſté ſeine Predigten fort. Die Leute kamen, denn ſie hatten ſich an die ſchöne Kirche gewöhnt. Man konnte ſeine Fertigkeit bewundern, mit der er für Jung und Alt moraliſche Stoffe behandelte. Er erwarb ſich großen Ruhm in dieſer Faſtenzeit, und die Zeitungen ſagten, ſeine Predigten ſeien es wirklich werth, daß man ſie höre. Dieſes ſehr naive Geſtändniß bewies, daß die Herren, welche Zeitungen leſen, gewöhnlich keine Predigten hören. Ich habe Majeſté's Reden auch zuweilen gehört und fand, daß die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft, auf die ſie berechnet waren, mit großer Theilnahme ſie vernahmen, glaube indeß, daß ſie, wie ſo viele katholiſche Faſtenpredigten, mehr angenehm ſchilderten als nachhaltig einwirkten. Dem Publikum wurde in ihnen geſchmeichelt, auch wenn es geſtraft zu werden ſchien, und es hörte etwas angenehmes, wenn der Tadel ſcheinbar traf. So wird es wohl vielfach in der katholiſchen Kirche ſein.

In Bordeaux hörte ich in der dortigen Notre Dame-Kirche einen Faſtenprediger gegen die Romane predigen, „o dieſe Romane, o dieſe Romane“ rief er mit großem Nachdruck aus und ſchilderte ſie ſo anmuthig, daß die eleganten Franzöſinnen, welche dieſe Modekirche Bordeaux's beſuchten, gewiß mit deſto größerer Luſt zu der getadelten Lektüre zurückkehrten. In Saint-Michel, in

Saint-Pierre, in der Primitialkirche Saint-André überall wurde gegen die Romane geprediget, denn der Metropolitan von Aquitanien, Kardinal und Erzbischof von Bordeaux hatte es also in seinem Fastenschreiben befohlen. In Montevideo und Buenos Aires predigten die Fastenprediger gewöhnlich gegen Kleiderpracht und Vergnügungssucht, aber die Toiletten wurden immer glänzender und die Vergnügungen Europas immer allgemeiner. Den Eindruck empfing ich stets bei den Fastenpredigten in der Matriz, so schön er auch geredet hat, er hat doch vergeblich geredet, und das Leben bleibt wie es ist. Auch bei uns bleibt das Leben oft wie es ist, trotz der Einwirkung der Kanzel, aber die Leute beunruhigen sich doch wenigstens, und der Abstand zwischen dem was ist und sein soll verläßt sie nicht. Sie fühlen etwas davon in Kirchen und Salons, in Kunstausstellungen und Theatern. In katholischen Ländern beunruhigen sie sich oft kaum, während der Donner der Predigt sie ergreift, und sie fühlen von dem angedeuteten Abstand nur oberflächlich ein geringes in der Kirche selbst, nichts, sobald sie auf Promenaden und Bällen und in ihren Salons die gewohnte Lebensluft wieder athmen.

Es gehören zur Fastenzeit in katholischen Ländern ergreifende Prediger und kunstvolle und geschmackvolle Predigten. Ueber den Mangel an Predigern in der Fastenzeit klagte man in Montevideo jedes Jahr. Es war eine stehende Klage in den Journalen: auch in diesem Jahr hat sich der Mangel an Fastenpredigern fühlbar gemacht. Nachdem Dr. Magesté als neues Gestirn aufgegangen war, konnte man wenigstens seine Predigtform und seine Kraft Sonntag und Mittwoch Abend bewundern gehen. Auch wenn er so recht nachdrücklich sprach, konnte ich mich nicht des Eindrucks erwähren, daß alles gekünstelt und unlauter sei. Der Mann, gegen den er hauptsächlich die Intrigue geleitet hatte, und der den Aufgeklärten ein Dorn im Auge war, der apostolische Vikar predigte in einer französischen Kirche der Vorstadt, welche von den zahlreichen Basken benutzt wurde, welche auch baskische Prediger hatten, die mit ihrer Kirche als französische Unterthanen unter dem Schutz Frankreichs standen. Diese Basken zeichneten sich durch ihre große Anzahl und durch ihre Kirchlichkeit aus.

Sie sind sehr fleißige Leute und halten fest zusammen. Jeden Sonntag vereinigen sie sich in einem großen Lokal (cancha genannt), wo sie ihre nationalen Spiele und Vergnügungen ehrbar und munter betreiben. Sie hatten einen guten Ruf und waren dadurch allgemein bekannt, daß die meisten Milchreiter zu ihnen gehörten, welche Morgens in die Stadt kamen. Die Geistlichen nahmen ein gewisses väterliches Wesen unter ihnen an, ähnlich wie in Buenos Aires die irländischen Geistlichen in ihrer Gemeinde. Wenn junge Leute sich verheirathen wollten, überließen sie dem Padre die Auswahl ihrer Lebensgefährtin. An der Baskenkirche gab es zuweilen Jesuitenpriester mit großen Vollmachten. Der apostolische Vikar fand hier so viele Zuhörer aus allen Theilen der Stadt, daß man vor den Thüren stand und immer lange Züge nach der Vorstadt strömten, wenn Predigttage waren. Er nahm auch die schlechte Presse scharf mit und nannte einige Journale Montevideo's mit Namen, vor deren Gift er seine Zuhörer warnte. In der eleganten Kirche der Caridad predigte der Padre Estrazulas, dessen Berühmtheit als homöopathischer Arzt wir geschildert haben, und der trotz seiner vereitelten Hoffnungen selbst Vikar zu werden, fest an die Parthei des Vikars sich anschloß. In der Ejercicios-Kirche und in den Oratorien predigten andre Geistliche, deren Fastenpredigten damals weniger genannt wurden. Ueberall warnte man vor dem Besuch der Matriz-Kirche.

Ein ganzes Jahr wartete der Vikar und hoffte auf irgend einen Zwischenfall, auf irgend eine Aushilfe, die den kirchlichen Konflikt beigelegt hätte. Er richtete sein Augenmerk darauf, die wenigen Priester, welche noch die Matriz-Kirche besuchten, dort ihren Beichtstuhl und ihre Zeit für das Messelesen hatten, aus der Gemeinschaft mit Brid und Magesté herauszuziehen, damit das Schisma unmerklich vorübergehen möge. Bei einigen gelang es ihm, da auch ansehnliche Geistliche aus Buenos Aires die jüngern Geistlichen warnten, Diakonendienste in der Matriz zu thun, weil diese Kirche eine ganz abnorme Stellung zum allgemeinen Aergerniß einzunehmen begonnen hätte. Indeß jeder dieser Versuche wurde von einem Wuthausbruch der Presse be-

gleitet. Sie hatten jedoch die Folge, daß am Sonntag die gewöhnlichen Meſſen nicht mehr alle beſetzt werden konnten. Weil nicht genug Prieſter da waren, reducirte man die Anzahl der Meſſen auf wenige. Die wichtigſten blieben immer die Frühmeſſe um 4 Uhr, welche von Italienern, Arbeitern, Bootsleuten, Dienern und Landleuten auf das zahlreichſte beſucht wurde, und die Meſſen für die elegante Welt um 1 Uhr, da man vor der Matriz ganze Kompagnien junger Leute aufgeſtellt ſah, welche die herauseilenden Damen bewunderten und bis in die Kirche hinein die Gegenſtände ihrer Neugierde und ihres Intereſſes verfolgten. Weil es viel zu wenig Kirchen in der Stadt giebt, ſo machte ſich der Ausfall der Meſſen in der Matriz ſehr fühlbar, zum großen Nachtheil für den religiöſen Sinn.

Sehr ärgerlich waren auch die ewigen Debatten in den Familien, in ihnen hielten es die indifferenten Männer gewöhnlich mit Brid und die glaubenseifrigen Frauen mit dem Vikar, namentlich die mehrerwähnten beatas. Octave Feuillet ſchildert in dem Roman Sibylle eine ſolche franzöſiſche beata, ſagt, ſie gehe mit den heiligen Sachen ſo um, wie mit ihrem Hausrath, ſtehe ganz vertraut mit den Heiligen, kleide ſie an und aus, bewege in der Kirche ſich ſo umher, als ob ſie Prieſter am Altar ſei. Jenes zarte, wunderbar ſich ſelbſt erziehende Mädchen, das in dieſem Roman geſchildert wird, Sibylle, das ſchon als Kind auf dem die Wellen durcheilenden Schwan reiten wollte, und ſo die Eigenthümlichkeit eines ſcharfen Willens früh zeigte, kommt durch den Anblick einer ſolchen beata und durch das gemeine unreine Weſen in deren gewöhnlicher Häuslichkeit zum Zweifel an der Wahrheit der Kirche, zumal da ihr Geliebter, ein ſehr edel geſchilderter Charakter, Atheiſt iſt. Sein Atheismus erſcheint ihr edler als das devote Weſen jener ſonſt gemeinen Frau. Endlich werden beide, die Jungfrau und nach ihr der junge Mann, durch die einfache apoſtoliſche Kraft, die in den Akten des römiſchen Prieſterthum liegt, zum Glauben zurückgeführt. Solche Damen wie die Nachbarin des Schloſſes Meriac in dem genannten Roman giebt es ſehr viele in den katholiſchen Städten Amerikas. Solche junge Mädchen wie Sibylle ſehr wenige,

vielleicht keine. Mit Blumen und Geſchenken nahen ſie ſich den hölzernen Heiligen, ſie ſchmücken die Altäre auf den Straßen und putzen die himmelblauen Engel aus. Sie kleiden die hölzernen Madonen an, welche theils auf die Altäre der Straßen geſetzt, theils unter Muſikbegleitung herumgetragen werden. Sie hängen bei Proceſſionen, die die Stadt durchziehen, bunte Teppiche aus den Fenſtern heraus und ſtreuen aus zarten Körbchen duftende Blumen auf die heiligen Prieſter und auf die ausgeputzten hölzernen Heiligenbilder und auf das Muſikchor blaſender Neger und auf das Volk, das ſich drängt und ſtößt, oder auf den Knieen liegt, wenn die Proceſſion vorüberzieht. Wehe dann dem ſteifen Engländer, der ſein lang gedehntes Geſicht indifferent in die Menge ſchauen läßt, oder wohl gar das Augenglas anſetzt, ohne den Hut vor den lieben Heiligen zu ziehen, die auf kunſtvoll verhüllten Brettern durch die fromme Stadt getragen werden. Einmal iſt es ſogar vorgekommen, daß ein Prieſter, der neben dem Allerheiligſten ging, aus dem Baldachin heraustrat und unter den derbſten ſpaniſchen Flüchen, die das gemeine Volk unaufhörlich im Munde führt, einem Engländer den Hut vom Kopfe warf. Der ſoll ihn ganz unbewegt wieder in die Hand genommen und ſein Geſicht nicht verzogen haben.

Die beatas und die Geſellſchaft San Vicente de Paul ſchloſſen ſich nach wie vor eng an den Vikar an, und das tröſtete ihn eine Zeitlang. Aber der Sturm ſollte mächtiger brauſen und der Kampf heftiger entbrennen. Der Erzbiſchof von Palmyra hatte entſchieden die Abſetzung des Brid von ſeinem Kurat an der Matriz gebilligt, die fortgehende Rebellion eines kleinen Theils des Klerus beſtimmte ihn eine Note nach Montevideo zu erlaſſen, in welcher er dem apoſtoliſchen Vikar und in deſſen Vertretung dem Proviſor und General-Vikar den Auftrag gab, den Brid und ſeinen Freund den Geiſtlichen auf der Aguada gänzlich a divinis zu ſuspendiren, ſo daß ſie keinen Akt des Prieſterthums weiter ausüben dürften, und dem Dr. Mageſté zu befehlen, ſich von der Matriz zu trennen.

Die kleine rebelliſche Prieſterſchaar hatte ſich noch wenige Tage vorher öffentlich wichtig gemacht. Die kleine Capilla auf

der Aguada feierte den Tag ihrer Patronin Nuestra Señora de Merced. Sonſt hatte der apoſtoliſche Vikar zur Freude der Einwohner jener Vorſtadt an dieſem Tage fungirt, gefirmelt und das Allerheiligſte bei der feierlichen Proceſſion getragen, welche durch die eine Hauptſtraße der Vorſtadt zieht. Viele Leute aus der Stadt zog dann das ſchöne Wetter nach der Aguada, und Abends war Erleuchtung und Ball. Es war ſtets ein gemüthliches Kirchenfeſt geweſen, und die hohe Patronin ſah fröhliche Menſchen ihr zu Ehren einen guten Tag ſich machen. Selbſt den asado con cuero, den man dabei genoſſen, rühmten die Journale. Dieſesmal kam es anders. Den apoſtoliſchen Vikar und den Klerus ladete der Padre nicht ein, der mit ſeinem gerötheten Geſicht den ganzen Tag Papiercigarren rauchend vor ſeiner Kapelle auf dem Stuhl zu ſitzen und ſich zu ſonnen pflegte. Sein unmittelbarer Vorgeſetzter, der Cura auf dem Cordon, gab nicht die Erlaubniß das Allerheiligſte herumzutragen. So fanden ſich Brid, Mageſté und die wenigen rebelliſchen Prieſter ein und feierten dennoch den Feſttag. Der ewig predigende Mageſté ſprach den Panegyrikus auf die Schutzheilige, und der Cura Rector de la Matriz, Canonigo honorario Brid, wie ihn noch immer der Ententeich der Preſſe nannte, intonirte die Meſſe. Der Geiſtliche an der Kapelle war wohl ſonſt in andrer Weiſe vergnügt. Alle zuſammen trugen Heiligenbilder durch die Straßen zum Troſt dafür, daß ſie das Allerheiligſte nicht ausſtellen und herumführen durften.

Der Proviſor und General-Vikar richtete ſich in Folge des Schreibens des apoſtoliſchen Delegaten, Erzbiſchofes von Palmyra unter dem 10. September 1862 an den geiſtlichen Fiskal Dr. Mageſté, und ermahnte ihn, er möchte ſich von der Matriz-Kirche trennen, nachdem er ein ganzes Jahr lang die rebelliſchen Unternehmungen des Padre Brid begünſtigt und unterſtützt habe. Dieſer Vorwurf, ſo gerecht er war, entrüſtete den verwöhnten Günſtling des Publikums. Der aufrichtige und fromme Dr. Mageſté wollte nicht ſchweigen. Er ſollte das rebelliſche Unternehmen begünſtigt haben? Er war ja ein Opfer der Zurückſetzung, er konnte ja kein Wäſſerchen trüben. Der Proviſor hatte ihm

beſtimmt geſchrieben, ſich vom Tempel der Matriz gänzlich zu trennen und ſich jeglicher Mithilfe bei den inſubordinationsmäßigen Akten des Herrn Brid zu enthalten. Der kluge Dr. Mageſté, der ganz gut den gewaltigen Unterſchied kannte, der zwiſchen den andern wenigen Prieſtern, die in der Matriz noch Meſſe laſen und ihm obwaltete, berief ſich in einem Antwortsſchreiben an den Proviſor, das empörtes und tief gekränktes Gefühl verrathen ſollte, darauf: haben nicht andere Prieſter auch in der Matriz gepredigt, celebrirt und Beichte gehört, thun ſie es nicht noch jetzt, hat man mich je früher aufgefordert mich von der Matriz zu trennen, habe ich nicht der erſten Ordre Folge geleiſtet? Allerdings hatte er ſich gleich nach Eingang der Note jedes weitern Beſuchs der Matriz enthalten, aber noch immer zeigte er ſich in der Abendkühle in der Geſellſchaft Brid's auf dem Platz, wenn die Muſik ſpielte. Wenn man große Leichenzüge verſtorbener Freimaurer zum Friedhof geleitete, ſah man an der Spitze der zahlreichen Herrn die beiden katholiſchen Geiſtlichen ſchreiten. So geſchah es auch bei dem Begräbniß der in der Geſellſchaft ſehr geachteten Frau des portugieſiſchen Miniſters, auch bei der Beerdigung des berühmten Dichters Figueroa. Der gelehrte Mageſté berief ſich darauf, daß ſeine Vollmachten unbeſchränkt ſeien (mis licencias son ilimitadas), und er deshalb ſein Prieſteramt in jeder Kirche der Republik ausüben könne, ſo lange ſie nicht im Interdikt ſei. Wenn man es alſo ihm zum Vergehen anrechne, in der Matriz Meſſe geleſen zu haben, ſo müßten auch die andern Prieſter, die dort fungirt hätten, verurtheilt werden, denn das Geſetz kenne keine Ausnahmen, es müſſe auf alle in Anwendung gebracht werden, auch auf Verwandte. Der ſchlaue Reineke ſpielte damit darauf an, daß der alte Staatspenſionär Fernandez und ein Bruder des Proviſors ſelbſt, der bis dahin Geiſtlicher an der kleinen Capilla des Paſo Molino geweſen war, noch immer Meſſen in der Matriz als die allerletzten laſen, die dort ſich einfanden, damit namentlich die Meſſe nicht ausfallen dürfe, bei welcher die vornehme Damenwelt gewohnt war ihren Luxus in der Matriz zu entfalten und ſich den promenirenden

Löwen zu zeigen. Erſt hatte dieſe viel beſuchte Meſſe um eins Brid ſelbſt geleſen, ſpäter that es Mageſté, endlich war nun der jüngere Conde dazu gekommen, der bis dahin im ſtillen Kirchlein des Paſo Molino ein beſcheidenes Daſein im Verborgenen geführt hatte. Er gehörte auch der ſogenannten freieren Richtung an und ſtimmte zur Freude der aufgeklärten Preſſe durchaus nicht mit ſeinem Bruder dem Proviſor und General-Vikar überein. In dem Schreiben dieſes letzteren an Mageſté war auch geſagt geweſen, daß man ihn trotz aller Vorgänge noch immer in ſeinem Amte, dem eines geiſtlichen Fiskals (Fiscal Eclesiastico del Estado) belaſſen habe (U. aun se halla en posesion de su empleo). Vielen Dank für ſolche Gunſt, ſchrieb Dr. Mageſté wieder. Aber erlauben Sie mir, ich ſage hier mit dem heiligen Paulus: laudo vos? in hoc non laudo, ich begreife es, Herr Proviſor, daß über jeder perſönlichen Rückſicht, über jeder Freundſchaftsbeziehung, auch höher als die Verwandtſchaft das Geſetz ſteht, die Gewiſſenspflicht eines Prälaten, die gleiche evangeliſche Liebe, und wenn dieſe einen verdammen, müßten ſie alle verdammen. So warf er es denn dem Proviſor ſehr perfid vor, warum er einen Mann, der nach ſeiner Meinung ſo verwerflich gehandelt hätte, warum er ihn nicht ſchon längſt abgeſetzt habe. Endlich hielt er es noch für beleidigend, daß er bei den ſubordinationswidrigen Akten des Brid mitgewirkt haben ſolle. Er glaube doch nicht, daß der Herr Proviſor auch jene berechnete Verleumdung für wahr halte, daß er Mageſté der Schuldigſte bei der anormalen Stellung der Kirche ſei. Er bezeuge wiederholt vor Gott und Menſchen, daß er dieſe Fragen nicht provocirt habe, er habe ſie auch nicht aufrecht erhalten, und der beſte Beweis dafür ſei, daß ſie ſeit ſeiner Trennung von der Matriz nicht erledigt ſeien, daß der Streit noch fortbeſtehe, ja jeden Tag ſich verſchlimmere. Er wurde in ſeinen Repliken kühn, er hüllte ſich in das Gewand ſeiner ſchneeweißen Unſchuld. Er, der ſtill und verborgen ſeinen Weg gewandelt und nur das Gute gewünſcht hatte, verlangte Wiederherſtellung ſeines guten Namens als Prieſter und als geiſtlicher Fiskal, er verlangte eine Unterſuchung, ob ſeine Haltung eine irreguläre geweſen ſei ein ganzes Jahr

lang, und er hielt ſich ſo lange ſeiner Funktionen als geiſtlicher Fiskal enthoben, bis ihm Genugthuung geworden ſei.

Die beſte Antwort auf das ſcheinheilige und gleißneriſche Weſen in dieſen Argumenten ließ ſich nicht lange erwarten. Sie lautete: „Montevideo, den 8. Oktober 1862. In Audienz erſcheint vor mir der Herr Proviſor und General-Vikar des Staats Dr. Don Victoriano A. Conde, vor mir dem unterzeichneten Notario Mayor Eclesiastico (Ober-Kirchen-Notar) und Seine Herrlichkeit (su señoria) ſagt: daß, da die irreguläre Haltung, welche der Presbitero (Prieſter) Dr. Don Francisco Magesté öffentlich, wie notoriſch iſt, beobachtet hat, den Skandal genährt habe, welchen der Presbitero Don Juan J. Brid ſeit ſeiner Deſtitution vom interimiſtiſchen Pfarramt der Matriz gegen ſeine kirchlichen Vorgeſetzten verurſacht habe, die Kurie ſich aus dieſem Grunde veranlaßt ſah, genanntem Mageſté am 10. September die gerechten Beſchwerden vorzutragen, welche ſein ſtrafbares Vergehen verurſache, nachdem man vergeblich erwartet habe, er werde ſein Unrecht von ſelbſt einſehen und wieder gut zu machen ſuchen. Weit entfernt davon, die Belaſtungen von ſich abzuwälzen, habe er ſie noch erſchwert durch ſeine ungewöhnliche tadelhafte Aufführung, durch ſeine reſpektwidrigen Auslaſſungen in ſeiner an die Kurie gerichteten Note vom 6ten. Da dieſe Note ein wirkliches Attentat auf den Reſpekt ſei, welchen ein Untergebener ſeinem Vorgeſetzten ſchuldig ſei, ſo könne Mageſté aus ſolchem Grunde das Amt eines kirchlichen Fiskals nicht weiter verwalten, und da der Vikar (el Jlustrisimo y Reverendisimo Señor Vicario apostolico) ihm Vollmacht dazu gegeben, ſo ziehe er die Ernennung zurück, welche am 16. Dezember 1859 ihn zum Fiskal machte. In Kraft dieſer ſelben Vollmacht erkläre er den Mageſté a divinis ſuspendirt, bis er durch dieſe heilſame Medizin zur Erkenntniß ſeines Unrechts komme und Abſolution von dieſer Cenſur erhalten könne."

War ſchon das Verfahren gegen Brid geeignet Sturm zu erregen, ſo bewirkte dieſer Angriff gegen den andern Götzen der öffentlichen Meinung ein allgemeines Murren. Es wäre klüger geweſen dieſen im Hintergrund agirenden geiſtlichen Fiskal früher

abzusetzen, gerecht war es indeß ihm Zeit zu lassen. Vielleicht fürchtete man sich vor seinem Einfluß in gewissen Kreisen des Publikums und konnte aus der dennoch nothwendig gewordenen Absetzung die Lehre ziehen, wie eine sich fürchtende Berücksichtigung einer gewissen öffentlichen Meinung den Verlauf der Dinge nicht friedlicher und besser macht.

Auch die Regierung fühlte das Bedürfniß den Ansichten eines großen Theils der treu katholischen Bevölkerung entgegenzukommen. Das war höchst schwierig, denn ohne den apostolischen Vikar konnte man kein Kompromiß herstellen und ihn erkannte man ja nicht mehr an. Man übertrug daher Privatpersonen den difficilen Auftrag den Vikar zur Nachgiebigkeit zu stimmen, und viele Konferenzen in Privathäusern fanden statt, zu denen außer dem Vikar Juristen und andre Leute geladen waren, deren kirchliches Interesse man kannte. Indeß blieben alle Versuche den noch immer in der Stadt weilenden apostolischen Vikar herüberzuziehen ohne Erfolg, und er hielt fest an seinen Principien und Pflichten die mit den Ansichten der Regierung von Anfang an nicht übereinstimmten. Auch politische Partheiintriguen mischten sich ein, ja man hatte wohl in übertreibender Weise einige Männer in Verdacht, daß sie den Vikar nur im Interesse ihrer politischen Partheiabsichten beriethen und leiteten. Der Präsident Berro sah sich demgemäß zu einem entscheidenden Schritt gedrängt, ging indeß mit großem Bedacht, Klugheit und Schonung der Persönlichkeiten von dem von ihm eingenommenen Standpunkt aus auf die Sache ein und bewährte auch hier die staatsmännische ruhige Besonnenheit, die seine Verwaltung stets mit dem Ruhm erfüllen wird, eine der edelsten gewesen zu sein, die diese Gegenden jemals sahen. Er vermied die Fehler seiner meisten Kollegen, ließ alle Dinge sich ausreifen und handelte dann schnell.

Unterdessen hatte das Tribunal superior de Justicia, welches bei der allgemeinen Noth und Verwirrung unter dem 15. September zu Rathe gezogen worden war, sich für Landesverweisung des apostolischen Vikars ausgesprochen, gestützt auf die Antecedentien und Sitten des amerikanischen Rechts. Um dieses Ge-

dankending amerikaniſches Recht ritt alles umher, Tribunale und öffentliche Meinung, Juriſten und Zeitungen. Man hatte auch davon viel geſprochen, ihm einen Proceß zu machen, weil er trotz des Regierungsdekrets vom 4. Oktober 1861 ſolche Amtshandlungen vorgenommen habe, wie ſie nur einem apoſtoliſchen Vikar zuſtehen, was er auf dem Gebiet des orientaliſchen Freiſtaats zu ſein aufgehört hätte. Indeß nun entſtand die große und ſchwierige Frage, wie und vor wem man dieſen Proceß einleiten ſolle. Dieſe Idee ließ man alſo fallen.

Am 6. Oktober 1862 verſuchte man wieder auf einem neuen Wege den Schwierigkeiten beizukommen. Ein Dekret des Staatsminiſters erſchien, in welchem die beiden Prieſter (ihre Titel verweigerte man ihnen) Don Jacinto Vera und Dr. Don Victoriano A. Conde veranlaßt wurden, im Regierungshaus zu erſcheinen, um in Gegenwart des Miniſteriums klar und kategoriſch zu erklären, ob ſie das Regierungsdekret vom 4. Oktober 1861 ohne den mindeſten geiſtlichen Vorbehalt anerkennen, und ob ſie ſich fortan jedes geiſtlichen und temporalen Aktes enthalten würden, wie ſie ſie bisher noch immer ausgeübt hätten, nemlich in dem Charakter, den ſie früher gehabt hätten und von dem ſie ſuspendirt ſeien, der erſte als apoſtoliſcher Vikar, der zweite als Proviſor, und ob ſie als einfache Prieſter im Lande bleiben wollten, oder ob ſie es vorzögen, das Land eine Zeitlang zu verlaſſen, bis die vorhandenen Schwierigkeiten mit Seiner Heiligkeit dem Papſt würden regulirt ſein. Das Miniſterium, vor welchem ſie erſchienen, war das ſogenannte Miniſterium der 48 Tage, oder auch Miniſterium der Intelligenzen, oder auch Ministerium amapóla genannt. Es bedeutet amapóla Feldmohn, und da das Miniſterium aus vier Männern beſtand, ſo nannte man es nach den vier Blättern des Feldmohns.

Stadt und Land hatte lange nach einem Miniſterium der Intelligenzen geſchrieen, auch nachdem das Männchen Arascaeta ſich zurückgezogen und der unbeſchäftigte alte Junggeſell und Biedermann Perez ſeinen gemüthlichen Platz im Hôtel de Paris mit den Sorgen der Regierung beſchwert hatte. Letzterer hatte nun das Vergnügen, alle Tage etwas von ſich in den Zei-

tungen zu leſen. Seine Unfähigkeit, ſeine ſtaatsmänniſche Einfalt, ſein Mangel an kühnen Ideen betrübte die Preſſe. Reſignirt ſaß er in ſeiner Ecke am Frühſtücktiſch und dachte: die Welt iſt rund und muß ſich drehen. Er war reich, er war aber auch rechtſchaffen. Nur dem Präſidenten zu Liebe opferte er die Ruhe ſeines Privatlebens eine Zeitlang den Staatsſorgen auf und ließ ſich geduldig ſchelten, denn die Preſſe kannte nicht das Goethe'ſche Wort: „Wenn Du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtocken, wie ſich die Menge verſtockt, wenn Du im Ganzen ſie lobſt.“ Endlich an einem ſchönen Morgen berief der Präſident Berro ein Miniſterium der Intelligenzen, und ſtellte an deſſen Spitze den ſeiner Advokatenkünſte wegen berühmten und reich gewordenen Dr. Don Jaime Eſtrazulas. Unter den Auſpicien des Oberſten Moreno und des Dr. Antonio de las Careras und mit Rückſicht auf die Präſidentſchafts-Kandidatur des erſteren für 1864 war dieſes Miniſterium von den entſchiedenen blancos im Moreno'ſchen Hauſe gebildet worden. Da nahm dann der Advokat Eſtrazulas für ſich ſelbſt das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten in Anſpruch, Don Juan P. Caravia, bisher Regierungspräſident eines Departements (Gefe Politico), nahm das ſogenannte Staatsminiſterium, der Oberſt Don Joaquin Teodoro Egaña das Kriegsminiſterium und Don Placido Laguna das Finanzminiſterium. Sie hatten ein Programm dem Präſidenten vorgelegt, in welchem ſie durch ihre Verwaltung goldene Berge verſprachen. Der bisherige ruhige Fortgang und die ſtille Entwicklung der Berro'ſchen Verwaltung ſollte durch kühn geſtaltete Schöpfungen und Reformpläne unterbrochen werden. Am Abend der Ernennung war große Freude unter dem Cirkel Careras in der Theaterloge dieſes jugendlichen Staatsmannes, der ſich ſelbſt für eine große Potenz am La Plata hält. Ebenſo in der des neu ernannten Miniſters Eſtrazulas. Hier häuften ſich die beglückwünſchenden Beſuche an. Die Damen deſſelben, ſtets ſtrahlend und ſchön, glänzten dieſen Abend ganz beſonders und grüßten mit vielem Lächeln bald links, bald rechts anmuthig ihre Bekannten. Mancher Ausländer ſagte, nachdem der Präſident ſo lange nach einem Miniſterium der In-

telligenzen gesucht hat, hätte er auch jemanden anders finden können als diesen Estrazulas.

Vor diesen Ministern erschienen nun die beiden citirten Priester und Don Jacinto Vera erklärte: Daß, so lange er auf dem Territorium der Republik bliebe, welches er als seiner geistlichen Jurisdiction unterworfen ansehe, er seine Gewalt weiter ausüben werde, mit welcher er sich bekleidet glaube. Daß er nicht freiwillig das Land verlassen würde, es auch nicht könne, ob er es auch wolle. Dem schloß sich in Allem sein Provisor an. Darauf erschien dann das lang erwartete Regierungsdekret am 7. Oktober 1862. Lange drohte das Unwetter, nun schien der Blitz einzuschlagen. Die Regierung entschloß sich zu einem extremen Schritt.

Es hieß im Dekret: Auf Grundlage des Gutachtens des Superior Tribunal de Justicia, welches sich stütze auf die Prinzipien, Gesetze, Kanones, auf Gebräuche, historische Daten und Doktrinen von Schriftstellern und Kanonisten, namentlich auf diejenigen des ehrwürdigen Bischofs von La Ser Donoso, sei es unwiderleglich, daß die von den Priestern Don Jacinto Vera und Dr. Don Victoriano A. Conde seit dem Dekret vom 4. Oktober 1861 ausgeübten Akte eine wirkliche und offene Rebellion gegen die Nationalsouveränität in sich schließen, auch gegen den Präsidenten der Republik, der nach der Konstitution des Staates das Patronatsrecht ausübe und aufrecht erhalte. Da nach dem Ausspruch des Obertribunals die exekutive Gewalt das vollkommene Recht hatte, das Exequatur zu kassiren, welches dem apostolischen Breve gegeben worden war, das den Vikar in sein Vikariat einsetzte, so befände sich die Nationalkirche seit dem 4. Oktober 1861 im Zustand einer vollständigen Hauptlosigkeit, da nicht nur die Befugnisse des apostolischen Vikars, sondern auch die seines Provisors damit aufgehört hätten.

Hier setzte sich das Ministerum der Intelligenzen und der 40 Tage in einen Widerspruch mit den vorangegangenen unintelligenten Ministerien des Männchens Arascaeta und des Biedermannes Perez, denn diese hatten dem Provisor nicht allein sein Gehalt im Betrage von 2000 spanischen Thalern ausgezahlt,

ſondern auch bei feierlichen Gelegenheiten um ſeine Aſſiſtenz gebeten, die er ſtets, wie vorhin geſagt iſt, ſammt dem Klerus der Hauptſtadt verweigerte.

Ferner wurde in dem den Knoten durchhauenden Dekret geſagt, daß es ſich hier nicht um Handlungen eines Diöceſan-Biſchofs, ſondern um die eines einfachen Prieſters handle, der noch dazu geſchworen hätte, die Patronatsrechte des Staates anzuerkennen. Man habe bis jetzt mit aller Klugheit und Mäßigung und im Intereſſe der Kirche gehandelt, damit eine praktiſche Löſung der Schwierigkeiten und Verwirrungen ermöglicht werde, die jene beiden Prieſter verſchuldet hätten.

Das war allerdings unter den früheren Miniſterien theilweiſe der Fall geweſen. Ich entſinne mich, daß man den apoſtoliſchen Vikar an der Spitze des Klerus öffentlich eine Proceſſion abhalten ließ, die ſich durch die Straßen der Hauptſtadt fortbewegte. Der damalige Kriegsminiſter Don Pantaleon Perez folgte mit und eine Anzahl Soldaten mit Militärmuſik ſchloß den Zug, der aus der Ejercicios-Kirche ſich verbreitete. Auch hatte der Präſident Berro in ſeinem Bericht an die Kammer und mit der ihn charakteriſirenden Gerechtigkeit und Mäßigung ausdrücklich erklärt, daß durch das Dekret vom 4. Oktober 1861 der Privatcharakter und die Verdienſte des Vikars durchaus nicht angegriffen würden.

In dem neuen und entſcheidenden Dekret vom 7. Oktober 1862 hieß es nun weiter: Jetzt ſei es nicht mehr möglich, Ruhe und Ordnung in der Republik aufrecht zu erhalten, ſo lange eine Reihenfolge von Handlungen fortbeſtehe, welche Rebellion und Mißachtung der höchſten Regierungs-Autorität ſeien. Jeder Befehl, jede Delegation des Vikars an ſeinen Proviſor, die ausgeführt ſei, ſei eine Verletzung des Patronatsrechts geweſen. Nun ſei die Landesverweiſung des Vikars und des General-Vikars nothwendig. Dieſe Landesverweiſung (estrañamiento) ſei im gegenwärtigen Fall keine Strafe, auch kein Urtheilsſpruch, ſondern nur eine Adminiſtrativ-Maßregel, die allein als wirkſam bekannt und in allen katholiſchen Ländern, welche Regierungsform ſie auch hätten, adoptirt ſei, um die Unordnung und Rebellion

des Klerus niederzuhalten, wenn er es vergißt, was er der Nationalſouveränität und den Immunitäten der Nationalkirche ſchuldig ſei. In ſolchem Falle befände ſich die Regierung des Präſidenten der Republik. Als er ſein Amt übernommen habe, habe er die katholiſche Religion, welche die Nation als Staatsreligion anerkannt habe, zu beſchützen und zu vertheidigen geſchworen, aber zu gleicher Zeit auch gelobt, die Principien und Regalien des Patronatsrechts im Intereſſe der politiſchen Geſellſchaft und der Nationalkirche ſelbſt unverſehrt aufrecht zu erhalten. Es ſei unmöglich zu dulden, daß innerhalb des Staats zwei verſchiedene Autoritäten mit gleicher Stärke und Beſtimmtheit Beſchlüſſe faſſen, welche im Widerſpruch mit einander ſtänden, daraus gehe Unordnung und Bürgerkrieg hervor. Die Nationalkirche ſei rechtlich und faktiſch sede vacante ſeit jenem Dekret vom 4. Oktober 1861.

So konnte man nur mit Gewalt interpretiren. Eine Kirche iſt sede vacante, entbehrt des Biſchofs, des oberſten Hauptes, ſieht niemanden auf dem Stuhl der biſchöflichen Gewalt, wenn ein Biſchof oder ſonſtiges Haupt ſtirbt oder unfähig zur Kirchenleitung wird. Darauf kann ſich nur die altſpaniſche Beſtimmung (R. d. J. tit. 6 lib. 1) gründen, auf die das Dekret ſich ſtützt, deſſen Inhalt wir mittheilen. Dieſe Beſtimmung lautet: „Seine Majeſtät beſitzt in Kraft des Patronatsrechts die Macht, eine königliche Verfügung an die Kathedralkirchen sede vacante zu erlaſſen, damit, bis die Bulle Seiner Heiligkeit ankommt und der zur Prälatur Beſtimmte konſekrirt werde, die Erzbisthümer und Bisthümer Indiens mittelſt königlicher Vollmacht regiert werden.“ (Solorzano de jure Indiarum tom. 2° 46° 3°, cap. 4° num. 35. — Murillo lib. 3° tit. 8° — Donoso Inst. de derecho canonico lib. 3 cap. 20 art. 5.)

Auf Grund aller angegebenen Gründe beſchloß der Präſident nun folgende Artikel: Erſtens: Man veranlaſſe und führe aus die Entfernung der Prieſter Don Jacinto Vera und Dr. Don Victoriano A. Conde aus dem Territorium der Republik, zu Waſſer und in einem Zeitraum von drei Tagen, indem die nothwendige Strenge dieſes Mittels mit den Rückſichten zu ver-

ſöhnen iſt, die man dem Prieſtercharakter der Genannten ſchuldig iſt. Zweitens: Es wird zum Gobernador Eclesiastico Provisorio de la Iglesia Nacional (proviſoriſchen Kirchengouverneur der Nationalkirche) auf dem ganzen Gebiet der Republik ernannt der Prieſter Don Juan Domingo Fernandez, welcher unter dieſem Datum der römiſchen Kurie als interimiſtiſcher Pro-Vikar präſentirt wird, damit er, bis die Beſtätigung Seiner Heiligkeit ankommt, die Kirche im Geiſtlichen und Weltlichen regiere auf Grund der Kanones und Geſetze, nachdem er den Eid über das Patronat geleiſtet hat. Drittens: Da der proviſoriſche Gouverneur der Kirche den legalen Charakter eines Hauptes der Kirche hat, ſo giebt man ihm das Gehalt des ſuspendirten apoſtoliſchen Vikars. Viertens: Alle Curas und Prieſter, welche in der Republik reſidiren oder noch reſidiren werden, ſind gehalten, der Autorität des Gobernador Eclesiastico zu gehorchen, dem die Regierung, wenn es nöthig ſein ſollte, die erforderliche Hülfe zur Aufrechterhaltung ſeiner Autorität gewähren wird.

Dieſes Dekret war ein großes Ereigniß für die Stadt, doch fürchtete man unangenehme Scenen. Man ſuchte Verſammlungen des Klerus im Hauſe des Vikars und des Proviſors zu hintertreiben und der Polizeipräſident erhielt die entſprechenden Aufträge. Schon am 8. Oktober ſchickte man beiden Prieſtern ihre Päſſe. Noch an demſelben Tage wurden ſie von dem Polizeipräſidenten auf das Dampfſchiff geleitet, das nach Buenos Aires abging. Zahlreiche Damen hatten ſich am Waſſer verſammelt und küßten weinend dem ſcheidenden Vikar die Hände. Aber wenn er auch ſo gewaltſam aus der Republik entfernt wurde, und ſeine kirchliche Feſtigkeit dieſe traurige Belohnung fand, ſo war es ihm doch möglich geweſen, einige Entſcheidungen vor ſeiner gezwungenen Abreiſe zu treffen.

Wie beim Regen die Fröſche zum Vorſchein kommen und die Mäuſe, wenn die Katze verſchwunden iſt, ſo kam auch der a divinis ſuspendirte Brid, der ſich eine Zeitlang ſehr zurückgezogen gehalten hatte, zum Vorſchein. Man war nahe daran geweſen ihn zu opfern, darum ſah es jetzt recht gemüthlich in ſeinem Innern aus und ſeine wenig verſprechenden Geſichtszüge

bequemten ſich zu einem höhniſchen Lächeln, als er wieder durch ſeinen Matriz-Tempel mit erleichtertem Herzen rauſchen und allen ſeinen Bekannten, den Doctorcillos (den kleinen Doktoren, Winkeladvokaten und Zeitungsſchreibern) ſiegestrunken die Hand reichen konnte. Einige Prieſter fanden ſich auch wieder ein, die Meſſe zu leſen. Der Vikar hatte Disciplin aufrecht erhalten und eine ſittliche und kirchliche Würde vom Benehmen des Klerus verlangt. Jetzt glaubten die ungebundenen Geiſtlichen, die guten alten goldenen Tage würden wiederkehren, da der Klerus that, was er Luſt hatte, und ein altersſchwacher Pro-Vikar darauf ſich beſchränkte, mühſam nach der Matriz zu gehen und die Kirche ihrem eignen Genius zu überlaſſen.

Bald aber wurde das kirchliche Dekret bekannt, welches der apoſtoliſche Vikar kurz vor ſeiner Abreiſe nach Buenos Aires erlaſſen hatte: „Wir Don Jacinto Vera durch die Gnade Gottes und des heiligen Stuhles apoſtoliſcher Vikar der Republik Uruguay erklären: da die Igleſia Matriz von Montevideo mit Gewalt der legitimen Jurisdiktion ihres Prälaten entriſſen iſt, und da länger als ein Jahr der rebelliſche Prieſter Don Juan José Brid mit anderen wenigen Prieſtern prieſterliche Funktionen in ihr ausgeübt hat, und da länger ein ſolches Aergerniß nicht zu dulden iſt, ſo wird die genannte Kirche in Interdikt erklärt und jedem Prieſter die Ausübung ſeines Miniſteriums in ihr unterſagt, wenn er nicht einem perſönlichen Interdikt und anderen Strafen ipso facto verfallen will.“ Die Matriz verödete in Folge dieſes Dekrets zuſehends, ſelbſt die Regierung wagte nicht mehr, ein Hochamt in ihr abhalten zu laſſen, denn der Prieſter waren zu wenige geworden, die ſelbſt jetzt ihr Weſen in der anſtößig gewordenen Kirche treiben wollten.

Der apoſtoliſche Vikar Vera und ſein Unglücksgefährte der Proviſor zogen ſich in das alte und einſame Franziskanerkloſter zu Buenos Aires zurück. Eine ſtille Zelle mit ärmlichen Möbeln diente den Verbannten zum Aufenthalt, aber ſie waren zufrieden, denn ſie hatten ihrem Gewiſſen gehorcht. Vielfach beſuchte man ſie, Blumenbouquets und Arbeiten der orientaliſchen Damen, die in Buenos Aires lebten, fehlten ihnen nicht. Die

Eifersucht der Stadt Buenos Aires auf ihre Nachbarin Montevideo veranlaßte die dortige Presse, den Verbannten Recht und dem Regiment in Montevideo Unrecht zu geben. Selbst der Präsident der argentinischen Konföderation, General Mitre, machte dem verbannten Vikar Vera einen Besuch. Es scheinen aber in der katholischen Kirche selbst bis an die höchsten Stellen Einflüsse zu reichen, welche ein entschiedenes Auftreten katholischer Priester nicht mit der Anerkennung belohnen, die es eigentlich verdienen müßte. Sowohl der Bischof von Buenos Aires als auch der Erzbischof v. Palmyra waren etwas reservirt.

In Montevideo sollte nun der alte Mann, den man früher nach seiner Entlassung als Pro-Vikar im abgetragenen Gewand und in Aermlichkeit hatte umherwandeln sehen, und der um eine Staatsunterstützung eingekommen war, die er seiner Ehrlichkeit und seiner Verdienste halber erhalten hatte, die aufgeregten Geister beruhigen und die entflammten Gemüther leiten. Man glaubte nicht, daß er die von der Regierung angebotene Ernennung annehmen würde, er war eine Ablehnung seinem rechtmäßigen Obern dem apostolischen Vikar schuldig, den nur Gewalt zeitweise aus seinem Sprengel entfernt hatte, wie dies in der neuern Kirchengeschichte so häufig der Fall gewesen ist. Niemand anders als der Verbannte konnte Vollmachten für seine Vertretung geben. Noch am Abende desselben Tages, als das Verbannungs-Dekret und sein Ernennungs-Dekret bekannt wurde, begab sich eine Deputation von Priestern und Freunden in das Haus des alten Fernandez und rieth ihm dringend und freundschaftlich ab, bei seinem hohen Alter einen so unbesonnenen Schritt zu thun und aus unberechtigten Händen interimistisch die Prälatur anzunehmen. Man konnte ihn nicht dahin stimmen, seine Mitwirkung den weiteren Schritten der Regierung zu versagen. Am 10. Oktober leistete der alte Mann zum Schmerz des Klerus in Gegenwart des Herrn Präsidenten der Republik und des Ministeriums der Intelligenzen tacto pectore et in verbo sacerdotis den Eid als provisorischer Kirchenregent der Nationalkirche die Verfassung des Staats und die Autorität des Patronats zu respektiren. Ein Musikchor spielte vor dem Regierungshaus, um

die Freude anzudeuten, die in der Stadt herrschen sollte, und um den alten Mann zu ehren, der als Lückenbüßer zum zweiten Mal eintrat.

Um diese Stunde, als der Eid geleistet worden war, ging alles seinen Geschäften nach. Niemand nahm Notiz von der Ceremonie, die im Cabildo vor sich ging. Deshalb fragten sich Geschäftsleute und Spaziergänger, die auf dem Platz, der Calle Sarandi und der Calle Porton sich begegneten, was giebt es Neues in der Matriz, da läutet man ja mit allen Glocken, wie bei der Auferstehungsmesse am Ostertage und wie bei der Corpus Christi-Procession. Kindermädchen, die ihre Kinder auf den Platz geführt hatten, Neger und Knaben stürzten in die Matriz, um zu sehen, was es da gebe. Sie fanden eine leere Kirche und einer fragte den andern, wozu das starke Geläute, dem übrigens das Geläute keiner andern Kirche antwortete, die Stadt in Aufruhr bringe. Brid drückte seine Freude aus über den kirchlichen Regierungsantritt des alten Fernandez, darum ließ er mit allen Glocken läuten. Die Regierung hatte Glockengeläute auch bei den anderen Kirchen bestellt, aber niemand war der Aufforderung nachgekommen. In der Ejercicios-Kirche hatte man sogar die Seile abgeschnitten, welche die Glocken bewegten. Während so die im Interdikt befindliche Matriz allein den Regierungsantritt des neuen s. g. Pro-Vikars mit Glockenklang begrüßte, richtete der vertriebene apostolische Vikar ein vom 8. Oktober datirtes Pastoralschreiben an das Volk und den Klerus, in welchem er zur Geduld ermahnte. Obgleich die Regierung dieses Schreiben konfiscirte, wo es sich fand und seine Verbreitung hinderte, so kam es doch durch zuverlässige Leute in Aller Hände und erlangte eine vollständige Theilnahme.

Auch der Regierungs-Pro-Vikar erließ ein Pastoralschreiben, um den einmüthig handelnden Klerus geneigter zu stimmen. Die Regierungs-Juristen werden ihm wohl das Schreiben gemacht haben, er aber fing mit seinem Namen dasselbe an: „Wir Don Juan Domingo Fernandez, interimistischer Kirchenregent der Republik Uruguay“ und er wünschte Heil und Segen allen ehrwürdigen Brüdern, den Pfarrern der Parochien, dem orientali-

schen Klerus im Allgemeinen und allen übrigen Gläubigen. Indeß, wer es wirklich gut mit der Kirche meinte, sah in ihm keinen geistlichen Obern und bedauerte seine Rolle. Er bat in diesem seinem pastoralen Ausschreiben, man möge ihn unterstützen, die Gemüther zu beruhigen. Er habe nur provisorisch bei der gänzlichen Hauptlosigkeit der Kirche eine so dornenreiche Stellung angenommen. Er glaube, daß die Regierung zu den bekannten Schritten habe schreiten müssen, um größere Uebel zu vermeiden. Die Regierungsmaßregel beleidige nicht im mindesten die Einheit des Glaubens, sie greife die Heiligkeit keines einzigen Dogmas der Kirche an, sie berühre nur einen Kontroverspunkt über Kirchendisciplin, der ohne Schaden für die Essenz der katholischen Religion wohl eine Diskussion zulasse u. s. w. Sein Hirtenbrief war von einem neuen geistlichen Notar gegengezeichnet. Den früheren hatte man auch mit abgesetzt. Sein Verbrechen war, die Vera'schen und Conde'schen Erlasse ausgefertigt zu haben.

Die Hoffnung des alten Fernandez, daß die kirchlichen Autoritäten sein Verfahren billigen würden, bestätigte sich nicht. Schon am 15. Oktober erließ die apostolische Delegation von Parana aus ein Schreiben an den Minister, in welchem es für einen Skandal erklärt wurde, daß der Fernandez seine Ernennung von der Regierung angenommen habe. Abgesehen von der falschen Ansicht, welche sich die orientalische Regierung über das Patronatsrecht gebildet habe, nach welcher die Statuten und Konstitutionen der Kirche verletzt, die Freiheit und Unabhängigkeit ihr genommen seien und sie der Civilgewalt unterworfen sei, habe der Delegat auch über das Dekret vom 2. Oktober den tiefsten Schmerz empfunden, durch welches alle kirchlichen und Civilgesetze in der Person des Vikars und Provisors verletzt seien. Dieses Dekret würde traurige Folge haben, und es betrübe ihn, daß in einem Staat wie Uruguay so etwas vorkommen könne. Sehr scharf schrieb er auch an den alten Fernandez. Er machte ihm bemerklich, daß er nicht durch die Thür, sondern durch's Fenster in sein Amt gekommen sei, alle seine Akte seien null

und nichtig und mit Härte fragte er ihn, wer ihm denn die kirchliche Jurisdiktion übertragen habe, die er ausüben wolle. Er möge auf den guten Weg zurückkehren, den Flecken auszulöschen suchen, der auf der letzten Periode seines Lebens ruhe. Die Kirche und seine eigne Würde verlange es, daß er eine Entscheidung treffe. Aber der alte Mann war für diese Ansprachen taub, er ging, wie er es so viele Jahre gewohnt war, jeden Morgen in die mit dem Interdikt belegte Matriz-Kirche, um seine Messe zu lesen und ließ die Geister sich bekämpfen, so wie sie es wollten. Ja er duldete es auch, daß der Urheber des ganzen Streits, der Senator und Ehren-Kanonikus Brid wieder seine Messen las. Dabei ließ er sich sein gutes Gehalt auszahlen und lebte ruhig im Schatten des Regierungsschutzes.

Große Angst hatten alle Pfarrer, die unmöglich den improvisirten provisorischen Kirchenregenten anerkennen und seiner Jurisdiktion sich unterwerfen konnten. Die meisten fürchteten eine Absetzung und eine Ersetzung durch herrenlose und länderlose Priester, wie sie in Amerika zahlreich umherlaufen, an jedem Ort zu finden sind oder aus Nachbarstädten verschrieben werden können. Einige waren bereits aus Spekulation aus Buenos Aires herübergekommen. Alle Pfarrer hielten es für ihre Pflicht, zu Gunsten des verbannten apostolischen Vikars in dieser gefährlichen Zeit zu protestiren, was von der Macht der katholischen Kirchendisciplin und Kirchenideen auch über einen mittelmäßigen und theilweise verdorbenen Klerus Zeugniß giebt. Zuerst protestirte der Padre Estrazulas, der Bruder des mit dekretirenden Ministers, der neben Vera Vikariatskandidat gewesen war, aber seine Zurücksetzung von Seiten der römischen Kurie vergessen zu haben schien. Ein besondrer Abdruck seines Protestes wurde in der Stadt vertheilt. Sodann protestirte der Hauptstadtklerus mit wenigen Ausnahmen. Endlich that solches der Klerus in den Departements mit seltner Einstimmigkeit. Viele sahen im Verfahren der Regierung einen Versuch, eine von Rom unabhängige katholische Nationalkirche anzubahnen. Indeß hatten selbst diejenigen, welche mit den Dogmen der katholischen Kirche und mit den christlichen Grundlehren überhaupt nicht mehr überein-

ſtimmen — und deren giebt es unter den dortigen Katholiken ſehr viele — die Zuſammengehörigkeit mit Rom für höchſt wünſchenswerth und nothwendig, wenigſtens für die jetzigen Zeiten noch.

Unter den Proteſten will ich nur einige hervorheben. Unter ihnen findet ſich der des Cura vicario von La Florida vom 15. Oktober 1862. Er lautet: „Kürzlich in dieſe Hauptſtadt gekommen, ſehe ich mich in der unabweisbaren Verpflichtung, meinen Namen dem öffentlichen Proteſt beizufügen, welchen die wahren katholiſchen Prieſter bei der Ernennung des Prieſters Don Juan Domingo Fernandez zum proviſoriſchen Obern der Kirche des Staates durch die Civilgewalt abgegeben haben, durch welche Ernennung er autoriſirt wurde, die Kirche im Zeitlichen und im Geiſtlichen zu regieren und zu leiten, und durch welche die anderen Prieſter beauftragt wurden, ſeiner Autorität ſich zu unterwerfen und ihm zu gehorchen, ſelbſt wenn die Hülfe der öffentlichen Gewalt angewendet werden müßte. Als katholiſcher Prieſter kann ich keinen Prälaten anerkennen als den, welcher vom höchſten Haupt der Kirche dazu angeſtellt wurde, oder ich müßte meinen Gewiſſenspflichten und meinem Eide untreu werden, es ſei denn, daß Seine Heiligkeit anders beſtimmen. Alſo iſt es mir auf keine Weiſe erlaubt, dem Prieſter Fernandez zu gehorchen, weil ich in ihm keinen Charakter geiſtlicher Autorität anerkennen kann, da er ſolchen von der legitimen Autorität der Kirche, die ihn allein übertragen kann, nicht empfangen hat. 23 Jahre ſind es her, daß ich der orientaliſchen Kirche diene, deren Land ich als zweite Heimath adoptirt habe, viele Jahre ſind es her, daß ich den Prieſter Fernandez als Freund kenne, und ich bedaure, daß er am Ende ſeiner Lebensjahre, nach einer tugendhaften Prieſterlaufbahn, am Vorabende vor dem höchſten Tribunal der Gottheit Rechenſchaft abzulegen, da er ſchon die Pforten der Ewigkeit bei ſeinem hohen Alter offen ſieht, die ungeheure Laſt der kirchlichen Cenſuren auf ſeine ſchwache Schulter genommen hat. Denn dieſen iſt er anheimgefallen, nachdem er den Titel nicht zurückwies, den die Civilgewalt ihm übertragen hat. Ich, er und alle ſind verpflichtet,

die Anordnungen der Regierung zu verehren und ihnen zu gehorchen, was das bürgerliche Weſen anbetrifft, aber im Geiſtlichen haben wir eine andre unabhängige Autorität, welche von dem höchſten Herrn herſtammt, der ſeine Kirche begleiten wird bis an das Ende der Zeiten und ihr muß man gehorchen. Ich proteſtire und bin, durch heilige Gewiſſenspflichten bewogen, bereit, das zu erdulden, was kommen könnte, vertrauend dem Recht und der Gerchtigkeit und vor Allem dem, welcher alles kann und die Ehrenkrone denen verſprochen hat, die für die Gerechtigkeit leiden." Dieſer Pfarrer hieß José Letamenti.

Ein andrer proteſtirender Prieſter war Cura vicario von Colonia, jener Stadt, um welche einſt ſpaniſche und portugieſiſche Truppen kämpften, und die heute eine reiche Nachbarſchaft aber Verfall in ihren Mauern hat. Der hatte in der Preſſe ſehr wenig Gönner. Von ihm las man gar merkwürdige Geſchichten. Das Schlechteſte warf man ihm in den Zeitungen vor, was ſich nur denken ließ. Als, um etwas Komiſches mitzutheilen, der apoſtoliſche Vikar Vera ſeine Generalviſitation abhielt und auch nach Colonia kam, ſchickte ihm eine Familie einen Korb mit Hühnern zum Geſchenk. Der Padre Cazorla — ſo hieß der Kirchenmann in Colonia — glaubte nun, es ſei beſſer, wenn er die Hühner behielte und verſteckte ſie unter dem Hochaltar. Hier aber verhielten ſie ſich leider nicht ruhig, mitten während der Kirchenceremonie verriethen ſie ihre Gegenwart und wurden zum allgemeinen Gelächter hervorgezogen und an einen paſſenderen Ort gebracht. Ein andres Mal fiel er beim Läuten, das er aus Geiz ſelbſt beſorgte, vom Thurm herab, weil er auch ſchon ſehr unſicher hinaufgeſtiegen ſein ſoll. Auch Attentate gegen Damen warf man ihm mit Nennung der Namen öffentlich vor. Genug ſeine Stellung in Colonia war die ſchlechteſte, doch nahm der apoſtoliſche Vikar von den Klagen darüber keine Notiz. Das warf man ihm demnächſt ſehr heftig in den Blättern vor, daß er ſolche Leute wie Cazorla in Colonia, Madruga in San José und Andere begünſtige, die keine anderen Verdienſte hätten, als daß ſie für die Zwecke des Jeſuitismus arbeiteten. Nun konnte man es ſich ſchon denken, daß der

Proteſt des Padre Padre Cazorla, der auch im Austheilen von Schlägen ſtark geweſen ſein ſoll, nicht gerade in den feinſten Ausdrücken ſich bewegen würde. In ſeinem Proteſt, der gleichfalls im Journal la Reforma pacifica veröffentlicht wurde, ſagte er: Er erkenne keinen andern Gouverneur der Kirche des orientaliſchen Freiſtaates an, als denjenigen, welchen Seine Heiligkeit der allerheiligſte Vater Pio Nono als ſolchen bezeichnet habe, nemlich den ſehr ehrwürdigen Don Jacinto Vera und er erkläre, daß nur in deſſen Perſon die geiſtliche Jurisdiktion und das Kirchenregiment im ganzen Gebiet der Republica oriental del Uruguay exiſtire, auch nach dem Verbannungsdekret, welches die Civilregierung gegen denſelben erlaſſen habe (contra su Señoria Ilustrisima y Reverendisima, wie man von einem apoſtoliſchen Vikar ſagt). Er erkläre ferner, daß die bürgerliche Gewalt den Don Juan Domingo Fernandez weder ernennen noch autoriſiren dürfe, um die Kirche zu regieren. Der Fernandez ſei nur ein Eindringling und ein ſchismatiſcher Uſurpator (un intruso y cismatico usurpador). In dieſem Tone ging es weiter fort. Wir wollen die anderen Proteſte nicht weiter berückſichtigen, welche ſo ziemlich dieſelben Ideen ausſprachen und mehr oder weniger ausführlich waren. Jeden Tag füllten ſie die Reformo pacifica und das Journal „el pais“, welches an die Stelle der Republica die Vertheidigung des Vikars und des Klerus übernahm. Der Cura von Carmelo José Sancho, der Cura von Santa Lucia A. de Leon, der Cura von San Salvador Francisco Tapia und viele andere ſprachen ihren Proteſt aus.

Es bildete ſich eine vollſtändige Anarchie unter dem Klerus aus, deshalb berief das Miniſterium der Intelligenzen ſämmtliche Geiſtliche der Hauptſtadt in das Regierungsgebäude und befahl ihnen, den Anordnungen des Staats Gehorſam zu leiſten. Sie ließen ſich nicht einſchrecken. Sie verweigerten es, den improviſirten Kirchenprälaten anzuerkennen. Einige Ausländer unter ihnen betrugen ſich bei der Verhandlung höchſt unanſtändig. Sie gebrauchten die vom Pöbel angewandten Schimpfwörter und machten anſtößige Zeichen. Sie erregten einen ſolchen Skandal und beleidigten die Miniſter ſo ſehr, daß dieſe eine

Verhaftung der schuldigen spanischen, französischen und brasilianischen Priester anordnete. Den meisten dieser saubern Herren gelang es, als sie verhaftet werden sollten, in die Konsulate zu entfliehen. Zwei französische Baskenpriester flüchteten sich in's französische Konsulat, ein italienischer in das seines Konsuls und nur ein brasilianischer Priester konnte noch an demselben Abend a la sombra d. h. in's Gefängniß gebracht werden. Mit großem Jubel hies es in der Stadt: die Pfaffen sind weggelaufen, als man sie verhaften wollte. Eine diplomatische Korrespondence zwischen dem Ministerium und dem französischen Agenten entspann sich. Es schienen die Baskenpriester unschuldig gewesen zu sein. Eines sehr unanständigen Betragens wurde der a la sombra geführte brasilianische Priester Manuel Vieiro do Prado überführt. Er mußte öffentlich in den Zeitungen demüthig abbitten und dem Minister erklären, daß er bei der Versammlung des Klerus im Regierungshause das Unglück gehabt habe, in einem Augenblick gestörter Vernunft öffentlich und zum Skandal den Respekt zu vergessen, den er als Mann von Erziehung und als Priester Jesu Christi den Ministern der vollziehenden Gewalt gegenüber hätte haben müssen. Nun habe er über solches nachgedacht, und er stelle sich der Regierung und dem Don Juan D. Fernandez gänzlich zur Verfügung. Nach diesem Vorgang, der an das populäre Sprüchwort: „Friß Vogel oder stirb" erinnert, hatte der jetzt sehr gemüthlich in der Matriz-Kirche agirende Brid die Taktlosigkeit diesem eben herübergezogenen Brasilianer die Hauptmesse um 1 Uhr an den Sonntagen zu übertragen, wahrscheinlich damit sich derselbe an die Umgangsformen und an die Weise der vornehmen Welt gewöhne, da er über seine Kenntniß in den Umgangsformen des gewöhnlichen Pöbels auf der Versammlung im Cabildo bereits genügende Auskunft gegeben hatte. Auf beiden Seiten zeigte sich also der Klerus in schlechtem Licht. Es wurden Schäden aufgedeckt und sichtbar, die zum Besten der Frömmigkeit des Volks hätten unberührt bleiben müssen. Wiederum aber sah man ein, wie ein Konkordat, ein Bischof, ein Seminar und ein tüchtiger nationaler Klerus noth thäte.

Von Buenos Aires aus erließ der verbannte Vikar ein zweites Manifest, welches heimlich in's Land hineingebracht werden mußte, denn das Ministerium wachte mit großer Strenge darüber, daß ja keine Hirtenbriefe des Vikars auf den Kanzeln verlesen würden, auch keine sonstige Mittheilung stattfände. Das Volk in den Departements war über die Verbannung des Vikars auf's Aeußerste erbittert. Bei San José sollten sich sogar Truppen gesammelt haben und schon sprach man das Wort Revolution aus. Man wollte den vertriebenen geistlichen Chef der Nation auf diesem Wege zurückführen. Er selbst sprach sich indeß gegen einen solchen Versuch in Privatbriefen an seinen Schulfreund den Gefe Politico von San José und an den Redakteur des „el pais“ entschieden und würdevoll aus. In den kleinen Städten und auf dem Lande benutzten die Geistlichen die Kanzeln, um ihrem Unwillen lauten Ausdruck zu geben. Es war der Umkreis ihrer Thätigkeit ein beschränkter und das geistige Leben, das sie führten, ein armes, große Kämpfe lagen ihnen ferne und von den Fragen des Jahrhunderts wurden sie wenig berührt. Gegner hatten sie wenig zu bekämpfen, wenn nicht ein oder der andre Freimaurer in ihrer Nähe ihren Kircheneifer wach rief. Nicht alle liebten nur die siesta, das Spazierenreiten und eine gute comida (Mahlzeit). Es gab auch kampfbereite und thätige Naturen unter ihnen, die nur auf eine Gelegenheit warteten, ihren Eifer zu üben.. Es hatten auch manche aus Italien und Spanien Ideen von Priesterwürde und Priestermuth mitgebracht, welche allerdings in dem schönen Lande bereits eingeschlummert waren und einem stillen und genügsamen Leben der Alltäglichkeit Platz gemacht hatten. Indeß nun fiel der zündende Funke in ihre Seele, der Priester fühlte sich plötzlich auf seinem Grund und Boden stehen, und der Kampf winkte. Mitten unter den Gegenständen ihres alltäglichen und gemüthlichen Lebens erinnerte sie der Anblick ihrer kleinen Capilla und das aus der Hauptstadt angekommene Zeitungsblatt und die Gespräche der Reisenden aus der durchpassirenden Diligencia daran, daß sie eine streitende Kirche seien, und je ärmer ihr geistiges Leben war, desto fanatischer fühlten sie. Deshalb sah sich der Staats-

miniſter Don Juan Caravia, einer der Miniſter der 48 Tage, veranlaßt, ein ernſtliches Dekret an die Gefe's politicos der 13 Departements zu richten, um den Aufreizungen durch die Prieſter entgegenzutreten.

Dieſes am 23. Oktober 1862 erlaſſene Schreiben lautete: „Da der Prieſter Don Jacinto Vera von Buenos Aires aus in ſeinem ſtrafbaren Ungehorſam gegen den Präſidenten der Republik fortfährt, welcher ſeine Verbannung verurſachte, indem er von dort Schriften mit dem Titel Paſtoralſchreiben erläßt, welche heimlich eingeführt werden und cirkuliren, um die Gemüther gegen die Maßregeln der konſtitutionellen Autorität des Staates aufzuregen, ſo muß die Regierung dafür ſorgen, daß dieſe Autorität reſpektirt und die Propaganda ſubverſiver Lehren, welche die Gemüther aufregen und die öffentliche Ruhe ſtören, verhindert werde. Sie befiehlt Euer Herrlichkeit die thätigſte Wachſamkeit in ihrem Departement auszuüben und jede Publikation zu konfisciren, welche in angegebener Weiſe vom Prieſter Vera oder einem andern in ſeinem Namen unterſchrieben iſt, indem man diejenigen, welche ſolche Schriften cirkuliren laſſen, als Verbreiter von Brandſchriften anzuſehen hat. Mit Bezug auf den Erlaß vom 10. d. werden Sie den Pfarrern Ihres Departements das formelle Verbot übermitteln, in den Kirchen ſolche Publikationen zu verleſen, oder irgendwie in einem Sinne zu predigen, welche die Maßregeln der Regierung einer Cenſur unterwerfen oder Alarm und Diviſion unter den Bewohnern erzeugen, indem ſie ſie zum Widerſtande gegen die Autorität disponiren." Dieſer Erlaß wird vielfach umgangen ſein.

Um alle Momente dieſes Kirchenſtreits in möglichſter Ausführlichkeit mitzutheilen, erinnere ich daran, daß die beiden verbannten Prieſter Vera und Conde an die permanente Kommiſſion des Senats und der Deputirtenkammer einen Proteſt gegen die Regierungsmaßregel erlaſſen hatten. Dieſe Kommiſſion ernannte einen Ausſchuß, welcher die Klage prüfen ſollte. Das Gutachten deſſelben wurde angenommen und lautete: „Seien die Handlungen, welche von den genannten Herren gegen die Dispoſitionen der Regierung ausgeübt worden ſeien, welche ſie

wollen, ſo hätte dieſelbe, da ſie niemals die richterlichen Funktionen an ſich reißen kann, ohne in die Befugniſſe der richterlichen Gewalt einzugreifen, dieſe Strafe, die Verbannung, ſelbſt nicht ausführen dürfen. Indem die Konſtitution im 130. Artikel die Menſchenrechte definirt, erklärt ſie ausdrücklich, daß niemand dieſer Rechte ohne Uebereinſtimmung mit den Geſetzen beraubt werden darf. Alles ſei nach dieſem Artikel null und nichtig, was ohne richterliche Form in Civil- und Kriminalfällen gehandhabt werde. In den Angelegenheiten der Herren Vera und Conde ſeien dieſe Formen nicht beobachtet und die Geſetze verletzt worden, welche die natürlichen Menſchenrechte garantiren. Niemand könne auch nach Artikel 136 der Konſtitution ohne Proceß und legale Sentenz beſtraft werden, deshalb könne und dürfe das Dekret vom 7. Oktober nicht rechtsgültig exiſtiren. Es müſſe der Exekutiv-Gewalt, nemlich dem Präſidenten angezeigt werden, daß durch das Dekret Artikel 130 und 136 der Konſtitution verletzt ſeien." Ramon Vilardebó und Pedro Fuentes hatten dieſes Gutachten ausgearbeitet und am 28. Oktober präſentirt. Aber niemand ſah hierin etwas anderes als eine formelle Behandlung einer materiell anders entſchiedenen Streitfrage. Es war den Bedürfniſſen der Akten Genüge gethan.

Der Vikar und ſein Proviſor lebten ruhig im Franziskanerkloſter weiter fort, es war ein hartes Geſchick, das ſie betroffen hatte. Man ſuchte ſie in Partheiumtriebe hineinzuziehen. Namentlich nahm die rothe Parthei, welche ſeit langer Zeit von der Herrſchaft in Montevideo entfernt war und ſeit dem Blutbad von Quinteros im Jahre 1858 höchſt erbittert den Tod der Generäle Diaz und Freire rächen wollte, den Schein an, als ob ſie den Vikar mit Gewalt wieder in's Land bringen werde. Es regte und bewegte ſich unter den noch im Lande vorhandenen rothen Partheihäuptern. Die meiſten freilich lebten auf der andern Seite des La Plata in Buenos Aires, in Entre-Rios, in Corientes, waren in fremde Kriegsdienſte eingetreten oder mit Privatunternehmungen beſchäftigt. So namentlich der General Flores. Sie alle lauerten auf eine günſtige Gelegenheit, in das Vaterland einzubrechen, um eine Herrſchaft zu erobern, die ſie

nicht zu bewahren gewußt hatten, und deren sie sich durch ungeschicktes und schlechtes Regiment unwürdig gemacht hatten. General Flores war früher einmal Präsident gewesen, aber ein sehr schlechter Präsident, der weder mit den eignen noch mit den Geldern des Staates umzugehen wußte. In Folge eines Pronunciamento's war er vor der Präsidentschaft Pereira's abgesetzt worden und ging bald darauf nach Buenos Aires, ohne sich an dem Cesar Diaz'schen Versuch zu betheiligen. Ein gänzlich unfähiger Mann, den Indiern und den Mulatten ähnlich, verstand Flores es sehr gut, hinter Ochsen herzureiten und Tropilla's nach dem Saladero zu treiben, war aber bei seiner Staatsverwaltung meistens von der dem Staat sehr theuern Familie Magariños abhängig, und wurde jetzt wieder als Schreckbild der Regierung des Präsident Berro genannt, um sie einzuschüchtern.

Schon am Anfang der Präsidentschaft Berro im Juli 1860 hatte sich die in den Hintergrund geschobene rothe Parthei in einer sehr unpatriotischen Weise geregt. Mit brasilianischem Gelde wurde ein Oppositionsblatt „el pueblo" von ihr gestiftet. Por la gracia de Dios y de Su Magesdad Don Pedro Segundo (Von Gottes Gnaden und Seiner Majestät Don Pedro des Zweiten) erschien es, wie man damals sagte. Aber der Präsident Berro erklärte, er würde energisch jedem Versuch entgegentreten, welcher die alten Partheiunterschiede neu belebe und die Stichwörter und Farben der alten Partheien neu in Erinnerung bringen würde. Da mußte denn das „el pueblo" eine zahme Haltung einnehmen und meistens erhielt er es sich durch geistreiche Gedichte und Kritiken der Familie Magariños. Im Januar 1861 begannen sich die Geister wieder zu regen, welche der rothen Parthei anhingen. Eine Aufforderung zu einer großen Todtenmesse für die vor drei Jahren in Quinteros hingerichteten Generale und Soldaten erging durch die Zeitungen der rothen Parthei namentlich durch den geistreichen Schwätzer „el pueblo". Die Regierung besaß die Klugheit, die etwas schroffen Erlasse zu ignoriren. Die Demonstration verlor dadurch ihren Reiz. Aus der lauten öffentlichen Todtenmesse wurde eine stille Sammlung für die Wittwen und Waisen der Hinterbliebenen.

Nun war eine neue Gelegenheit da, um der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Aber es gelang nicht den vertriebenen Vikar mit den Bestrebungen einer regierungsfeindlichen Parthei zu vermengen. Die eigentliche bigotte und klerikale Parthei lehnte jede Gemeinschaft und Bundesgenossenschaft mit Bestrebungen ab, welche das Regiment des Präsidenten Berro stürzen wollten. Denn sie hätten ja blind und unvernünftig sein müssen, wenn sie einen kirchlichen Principienkampf, der auf beiden Seiten von verschiedenem Standpunkt aus von Berro sowohl als von Vera mit Würde geführt worden war — so albern auch oftmals die Nebenpersonen und die Zwischengrößen waren — ins Unerlaubte und Sträfliche hätten herabziehen lassen. Der Vikar, durch kleine Intriguen gestürzt, litt für eine große Sache, das konnte ihn trösten in seiner Einsamkeit, und ihn trug der Gedanke, auch seine Zeit würde kommen. Das Leiden weihte seine Prälatenstellung.

Niemand wünschte übrigens in Montevideo einen Wechsel in der Regierung. Schon die Gerüchte von einer bevorstehenden Revolution erschüttern ja das Vertrauen und verursachen Verluste in der Handelswelt. Die Stadt und das Land waren dem Präsidenten Berro für sein gerechtes sparsames und festes Regiment sehr dankbar. Selbst wenn er nur mit Unterbeamten regierte und die Ministerien lange unbesetzt ließ, spürte man die Segnungen seiner Regierung. Ungeduldige Ministerkandidaten gab es genug, welche das Bewußtsein einer neuen Aera in sich trugen, aber er hielt sie stets sehr kurz, indem er das Land dadurch vor den Experimenten prahlerischer Größen bewahrte, welche nur der Eitelkeit und der Schwäche huldigten, wenn sie einen sogenannten Nationalruhm nach Innen und nach Außen zu vertreten suchten. Auch erhielt sich sein Gouvernement ziemlich nüchtern den phantastischen Plänen der Regierung von Peru gegenüber. Peru wollte nemlich im Süden Amerika's das werden, was die Vereinigten Staaten im Norden sind, die Macht, die gegen jede Einmischung Europa's in die amerikanischen Verhältnisse protestirt. Als der Angriff gegen Mejico einen allgemeinen Unwillen unter den spanischen Republiken hervorrief,

ſandte Peru nach Chile und Buenos Aires und andern Gegenden Geſandtſchaften umher, um Bundesgenoſſenſchaften zur allgemeinen Vertheidigung und Sicherſtellung Süd-Amerikas gegen Europa zu Stande zu bringen. Chile ging auf die Vorſchläge ein, aber die Sendung des peruaniſchen Geſandten Seoane nach Buenos Aires und Montevideo ſcheiterte trotz aller Diners, die ihm zu Ehren gegeben wurden und trotz ſeiner langen Depeſchen. Mit Recht wies der verſtändige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu Buenos Aires Dr. Don Rufino de Elizalde in einer Note nach, daß die ſüdamerikaniſchen Republiken nur Veranlaſſung hätten, Europa für alles zu danken, was ſie empfingen, da niedre und höhere Kultur von dorther ſtrömen. Principiell eine feindliche Stellung gegen Europa einnehmen und Verträge in dieſem Sinn abſchließen, ſei ein Akt der Herausforderung, wofür ſich kein Grund angeben laſſe. Der peruaniſche Miniſter hüllte dagegen ſeine Noten in die allgemeinen Phraſen ein, die nie ihren Eindruck auf das Publikum verfehlen und überall auf gewiſſe Sympathien rechnen können. Mejico ſtreitet, rief er aus, es iſt ein heiliger Krieg, und vielleicht ſinkt es in dieſem Augenblicke ſchon dahin, in Blut eingehüllt. Vielleicht vollendet ſich ſchon das Opfer ſeiner Freiheit und ſeines Rechts. Auch Montevideo folgte der ablehnenden Antwort von Buenos Aires. Einige eifrige Jünglinge wollten Klubbs ſtiften, um die Abſichten Peru's zu unterſtützen, aber als eine Verſammlung zu dem Ende zuſammenberufen wurde, kam niemand.

Man hatte auch auf nützlichere Dinge ſein Augenmerk hinzurichten. Das war die Ausbeutung der Reichthümer des Landes und ſeiner natürlichen Hilfsquellen. In dieſer Hinſicht wurde damals das Ausland vielfach auf Uruguay aufmerkſam gemacht. Namentlich ſollte auch die Ausſtellung der Landesprodukte auf der allgemeinen Londoner Ausſtellung von 1862 eine günſtige Meinung für daſſelbe erwecken, was auch geſchah. Es wurden 41 verſchiedene Muſter von Landesprodukten dorthin geſchickt, und da ſich einige unter ihnen wiederholten, ſo waren 35 Arten von Rohſtoffen vertreten, von denen 13 Prämien erhielten. Dieſes äußerſt günſtige Reſultat bewirkte, daß man ſich entſchloß für

die Ausstellung in Paris, die im Jahre 1865 stattfinden soll, noch mehr Vorbereitungen zu treffen, um das Land in einem noch günstigeren Licht vor Europa erscheinen zu lassen. Am 23. August 1862 enthielt die Times einen sehr langen und eingehenden Bericht über die Kultur der Wolle und Baumwolle und über die Emigration nach dem La Plata hin. Ich füge hier bei, daß bereits im Jahre 1860 die Importation allein für den Hafen von Montevideo den offiziellen Werth hatte: 8,282,222 pesos 400 Reis. Doch soll er im Jahre 1862 bis auf 12 Millionen gestiegen sein.

Mitten unter diesen Bewegungen der kirchlichen, politischen und kommerzialen Fragen des Landes, wurde die Einwohnerschaft durch die unerwartet und allgemein frappirende Nachricht überrascht, daß der Präsident sich veranlaßt gesehen habe, plötzlich und ohne irgend wie Gründe anzugeben das Ministerium zu entlassen, von dem man so viel erwartete, das nach so langem Suchen gebildet worden war, und welches in einem ausführlichen Programm seine zukünftigen Thaten voraus beschrieben hatte. Der Präsident äußerte, er würde das Geheimniß dieser Entlassung mit ins Grab nehmen. Man muthmaßte, daß die zu große Strenge gegen den Vikar, die Einwirkungen auf die bevorstehenden Wahlen und die Neigung der Minister, auswärtige Politik zu treiben, den so vorsichtigen und klar schauenden Präsidenten zu seinen Entschließungen bestimmt hätte. Er wird es vor der Ernennung dieses Ministeriums bereis gewußt haben, daß die Majorität des Landes, die extreme Parthei Moreno, Careras und Konsorten nicht liebe, indeß eine Zeitlang aus politischen Gründen ein solches Ministerium haben zeigen wollen, und ihm Gelegenheit geben, die schwebenden Streitfragen zu ordnen. Das war nicht gelungen. Er bot dem Ministerium der 48 Tage an, zu wählen, sie könnten ohne Weiteres durch ein Dekret entlassen werden oder sie könnten auch selbst um Entlassung einkommen. Darauf schrieben sie unter dem 5. November 1862: „Bevor wir ins Ministerium traten und als wir im Begriffe waren uns zu konstituiren, präsentirten wir Euer Excellenz ein politisches und administratives Programm, welches mit einem einzigen Zusatz

gänzlich von Euer Excellenz gebilligt wurde. Bei dieſer Arbeit und bei dieſem Ideen-Konkurs begleitete uns Don Juan P. Caravia, welcher ſich heute von der Hauptſtadt abweſend befindet, und vollſtändig einer Anſicht und ſolidariſch verbunden, haben wir dem Lande gedient, wie wir wußten, unſerm Gewiſſen gemäß und nach dem Programm, von welchem wir niemals abgewichen ſind, ſo daß unſre Willensmeinungen nur in Uebereinſtimmung mit denen Euer Excellenz geweſen ſind. Wenn das Reſultat dieſer Ideen, welches die Würde des Landes und der Regierung in Uebereinſtimmung mit dem angenommenen Programm aufrecht erhielt, Euer Excellenz nicht erlaubt haben, das Ziel weiter zu verfolgen, das Sie ſich ſteckten, als Sie uns ins Miniſterium beriefen, ſo können wir uns darüber keine Rechenſchaft geben, um ſo viel weniger, als Sie Ihre Beweggründe dafür zurückhalten, ſo daß es nur perſönliche Gründe und durchaus nicht ſachliche Gründe ſein können, die nicht im Geringſten unſre Delikateſſe oder die legale und freimüthige Art zu berühren im Stande wären, mit welcher wir das mit Euer Excellenz konvenirte Programm ausgeführt haben. Die Wahl, welche Euer Excellenz uns läßt, unſere Dimiſſion einzureichen oder daß man ein Dekret expedire, welches das Miniſterium entläßt, kann gar nicht in dieſem Fall ſtatthaben, da das letztere das einzige iſt, welches Euer Excellenz und wir mit der ſchuldigen Rechtlichkeit adoptiren können, um auf dem Gebiet der Wahrheit und der Thatſachen zu bleiben." Jaime Eſtrazulas, Joaquin T. Egaña, Placido Laguna hatten dieſe Note unterzeichnet. An demſelben Tage expedirte der Präſident das Entlaſſungsdekret.

Solche plötzliche Thaten liebte er. Gleich am Anfang ſeiner Präſidentſchaft hatte er durch die Entlaſſung des von ihm gewählten Miniſters Dr. Acevedo das Publikum überraſcht. Dieſer war Mitkandidat für die Präſidentſchaft geweſen, ebenſo wie auch der General Lamas. Berro machte nach ſeinem Siege ſeine Mitbewerber zu Miniſtern, worin man einen ſehr loyalen Zug bewunderte. Acevedo, als Verfaſſer des ſogenannten Codex Acevedo für das Handelsrecht, der in Buenos Aires wie in Montevideo angenommen iſt, und auch ſonſt als einer der hervorra-

genbsten Männer am La Plata berühmt, wurde unmäßig in den Journalen gelobt. Auch er und seine Kollegen konnten nicht den geringsten Grund angeben, weshalb Berro sie plötzlich entließ. Man glaubte auch damals, daß die Neigung dieser Minister, auswärtige Politik in den Streitfragen zwischen Buenos Aires und der argentischen Konföderation zu treiben, den überaus umsichtigen und auf das Landeswohl bedachten Präsidenten zu einer Aenderung seiner Räthe bestimmt hätte. Das Vermeiden, im Ausland eine Politik der nationalen Eitelkeit und Vielgeschäftigkeit zu treiben, wobei das Land selbst in Verlegenheit kommt, war immer eine Tugend des Präsidenten.

Unter denjenigen Theilen der Bevölkerung, welche das Ministerium der 48 Tage, der Intelligenzen oder einfach das Ministerium Estrazulas haßten, namentlich wegen der Ausweisung des Vikars, herrschte bei der Entlassung großer Jubel, so besonders in der Stadt San José. Schon um 7½ Uhr Abends desselben Tages brachte ein reitender Bote die Nachricht von dem Fall des unpopulären Ministeriums dorthin. Ein allgemeiner Enthusiasmus, der sich so leicht erzeugt entstand augenblicklich. Keine Stunde dauerte es, so hatten sich die Einwohner auf den Straßen versammelt und zogen mit Musik umher, dem Präsidenten der Republik, der Religion und sonstigen Männern und Sachen Hochs ausbringend. Viele Häuser wurden illuminirt und von den flachen Dächern, auf denen die Damen promenirten, warf man Blumen auf das souveräne Volk. Raketen flogen in die Luft, die nie fehlen können. Von den 48 Tagen, welche das Ministerium Lebensdauer hatte, hatte man — wie el pais sagte — die letzten 30 auf eine Entlassung gewartet.

Nun fühlte das Gouvernement das Bedürfniß die kirchliche Frage weiter zu behandeln. Der verbannte Vikar lebte in Buenos Aires und die dortige Regierung war bereit zwischen ihm und der Regierung von Montevideo zu vermitteln. Indeß kam bei den Konferenzen der Minister von Buenos Aires mit dem Vikar nichts heraus. Er dankte nicht ab, wie man es wünschte, und delegirte auch seine geistliche Gewalt auf niemanden anderes. So mußte sich die Regierung von Montevideo,

welche gern eine Ordnung der Verhältniſſe hergeſtellt ſehen wollte, dazu verſtehen, eine Deputation nach Parana zum Erzbiſchof von Palmyra zu ſenden, damit dieſer den Vikar zu einer Entſagung beſtimme. Dieſer apoſtoliſche Legat hatte den eigenthümlichen Weg eingeſchlagen, dem neu ernannten Miniſter Eſtrazulas ſehr kordial aus alter Freundſchaft zu ſeiner Ernennung zu beglückwünſchen. Man hoffte in den Regierungskreiſen Montevideo's viel von ihm. Die Deputation an ihn beſtand aus dem Dr. Don Florentino Caſtellanos, dem höchſten Haupte der Freimaurer im Lande und der damals Präſident des Senats war, was jetzt Dr. Acevedo iſt, und aus einem geiſtreichen und tüchtigen Deputirten dem Dr. D. Joſe Vasquez Sagaſtume. Da um dieſe Zeit Monſeñor Marino Marini von Parana ſeine Reſidenz nach Buenos Aires verlegte, ſo hatte die Deputation die Annehmlichkeit nur bis dorthin reiſen zu dürfen, um hier mit dieſem Würdeträger das Beſte des Staats und der Kirche zu berathen. Im biſchöflichen Pallaſt zu Buenos Aires traten der Erzbiſchof von Palmyra, der Biſchof von Buenos Aires, die Miniſter von Buenos Aires und die orientaliſche Deputation in Berathungen zuſammen, ohne daß man indeß den verbannten Vikar aus der Einſamkeit ſeiner dürftigen Zelle im Franziskanerkloſter in die biſchöflichen Salons gezogen hätte, und es dauerte ſehr lange bis es zu einem Reſultat kam. Die orientaliſche Deputation konferirte mit dem Erzbiſchof und mit dem Biſchof und dieſe konferirten dann mit dem apoſtoliſchen Vikar Vera. So war der Geſchäftsgang etwas ſchwierig. Endlich kam man zu einer Einigung. Der Vikar Vera übertrug auf den Prieſter Pardo ſeine Gewalt als auf ſeinen Proviſor und General-Vikar, nachdem Conde freiwillg entſagt hatte. Pardo leiſtete ihm den Eid des Gehorſams und reiſte dann nach Montevideo, um auch die andern Punkte der Uebereinkunft auszuführen. Der große Günſtling des Publikums Brid, der ſelbigem ſchon anfing langweilig und ein überwundener Standtpunkt zu werden, mußte nun endlich ſeine Matriz räumen, ſich von den Teppichen, Kronleuchtern, Schmuckſachen trennen, in deren Anſchaffung der Hauptruhm ſeines Kurats lag, doch gab man ihm ſeine Prieſterrechte

wieder. An die Stelle des ſalbungsvollen und intriguirenden Dr. Mageſté kam Dr. Caſtro, Pfarrer in der Union zu San Auguſtin, als geiſtlicher Fiskal des Staates. Monſeñor Marino Marini kam bald darauf ſelbſt nach Montevideo, um Alles ſchließlich zu ordnen. Nun wurde auch das Dekret aufgehoben, durch welches Vera aus Montevideo verbannt worden war. Die weiteren Entſcheidungen überließ man dem Papſte.

Schluß-Kapitel.

Ansichten über die Aufgabe des Protestantismus in Uruguay. Statistische Notizen und die Einwanderungsfrage.

Es soll durchaus nicht den Anschein haben, als ob die vorangehende Darstellung den Sieg der Principien wünsche, welche der Vikar Vera in seinem Kampf mit der Regierung vertrat. Es ist die Ueberzeugung schon ausgesprochen, daß eine evangelische Propaganda des Protestantismus unter Berücksichtigung der südamerikanischen Lebenszustände und Sitten das einzige Mittel zu sein scheint, um den Kampf alt-spanischer und alt-katholischer Traditionen mit den modernen Humanitätsgedanken und Staatsideen in ein allseitig geordnetes und gerechtes Ende und in eine gesunde geschichtliche Entwicklung hineinzuleiten. Gott mag andre Mittel haben. Die Zukunft Südamerika's kann Bahnen einer andren Entwickelung beschreiten. Wer wüßte das nicht. Aber bescheiden dürfen wir wohl äußern, was wir der Kraft unsres Glaubens zutrauen. Es war etwas rein Objektives, wenn der apostolische Vikar in seiner Standhaftigkeit geachtet und der Cura Brid nicht bewundert wurde. Auch den am La Plata lebenden Protestanten konnte man eine klare Anschauung der katholischen Kirchenverhältnisse und Kirchenverfassung nicht zutrauen. Ihre Abneigung gegen hierarchisches Wesen und Jesuitismus macht sie oft einseitig und ungerecht. Es trat ein großer Principienkampf auf dem kleinen Schauplatz der Stadt Montevideo auf. Auch kleine Menschen können oft große moderne Princi-

pien vertreten und in den Staub ziehen. Starke Persönlichkeiten können Principien der Vergangenheit und untergehende Principien mit Glanz in den Tod führen und sie mit Treue gleichsam aussterben lassen. Auch die Niederlage hat ihre Ehre und der Kampf sein Recht und der Sieg sein Unrecht. Es können große neue Ideen auftauchen, welche die Zeit bewegen und einen Theil der gebildeten Welt ergreifen, sie pflegen ungerecht gegen andre Ideen zu sein, welche ihre heilbringende Kraft durch die Jahrhunderte entfaltet haben. Nur das Evangelium kann das Neu-Entstandene und Neu-Entstehende in Gleichklang bringen mit dem geschichtlich Gegebenen, das stolz und kühn und bis zum Tode betrübt den Eindringling zurückweist. Der fortgehende Erzeugungsproceß der Geschichte, die andauernde Entwickelung der Humanität bringt Natürliches in allen Momenten ans Licht. Auch natürliche Prätensionen, das Leben und die Gesellschaft aufs neue bilden und reformiren, steigern und entfalten zu wollen. Im Werden des amerikanischen Staatenlebens, in der eigenthümlichen Formirung dortiger Zustände kann jeder Beobachter dieses natürliche Wachsen, dieses Aufduften neuer Geister, dieses Aufkommen neuer Gesetze beobachten. Nur das Evangelium kann, Allen Alles bietend, da als das Einigende und Versöhnende und als das Verklärende sich beweisen. Das Evangelium muß den Anspruch erheben, das Leben leiten, reinigen und innerlich beherrschen, Altes und Neues ausgleichen und versöhnen, das Ideal zeigen und die Medizin reichen zu wollen. Nichts muß es abweisen und gegen Alles muß es auf der Hut sein. Den natürlichen Geist aller werdenden Zustände muß es verneinen und deren natürliche Form mit Freuden aufnehmen und mit seinem Geiste zu erfüllen suchen. Das Gefühl dieser Aufgabe ist mächtig in der katholischen Kirche und mächtig im Protestantismus, aber verschieden sind ihre Wege und verschieden ihre Mittel. Das sieht man auch in Amerika.

Großartig und fast tragisch ist das Bestreben der katholischen Kirche, die modernen Staatsideen, die freie Entwickelung der Humanität, das natürliche Leben in seiner Zeitform zu benutzen und äußerlich aufzunehmen, um sie zu vernichten, nicht aber um

sie zu heilen, wie die Mutter die kranken Kinder heilt. Sie stellt sich eine Zeitlang gut zu ihnen, aber sie meint es nicht gut mit ihnen. Sie benutzt moderne Staatsformen und Lebenszustände, um sie zu ihren Zwecken so lange spielen zu lassen, bis sie verbraucht sind. Es ist ihr aber kein völliger Ernst, aus suchender Liebe auch dies Neue für das Königreich Gottes zu gewinnen. Bündnisse geht sie ein mit dem, was ihren Zwecken und Tendenzen am entgegengesetztesten ist, wenn es andern Zwecken dienstbar wird. Trotz alles äußerlichen Scheines die moderne Welt beherrschen zu können, steht sie doch im Wesen dieser muthlos gegenüber und braucht die kleinen Mittel des Kampfes und dient einer klugen Politik des Augenblicks. Diesen Eindruck empfängt jeder, der den Kampf Roms im spanischen Südamerika beobachtet.

Die flüssigere und bewegliche Form der protestantischen Kirchenverfassungen, die Aufrichtigkeit des Protestantismus, die seine Schwäche aber auch sein Segen ist, die Uneinigkeiten in seinem Schoß, die seine rührende Offenheit, aber auch sein Reichthum sind, das Leben und die Bewegung in ihm, die auch anderes Leben und andere Entwickelung verstehen und ihnen die Hand reichen kann, die Wahrheit und Einfachheit seiner Lehren machen ihn geschickter, nachhaltig das Leben der Welt zu heilen. Der Padre Eyzaguirre hat Unrecht, wenn er bei einer Schilderung Dänemarks im 22. Kapitel seines Werks „el catolicismo en presencia de sus disidentes“ sagt: „Es läßt sich nicht läugnen, daß der Protestantismus den Materialismus mit allen seinen traurigen Wirkungen der Physiognomie der Länder aufdrückte, welche er für sich eroberte.“ Gesundes Schaffen und Fleiß und Thätigkeit sah er wohl für Materialismus an. In den südamerikanischen Staaten ist etwas Neues, Natürliches, wild Gewachsenes da. Das Christenthum in seiner katholischen Form hatte wenig mit den Freiheitskämpfen der Unabhängigkeit zu schaffen, die Altäre standen nicht im Mittelpunkt der Gedanken und die Madona war nicht die Königin der Schlachten, die Heiligen schwebten nicht über den Heeren. Es war nicht so, wie zu den Zeiten Carl's des Fünften, als er mit seiner Flotte

vor Tunis lag. Denn als diese kaum dem stürmischen Meer und dem Toben der Elemente mehr Trotz bieten konnte, fragte er seine Lootsen: wie viele Stunden können wohl noch die Schiffe Widerstand leisten? Auf ihre Antwort: noch zwei Stunden! rief er getröstet aus: nun, dann sind wir gerettet, denn nach einer Stunde ist es Mitternacht und dann fängt man in allen Klöstern und Konventen Spaniens für die Flotte und den Sieg unserer Waffen zu beten an.

Der Protestantismus muß sich beeilen, auch in diesen Ländern seine Standpunkte und Stationen zu errichten. Die kleinen Gemeinden, welche für ausländische Residenten gegründet sind, müssen auch auf größere Kreise Einflüsse auszuüben suchen. Dazu ist die Errichtung von Schulen ein geeignetes Mittel. Auch Seminare, die eigens für Ausbildung solcher Geistlichen gestiftet werden könnten, die in spanischer und portugiesischer Sprache das Evangelium einst predigen sollen, würden sich sehr empfehlen. Die spanischen Republiken eignen sich mehr als Spanien selbst zur Verbreitung evangelischer Tendenzen. Die Staatsform und Verfassung ist entweder schon für Kultusfreiheit, oder wird sich dafür in Kurzem aussprechen müssen. Namentlich in Buenos Aires und Montevideo begrüßen viele die evangelischen Grundlehren mit entschiedener Beistimmung. Ein Zusammenwirken verschiedener protestantischer Kirchen zu einer Evangelisirung eines so reichen und gesegneten Landes wie Uruguay würde von entschiedenem Erfolg gekrönt sein. Jede Wahrheit will sich ausbreiten, darum können unmöglich deutsche und englische Gemeinden am La Plata sich grundsätzlich nur auf Beeinflussung deutscher und englischer Protestanten beschränken. Das Beispiel, die Wissenschaftlichkeit, die Sittlichkeit, die Thätigkeit protestantischer Geistlichen wirken allerdings indirekt günstig für den Protestantismus, aber das ist nicht genug. Ich will hier nur die Idee in Anregung bringen, Seminare für Südamerika zu gründen. Sagt man, es liegt nicht im Wesen unserer Kirche, Propaganda zu machen, so kann man dies theilweise zugeben, indeß bemerken, daß zahllose Kinder deutscher Eltern von klein auf spanisch sprechen und spanisch fühlen, so daß auch das Evan-

gelium ihnen in ihrer Muttersprache, der spanischen, nahe gebracht werden muß. Diese Kinder werden Männer und Frauen, vielleicht einflußreiche Persönlichkeiten in den südamerikanischen Staaten. Wenn sie auch deutsch gelernt haben und es fertig sprechen, es bleibt ihnen etwas fremdes, sie leben in den Anschauungen ihrer Heimath, deren Geschichte und deren Sitten. Solchen Leuten ist der alte Blücher eine wildfremde Erscheinung, die sie gar nicht interessirt, aber Rivadavia und Artigas sind ihnen bekannte Größen. Der Protestantismus, der über allen Nationalunterschieden steht, das Evangelium, das für alle Welt ist, muß sich in die Völkerwelt Südamerikas einsenken, dann wird der ungesunde Anfang der Freiheitsentwicklung dieser Länder und Gegenden einen friedlicheren und sittlichen Fortgang nehmen.

Beschränken wir uns mit diesen Ideen auf Uruguay und fragen uns, was der Protestantismus bis jetzt hier errungen hat, so ist das sehr wenig. Ich halte indeß viele Leute im Land für disponirt für ihn, namentlich wenn mit der unverdorbenen Jugend angefangen wird. Die seit längeren Jahren bestehende anglikanische Gemeinde und die von mir gestiftete deutsch-evangelische Gemeinde erfreuten sich allgemeiner Achtung in der Hauptstadt, eine zweite englische Kirche soll im Innern des Landes gebaut werden, und eine neue deutsch-evangelische Gemeinde, die um die Estanzia San Juan im Westen der banda oriental sich sammelt, hat einen Pfarrer erhalten. Bei Rosario ist die blühende Schweizerkolonie Nueva Helvetia, auf welcher mehrere hundert Protestanten sich befinden, denen ich zum ersten Mal Ende vorigen Jahres predigen konnte. Dicht dabei ist die Waldenser-Kolonie mit einem protestantischen französischen Pfarrer. In Salto gedachten deutsche und englische Protestanten schon lange daran, sich zu einer evangelischen Gemeinde zusammenzuschließen. Auf diesen Punkt machte ich den Superintendenten der Bristoler Missionsgesellschaft auf seiner Durchreise nach Patagonien besonders aufmerksam.

Die großen Pläne für eine Hinlenkung der Auswanderung nach Uruguay, wie sie der unermüdlich thätige Generalkonsul Sturz mit großer Selbstverleugnung empfiehlt, werden — soll-

ten sie sich verwirklichen lassen — protestantischen Zuzug nach dort führen. Bald wird die Schweiz einen eignen Pfarrer nach Nueva Helvetia senden, woselbst ich Kirchhof und Sonntagsschule schon einrichten, die Bildung eines Kirchenraths empfehlen konnte. In Paisandu hat sich der gefe politico durch Ueberweisung eines Kirchhofs an die Protestanten günstig den Ausländern gezeigt und der Evangelische Oberkirchenrath von Preußen hat ihm seinen Dank ausgesprochen. Viele Estanzia's haben protestantische Besitzer, so Nueva Mehlem, San Juan, Santa Dorotea, Santa Matilda und Andere.

Es dürfte von Interesse sein, etwas über die territorialen Verhältnisse, über Einwohner, Viehstand, Schifffahrt, Export und Import hinzuzufügen. Da benutze ich die Angaben einer 1862 in London unter Autorität des Gouvernements von Montevideo herausgegebenen Schrift: The Republic of Uruguay, Montevideo, Geographical, Social and Industrial. A Manual for Emigrants to the River Plata. Die Angaben hat Herr John M'Coll in Montevideo geliefert, ein bekannter englischer Kaufmann, namentlich die Beschreibung des Lebens in den La Plata-Staaten. Nach diesem Schriftchen hat Uruguay ein Territorium von 7035$\frac{7}{8}$ square leagues, Quadratleguas mit 300,000 Einwohnern in 13 Departementen. Dagegen giebt E. Wonner, früher italienischer Vice-Konsul in Mercedes, in einer Berechnung, die ich der Güte des Herrn Sturz verdanke, der in Deutschland das Interesse auf Uruguay nachhaltig und klar hingelenkt hat, und die Wonner'sche Berechnung in Händen hatte, die Anzahl der Quadratleguas auf 7330 an. Nach der ersten Berechnung vertheilte sich alles wie folgt.

Departement	Quadratleguas	Einwohner im Jahre 1860
Montevideo	25	70,078
Canelones	177 7/9	30,000
Florida	455 7/9	15,925
San José	432 5/9	16,092
Colonia	213 8/9	15,707
Soriano	347 8/9	17,122
Durazno	538 8/9	11,123
Minas	554 1/9	16,268
Maldonado	572 2/9	15,000
Salto	902 7/9	21,434
Payſandú	817 7/9	17,751
Cerro Largo	837	17,000
Tacuarembo	1161 1/9	18,000
Summe	7035 7/9	281,500

Der Viehſtand belief ſich im Dezember 1861 nach den Berechnungen der kleinen engliſchen Schrift wie folgt:

Departement	Rinder	Pferde	Schafe	Schweine
Montevideo	4,000	3,000	2,000	6,000
Canelones	50,000	10,000	80,000	16,000
Florida	900,000	130,000	1,220,000	15,000
San Joſe	520,000	50,000	330,000	21,000
Colonia	410,000	130,000	500,000	5,400
Soriano	506,000	114,000	700,000	13,500
Salto	756,000	330,000	300,000	12,000
Payſandú	750,000	60,000	214,000	14,000
Minas	400,000	90,000	40,000	5,000
Maldonado	500,000	70,000	50,000	5,000
Tacuarembo	1,500,000	125,000	12,000	10,000
Cerro Largo	1,300,000	300,000	120,000	2,000
Durazno	500,000	45,000	70,000	1,300
Summe	8,096,000	1,457,000	3,618,000	126,200

Außerdem giebt es 116,600 Maulthiere und 18,500 Ziegen.

Dieſe Angaben dokumentiren ſchon den Reichthum des Landes.

Die eingelaufenen Schiffe mit Mannſchaft und Tonnengehalt werden für 1860 ſo berechnet:

Angekommen aus	Schiffe	Tonnen	Mannſchaft
Häfen der Republik	46	9,939	463
argentiniſcher Republik	190	28,965	2,111
Braſilen	139	29,831	1,552
Vereinigte Staaten	37	13,290	479
Spanien	147	35,112	2,233
Frankreich	59	19,938	966
England	110	31,249	1,247
Italien	51	12,525	749
Deutſchland	70	14,330	676
Portugal	12	2,825	130
andere Häfen	39	9,755	517
Summe	900	207,760	11,123

Die ausgegangenen Schiffe im Jahre 1860 geben dieſe Berechnung:

Ausgegangen nach	Schiffe	Tonnen	Mannſchaft
Häfen der Republik	26	4,609	248
der Argentiniſchen Republik	329	79,402	3,871
Braſilien	167	35,794	1,830
Vereinigte Staaten	17	5,714	187
Spanien	66	15,162	864
Frankreich	60	18,863	882
England	116	26,939	1,229
Italien	27	5,768	360
Deutſchland	7	1,030	60
Chili	11	5,068	195
anderen Häfen	85	23,583	969
Summe	911	221,993	10,695

Der Werth des Imports vom Juni 1860 bis Mai 1861 betrug 8,282,222 Dollars, des Exports 5,488,406 Dollars.

In der neueren Zeit hat man vielfach Uruguay als das Ziel einer massenhaften deutschen Auswanderung bezeichnet, die dorthin gelenkt werden könnte. Es kommt darauf an, daß diese Idee von wirklich praktischen, geachteten und ernsten Männern in Deutschland wie in Uruguay aufgenommen wird. Schon früher hat Herr J. G. Kerst in einer Sitzung des Berliner Vereins zur Centralisation deutscher Auswanderer am 8. October 1851 sich sehr günstig über Uruguay ausgesprochen. Viele deutsche und englische Kaufleute, welche in Montevideo wohnhaft sind, sprachen sich zwar vorsichtig über den Erfolg einer Colonisation, aber doch stets günstig über die Einwanderung aus. Ebenso empfahl Dr. Ch. Häusser, von Zürich nach Brasilien vom schweizerischen Bundesrath geschickt, Uruguay, seine Prärie und seinen Grundbesitz. Auch Robert Peel, ehemals englischer Minister in der Schweiz, hob in öffentlicher Parlamentssitzung die Vortheile hervor, die es für englische Ackerbauer habe, sich in Uruguay anzukaufen. Eine kompakte Einwanderung muß es zu etwas bringen, Ackerbaukolonien weise dirigirt müssen hier gelingen, dies ist das Urtheil vieler erfahrener Leute. Der frühere brasilianische Generalkonsul Herr J. J. Sturz, der nun Generalkonsul für Uruguay in Berlin ist, und dessen Ernennung alle wahren Freunde Uruguay's, die keine kleinlichen Rücksichten kennen, freudig begrüßt haben, hat in seinen Schriften „Kann und soll ein Neu-Deutschland werden", „Die Krisis der deutschen Auswanderung" sich entschieden für eine größere Auswanderung nach Uruguay ausgesprochen. Die von dem Herrn Rodolfo Schmidt im Auftrag des Herrn Wilhelm Fender in Basel gegründete Ackerbaukolonie Nueva Helvetia, Neu-Helvetien, hat bis jetzt fleißigen und sittsamen Landleuten einen angenehmen Aufenthalt gewährt. In der früher in Petropolis erscheinenden deutschen Zeitung „Brasilia" habe ich meine Eindrücke beim Besuch dieser Kolonie geschildert. Dicht neben ihr befindet sich die Kolonie von 60 Waldenserfamilien, denen allerdings durch eine Aktiengesellschaft, die reichen Gewinn ziehen wollte, harte Bedingungen

auferlegt wurden, die indeß bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens raſch ſich aus ihren Verpflichtungen herausarbeiten. Aus der Vergleichung dieſer Waldenſer-Kolonie mit der Fender'ſchen (das Bankhaus heißt Siegriſt, Fender u. Co. in Baſel) ergiebt ſich ein günſtiges Vorurtheil für die Organiſation der letzteren. Wenn es den Koloniſten auf ihr gut geht, ſo verdanken ſie dieſes Reſultat nächſt Gottes Segen am meiſten den umſichtigen Bemühungen des Direktors. Herr J. J. Sturz hat eine Flugſchrift: Nothwendigkeit der Bildung eines Deutſchen Central-Vereins für Auswanderungsangelegenheiten aus dringenden nationalen Gründen" erlaſſen. — Zum Schluß will ich das Cirkular des auswärtigen Miniſters vom 15. Mai 1863 mittheilen, dem einige andere Beilagen folgen.

Beilagen.

1. Rundschreiben des Ministers Juan José de Herrera an die Diplomaten Uruguay's in Europa.

Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten der Orientalischen Republik von Uruguay.

Montevideo, den 15. Mai 1868.

In Auftrag Seiner Excellenz des Herrn Präsidenten adressire ich Ihnen nachfolgendes Cirkular zur Darstellung der gegenwärtigen Lage des Landes und zur Kennzeichnung des Characters des zügellosen (vandalico) Einfalls, welcher von dem Ex-General Venancio Flores gegen das Territorium unseres Staates ausgeführt worden ist.

Seit dem letzten Einfall durch denselben im Jahre 1858, hat dieses Land ungestörten Frieden genossen, unter dessen Schutz die öffentliche Ordnung und unsre Institutionen sich befestigt haben. Mit dieser neuen Epoche sind uns große materielle Wohlthaten und zugleich ein moralischer Fortschritt erstanden, wie nicht nur von unseren Nachbarstaaten, sondern auch von überseeischen Nationen anerkannt wird. Da die bestehende Präsidentschaft ihre innere wie auswärtige Politik auf die Wahrung aller Rechtsame stützt, so garantirt sie auch allen politischen Partheien den Genuß und die volle Ausübung aller bürgerlichen Freiheiten. Sie versöhnte die Gemüther und beschwichtigte den Zwist auf jede Weise, die ihr verfassungsmäßig zu Gebote steht. Die freie Rückkunft in das Vaterland war und ist noch heute, trotz des Einfalls, jedem politischen Flüchtling gestattet. Selbst den an dem früheren Einfall betheiligt gewesenen Militairper-

ſonen, die darum anhielten oder noch darum anhalten, wird ihr früherer Rang eingeräumt und ihr Sold bezahlt, Flores ſelbſt war von dieſen großmüthigen Zugeſtändniſſen nie ausgeſchloſſen. Zum Beweiſe dient, daß die Penſionsliſte des Generalſtabs innerhalb der letzten 5 Jahre ſich verdoppelt hat.

Trotz dieſer verſöhnlichen Politik der Regierung, die Niemanden von den ihm zuſtehenden Rechten ausſchließt, iſt Flores nicht von der Unthat zurückgeſchreckt dieſes friedliche Land an der Spitze von einigen Banden Argentiner und Braſilianer, welche er mit Hinweiſung auf Raub, den ſie in unſerm Land zu machen hoffen, herbeigelockt, zu beunruhigen.

Mit ſolchen Elementen beabſichtigt dieſer Mann die geſetzlich beſtehende Ordnung umzuſtoßen und ſich der oberſten Staatsgewalt zu bemächtigen, in der er, als es ihm früher gelungen war ſich in dieſelbe nur auf kurze Zeit einzuführen, nur die Untreue, Unwiſſenheit, Verwaltungsverwirrung und Staatsnoth vertrat.

Da unſer Land zwiſchen Braſilien und den Argentiniſchen Staaten liegt, ſo bewerkſtelligte Flores ſeinen Uebergang aus letzteren mit Argentiniſchen Banden und deren Verbindung mit braſilianiſchen Banden, die er an der Grenze rekrutirt; jedoch hat er ſich noch nicht getraut dieſelben aus dem nördlichſten Theile des Departements von Salto hinauszuführen, und der Friede iſt in keinem der übrigen Departements unſeres Staats geſtört worden.

Auf den erſten Ruf dieſer Regierung hat das ganze Land zu den Waffen gegriffen mit dem feſten Entſchluſſe an dieſem vandaliſchen Einfall ein abſchreckendes Beiſpiel zu geben, der ſich übrigens bis jetzt in Folge des ſtattgehabten Einrückens einer Diviſion Regierungstruppen in das Departement Salto auf Guerrillazüge innerhalb eines nur wenige Stunden von der Braſilianiſchen und Corrientiniſchen Grenze belegenen Landesſtrecke beſchränkt.

Kaum war der Einfall bekannt, ſo hat auch bereits das ganze diplomatiſche Corps dieſer Regierung gegenüber ſeine Anſicht über die Verwerflichkeit jenes Verſuchs abgegeben, und dieſe

Erklärung an sich kann schon als eine moralische Stütze des Friedens und eine Garantie sämmtlicher nationaler nnd ausländischer durch diese Invasion gefährdeter Interessen betrachtet werden.

Um dieser Willen hat auch bereits das diplomatische Corps die nöthigen Schritte bei der Brasilianischen und Argentinischen Regierung dahin gethan, daß Flores auf seine eigenen Hülfsquellen beschränkt bleibe und auf der Stelle entwaffnet werde, sobald er den jenseitigen Boden betritt. Der gestern angekommene Dampfer brachte schon die stärksten Versicherungen der brasilianischen Regierung an diese, daß jeder auf brasilianischem Boden gemachte Versuch einer Hülfeleistung an Flores streng bestraft werden würde.

Der französische Geschäftsträger hat mir heute die Abschrift einer Collectiv-Note des diplomatischen Corps in Buenos Aires an die dortige Regierung vorgelesen, in welcher die Gefährdung der umfangreichen ausländischen Interessen durch diesen auf keinerlei Weise zu rechtfertigenden Einfall hervorgehoben und beklagt wird. Schon durch diese Note fällt die Verantwortlichkeit für den Einfall, wenn derselbe noch weitere Unterstützung auf dem Argentinischen Territorium (gegenwärtig von Corrientes aus) wo er sich ursprünglich gegen das friedliche Land ausgerüstet hat, erhalten sollte, auf die jenseitige Regierung.

Diese moralische Unterstützung Seitens der Vertreter so großer Interessen ist auch Bürgschaft für die Moralität und den Credit dieser Verwaltung und zweifle ich auch gar nicht daran, daß auch für die Zukunft diese Unterstützung denen, welche von jenem Lande aus nochmals unsre Ruhe uud Frieden zu stören versuchen sollten, ein unübersteigliches Hinderniß bleiben wird.

Zur genauen Würdigung der Tragweite der Uebel, welche Flores über dieses Land zu schleudern sucht, werde ich einen kurzen Grundriß von dem bisherigen Fortschritt dieses Landes in seiner Wohlfahrt geben: Die Bevölkerung dieses Landes ist bereits auf 350,000 Seelen angenommen, wovon mit Sicherheit 150,000

Anmerkung. Das nordöstliche Departement von Uruguay im Osten und Nord-Osten von Rio Grande und im Westen, d. i. jenseits des Uruguay von der Argentinischen Provinz Corrientes auch durch Entre Rios begünstigt.

als Ausländer angenommen werden können. Als eine öconomische Folge dieser schnellen Vermehrung der Bevölkerung bei dem bestehenden Ueberflusse an Land, wird die Arbeit von Tag zu Tag ergiebiger. Das Grundeigenthum steigt außerordentlich im Werth, der Handel und die Gewerke verbreiten sich allmählich netzartig über das ganze Land und ihre Wohlthaten verbinden sich mit denen des Ackerbaues und der Vieh- und Schafzucht. Eine Abschätzung des Werthes des Grundbesitzes ergiebt die Summe von 140,000,000 Span. Thlr., indem selbst das unbebaute Weideland im niedrigsten Werthe auf 8000 Span. Thlr. bis zu 20,000 Thlr. steht. Der Werth unsres Pferde- (3,500,000), Hornvieh- (9,600,000), und Schafstands (3,400,000) ist nach niedrigsten Durchschnittspreisen auf 50,000,000 Dollars anzuschlagen. Die Baulichkeiten innerhalb eines Umkreises von 2 Leguas, den die Stadt Montevideo bereits umfaßt, stellen einen sehr großen Werth vor, von dessen Hälfte Ausländer die Besitzer sind. Der Belauf der Einfuhr ist im vergangenen Jahre auf 12, und der der Ausfuhr auf 10 Millionen Span. Thlr. pro Jahr gestiegen.

Die günstige öconomische Lage ermuthigt viele Leute zur Anlage großer Capitalien, nicht bloß in den schon erwähnten Zweigen, sondern auch im Baumwollen- und Tabaksbau, in der Seidenzucht, in der verbesserten Fleischbewahrung, im Bergbau, in Eisenbahnen und in der Gründung von Niederlassungen ꝛc.

Außer den Nationalwaffen trifft daher der Einfall von Flores einen noch mächtigeren Feind in der allem Wirren abgeneigten Stimmung des Landes und in den Tausend verschiedenen durch den Krieg verwundeten Interessen. Ich habe das Vertrauen Ihnen mit dem nächsten Dampfer die Mittheilung von dem vollständigen Niederwerfen dieser Umtriebe machen zu können und glaube daß Vorstehendes hinreichen wird die Gemüther derjenigen zu beruhigen, welche ein Interesse in der Entwickelung und dem Gedeihen dieses Landes fühlen und die eine falsche Ansicht über das verbrecherische Attentat des Ex-Generals Flores genommen haben sollten.

Juan José de Herrera.

2. Vortrag des Dr. juris Don Juan José Lopez aus Buenos Aires.

Amerika ist recht eigentlich das Werk Europas und seine Schicksale bleiben unvollkommen, so lange beide Continente ihre Aufgabe nicht erfüllen, die ihnen von der Vorsehung zum Heil der Menschheit zugetheilt worden ist. Diese Aufgabe ist eine solidarische und sie beruht auf der durch europäische Bevölkerung wachsenden Civilisation und politischen Männlichkeit des einen, und dem Wohlbefinden des andern, wie es durch Reichthum und ökonomische Ausgleichung sich erzeugen und vermehren wird.

Der Mangel an der Bevölkerung in Amerika und der Nahrungsmangel der Bevölkerung in Europa sind die Ursachen, welche dort die Anarchie und hier Mißstimmung und Despotismus hervorbringen. Die Regierung und die Freiheit sind zwei Pflanzen, welche verwelken, wenn der Pauperismus und die Einöde ihnen ihren natürlichen Nahrungssaft entziehen.

Die Störung der socialen Verhältnisse hat ein Heilmittel in jenem providentiellen Gesetz gefunden, das zwei Länder von einem Bedürfnisse abhängig macht, dessen gegenseitige Befriedigung die Gesundheit beider begründet. Dieses Bedürfniß ist die Einwanderung und Auswanderung; diese beiden Länder sind in vorzüglicher Weise Deutschland und die La Plata-Länder. Sobald diese nur eine Million Menschen mehr zählen werden, wird auch die letzte Spur der Anarchie verwischt sein, an ihrer Stelle werden starke dauerhafte Regierungen stehen. Die industrielle und emigratorische Bewegung, welche die Einwanderer den Ursprungsländern mittheilen werden, dürfte einen freisinnigen Einfluß auf die Gemüther ausüben und gleichzeitig eine ökonomische Verbesserung zu Wege bringen, welche, indem sie die unteren Klassen vom Despotismus der Noth befreit, sie befähigt, ein Repräsentativ-System zu tragen und mannhaft geltend zu machen.

Diese gegenseitigen Wohlthaten, welche aus der moralischen und materiellen Verbindung der Völker hervorgehen, sind das Fortschrittsgesetz für beide Continente, aber dieses Gesetz, welches

bis zu diesem Augenblicke nur theilweise und fast ausschließlich in einer Richtung wirkte, sucht heute seine volle Entwickelung unter dem Druck von Ereignissen, die den politischen und ökonomischen Zustand Amerika's zu verändern bestimmt sind. — Dieser Kampf auf Leben und Tod für eine heilige Sache der Menschheit, die Abschaffung der Sklaverei, muß mit dem letzten Sklaven auf Cuba und Brasilien enden.

Der Krieg der Vereinigten Staaten hat Deutschland von Neuem seine Augen und Hoffnungen richten lassen auf jene gesegnete und für seine ökonomischen und nationalen Interessen meist versprechende Region, das La Plata-Gebiet. Diese Region, welche mit Recht das gelobte Land der deutschen Auswanderung genannt werden kann, ist das flußreiche Gebiet der Argentinischen Republik. Der fruchtbarste, mannigfaltigste und großartigste Ländercomplex von Amerika, durchzogen von einem bewundernswerthen Fluvial-System, welches alle Theile gleichmäßig mit seinem ausgedehnte Netze umfaßt, ist es berufen, ein Emporium des Handels, der Auswanderung und der Colonisation zu werden. Warum nicht des Deutschen?

Wenn es trotz der bisherigen mittelmäßigen Resultate deutscher Auswanderungen nach Nord-Amerika und ihrer unglückseligen Erfolge in Brasilien nicht hierzu gekommen ist, so muß dies dem alten Schlendrian zugeschrieben werden, welcher den Fortschritt der Menschheit während Jahrhunderten zurückhält und die ganze Kraft einer Revolution erfordert, um sie nur einen Schritt auf der Bahn des Schicksals zu fördern.

Die Geschicke der La Plata-Länder und Deutschlands sind wie berufen, sich gegenseitig zu ergänzen. Diese Bestimmung liegt in der geographischen Bildung der toleranten Bevölkerung und freisinnigen Verfassung der ersteren, ein Verein von Umständen, der sie für deutsche Colonisation ganz besonders empfänglich und würdig macht.

Die Physiognomie der Argentinischen Republik ist in so scharfen, riesenhaften und mannigfaltigen Zügen ausgeprägt, daß sie nicht allein das Interesse des Geographen, Geologen und Botanikers, sondern ganz besonders das des Staatsmannes in

hohem Grade erregt. Er betrachtet mit Erstaunen die Hülfsquellen der künftigen Größe, die im Schooße eines so ausgedehnten Landes liegen.

Das La Plata-Gebiet erstreckt sich vom 22. bis 52. Grade südlicher Breite, und hat mit Patagonien einen Flächeninhalt von 145,000 Quadratmeilen, ist also den Vereinigten Staaten an Ländergebiet ungefähr gleich. Die Verschiedenartigkeit der geologischen Struktur dieses Landes und die vielen Breitengrade, über die es sich erstreckt, vereinen in ihm alle Klimas und Produkte des Weltballs in kaum übertroffener Fülle.

Einer seiner hervorragendsten Charakterzüge sind die Pampas, eine Alluvialbildung, ungefähr von der Ausdehnung des mexikanischen Golfs. Die Entstehungsweise wird durch die von dem ausgezeichneten Forscher Mr. Darwin aufgefundenen Fossilien und Seeüberreste unwidersprechlich nachgewiesen. Die Pampas bilden unabsehbare Grasmeere, die der Eingeborne, vom Compaß oder den Sternen geleitet, zu Pferde durchfliegt, welches ihm, gleich dem Kameel für die arabische Wüste, zum Schiff für diesen Grasocean wird. Aber die stürmenden Sandhügel, welche jene gefährden, werden hier durch die sanften Graswellen ersetzt, welche die ungeheure Ebene vom Rio Pilco mayo bis zum Rio Negro und den Oeden Patagoniens in einer Ausdehnung von 30 Graden Breite und $3\frac{1}{2}$ Länge bedecken. Nur von den beiden Flußsystemen, südlich von Rio Primero, Secundo, Tercero, Quarto und Quinto, nördlich des Pilko Majo, Birmejo, Juramento Dulce, Colorado y Negro wird die ungeheure Ebene unterbrochen. Diese Flüsse sind meistens schiffbar und befruchten die daran liegenden Gebiete, indem sie ihre Gewässer dem La Plata zuführen. In der Mitte dieser großen Gras-Savanna erheben sich noch gegen Westen, in einer Strecke von 264 Meilen, die metallreichen Gebirge von Cordova und San Luis mit ihren ungeheuren Granitmassen, die man als Zweige der Cordilleras de los Andes ansehen kann. Diese kolossale Mauer, die einzig auf der Welt dasteht, legt sich zwischen die Pampas und den stillen Ocean, und dehnt sich bei einer Höhe von 4000—5000 Metres, fast von einem Endpunkte Amerika's

bis zum andern, alſo von Pol zu Pol aus. Die Vulkane dieſer Bergkette bilden durch ihren ſchneebedeckten Gipfel einen ſcharfen Contraſt mit der Vegetationspracht der Thäler, und erinnern ſo an die Gletſcher und Lawinen der Schweiz. Die hydrographiſche Beſchaffenheit der Argentiniſchen Republik iſt nicht weniger großartig. Der La Plata iſt das Aeſtuarium dieſes zweiten großen Flußſyſtems Südamerika's, das durch die beiden Flüſſe Paraguay und Uruguay gebildet wird. 58 Meilen weiter unten zwiſchen den Vorgebirgen S. Maria und San Antonto fällt die ungeheure Waſſermaſſe in den Ocean. Seine Mündung, 30 Meilen weit, macht ihn hier zum breiteſten Fluſſe der Welt. Seine Oberfläche von 4500 Meilen giebt ihm ganz das Ausſehen und die Eigenſchaften eines Meeres mit ſeinen Wellen und Stürmen, je nachdem der Luftſtrom ſeine Wirkung äußert.

An dieſen Naturerſcheinungen nehmen ſogar die Flüſſe Paraguay und Uruguay in bedeutendem Grade Theil, deren Lauf 900 und 2400 engliſche Meilen lang iſt, bei einer Breite, die häufig 6 bis 9 deutſche Meilen beträgt. Dieſe Flüſſe ſind mit dem Miſſiſſippi und dem Miſſouri verglichen worden und der Paraguay beſonders mit dem Nil; denn beide haben ihren Urſprung in der tropiſchen Zone und bilden bei der Mündung ein Delta, welches bei beiden faſt gleichweit vom Aequator entfernt iſt.

Das Delta des La Plata gleicht einem dunklen Teppich, von zahlloſen, in den herrlichſten Farben glänzenden Inſeln gleichſam dekorirt. Angethan mit dem blüthenreichen Feſtkleide der üppigſten Vegetation ſcheint die Natur den Menſchen ebenſo zur Freude, wie zur lohnenden Arbeit zu locken. Der ewig grünende Pfirſich, die Orange, die wölbige Trauerweide ſchlürfen den goldnen Duft von Millionen der verſchiedenſten Kräuter, welche die jungfräuliche von Menſchenhand noch nie entweihte Erde an ihrer Bruſt ernährt. Wo mehr, wie hier, denkt der empfindende Verehrer der heiligen Natur unwillkührlich hingeriſſen vom Zauber der Umgebung, an die herrlichen Worte des deutſchen Dichters:

„Kennſt Du das Land, wo die Citronen blühen?"

Die Flora der La Plata-Staaten umfaßt in außerordentlicher Fruchtbarkeit faſt alle Pflanzen der gemäßigten und heißen Zone. Hinſichtlich des tropiſchen Produkts ſteht es in ſeinen nördlichſten Provinzen Braſilien kaum nach und dem ſüdlichen Theile Nordamerika's gleich; es übertreffen ſogar einige derſelben die jener Länder an Vorzüglichkeit, wie z. B. Tabak, Baumwolle, Indigo, Cochenille, Reis, Zuckerrohr, Wein und Orange. Außer dem Getreide, welches hier in der vorzüglichſten Qualität gedeiht, giebt es noch eine große Anzahl anderer Produkte, aus welchen ſich verſchiedne Handelsartikel machen laſſen.

Wenn noch nicht alle jene Erzeugniſſe auf den Ausfuhrliſten erſcheinen und mit denen Braſiliens und den Vereinigten Staaten concurriren, ſo liegt die Urſache darin, daß die Sklaven eines jeden der beiden Länder (4 Millionen) dreimal ſo zahlreich ſind als die ganze Bevölkerung der Argentiniſchen Staaten, welche überdies noch über eine Ausdehnung von 675,000 engliſchen Quadrat-Meilen zerſtreut iſt.

Aber von dem Zeitpunkte an, wo die verſtändige Arbeitskraft des Deutſchen dort jenen Platz einnehmen wird, den ihm die Intereſſen der Induſtrie und des Handels erweiſen, wird das Argentiniſche Volk die hervorragendſte Handelsnation Südamerika's ſein. Sein Aufſchwung wird weder durch die Geißel des gelben Fiebers, noch durch den Krebsſchaden der Sklaverei bedroht, der die Vereinigten Staaten in ein Blutmeer verwandelt und Braſilien demnächſt zertrümmern wird. Der äußerſt günſtige Geſundheitszuſtand des Argentiniſchen Landes iſt ja eine bekannte und von allen dort anſäſſigen Fremden wiederholt bekräftigte Thatſache.

Nicht allein das Pflanzen-, ſondern auch das Thier- und Mineralreich bieten dem thätigen Ausländer ihre unermeßlichen Schätze dar. Die Vermehrung der Pferde, des Rindviehs und der Schaafe geht erſtaunlich ſchnell vor ſich, ohne andere als die Weidenährung. Die Verhältniſſe ſind dafür ſo günſtig, daß ſich das Rindvieh alle 2 Jahre und die Schaafe ſich jedes Jahr verdoppeln. Wenn bisher der Viehſtand ein äußerſt zahlreicher war, ſo gewinnt derſelbe von nun auch durch die Verbeſſerung der Race, was namentlich bei der Schaafzucht der Fall iſt.

Die Einfuhr von Zuchtſchaafen, namentlich von Merinos aus Europa, geht thätig vor ſich und die Beſorgung der Huth und Zucht liegt meiſt noch den Irländern und Eingebornen ob, zu denen ſich erſt in neueſter Zeit einiger Dutzend deutſcher Schaafzüchter geſellt haben. Tauſende von Heerden verſchiedener Thiere, die die Felder und Steppen jenes Landes bevölkern, liefern dem Exporthandel eine Menge werthvoller Häute und Wolle. Das Mineralreich bietet in Maſſe Eiſen, Kupfer, Zinn, Blei, Silber, Gold und Marmor u. ſ. w., auch mitunter Edelſteine. Dieſe Mineralien finden ſich zerſtreut über die Provinzen von Cordova, S. Luis, S. Juan, Mendoza, Rioja, Catamarca und Salta; ihre Verwerthung, um in einem einigermaßen entſprechenden Umfange zu geſchehen, kann nur mit ausländiſchen Kapitalien, Arbeitskräften und Maſchinen verfolgt werden. Bemerkenswerth iſt, daß in dem kleinen Diſtrikt von Famatina ſich Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Topas und Bergkryſtalle zuſammen finden.

Eine jede der 14 Provinzen, welche die Argentiniſche Republik bilden, hat hinreichende Hülfsmittel, einige Millionen Einwohner in Thätigkeit zu ſetzen.

Bei der Erwähnung der Argentiniſchen Staaten dürfen wir nicht eins der älteſten, reichſten und produktivſten Länder jener Region überſehen, den orientaliſchen Staat von Uruguay, eine unabhängige Republik auf dem linken, der See am nächſten liegenden Ufer des Aeſtuariums des La Plata, bis zur Mündung deſſelben ſich erſtreckend. Die bewundernswerthe Annehmlichkeit ſeines Klimas, die bekannte Gaſtlichkeit ſeiner Bewohner laſſen dieſes Land eine bevorzugte Stellung in den Hauptzweigen der Viehzucht, des Ackerbaues und Handels einnehmen und befähigen es in hohem Grade zu den Zwecken der Induſtrie.

Obſchon die Einwanderung nach Uruguay, ausſchließlich nur durch den Hafen von Montevideo im Stillen vor ſich gegangen iſt, und ſich hauptſächlich nur auf einige Italiener, Basken, Irländer und Spanier beſchränkte, ſo erhebt ſich die Geſammtzahl der Ausländer doch ſchon um einiges über 100,000 Seelen, und hat ſich ſchon in neueſter Zeit eine ſporadiſche deutſche Einwanderung eingeſtellt in Folge eines nicht un-

bedeutenden Landbesitzes, der nach und nach in die Hände deutscher Kapitalisten gekommen ist. Dieser belief sich nach Angabe des preußischen Ministers vor 6 Jahren schon auf ca. 60 Legr., — freilich nur eine geringe Oberfläche im Vergleich zu dem Landbesitze der Engländer, der sich wohl auf 600 Legr. beläuft.

Diese deutschen Einwanderer, obschon in so geringer Zahl, haben sich die gute Meinung der dortigen Bewohner, besonders der Regierung, in so hohem Grade erworben, daß die letztere, in der Absicht, einen so schätzbaren Zuwachs der Bevölkerung zu sichern, Herrn Sturz, Mitglied dieser Gesellschaft, zum General-Consul dieser orientalischen Republik ernannt hat, unstreitig den tüchtigsten Mann, um für das wahre Wohl der Auswanderer und zu gleicher Zeit dieses Landes, Uruguay's, im besten Sinne zu arbeiten. Es wird ihm so die Gelegenheit gegeben, sein lang erstrebtes Ziel für die nach allen Seiten hin segensreiche Verwendung der deutschen Auswanderung zu erreichen. Es wird ihm so die wohlverdiente Anerkennung zu Theil für seine vieljährigen Opfer und uneigennützigen Anstrengungen in wahrhaft kosmopolitischem Sinne für die Entwickelung des südlichen Theils von Brasilien durch die deutsche Auswanderung. Herr Sturz hat, wie es geschichtlich bekannt ist, bereits seit vollen 20 Jahren unaufhörliche und erfolgreiche Anstrengungen gemacht, das La Plata-Gebiet für den deutschen und europäischen Handel zu öffnen; auch hat er nicht wenig dazu beigetragen, die verstohlener Weise gegen die Freiheit der Flußschifffahrt erhobenen Hindernisse zu neutralisiren.

Die Flußschifffahrt hat die Schätze der reichsten und ausgedehntesten Länder Südamerika's der europäischen Ausbeutung geöffnet. Wir können nicht umhin, das richtige und wohlbegründete Urtheil des Hrn. Andrée in seinem Werke: „Buenos Aires und die Argentinischen Provinzen. Leipzig 1856" hier anzuführen: „Die Länder, welche dieses Stromgebiet umfaßt, — der Staat Buenos Aires, die Provinzen der Argentinischen Konföderation, Uruguay, ein Theil des südlichen Brasiliens, Paraguay und ein Theil von Bolivia gehören zu den schönsten und fruchtbarsten der Erde. Gegenwärtig sind sie noch

in den erſten Stadien ihrer Entwickelung, ſie zählen keine ſo beträchtliche Menge Einwohner, wie das Königreich Bayern und haben doch reichlichen Raum für 60 bis 100 Millionen Menſchen."

Der außerordentliche Ueberfluß an Schätzen, welche die Natur in dieſem Lande vereinigt, giebt einen Fingerzeig für die Größe ſeiner Beſtimmung. Sie erwartet zu ihrer Erfüllung nur, daß die Phalanx der Natur durch die Hand der Civiliſation in Bewegung geſetzt werde. Die Stunde dafür hatte in dem Augenblick geſchlagen, wo der Präſident der Argentiniſchen Republik den erſten Spatenſtich zum Bau der Central-Eiſenbahn von Roſario nach Cordova that. Dieſes groß angelegte Verbindungsſyſtem wird ſeine Schienen bis zu den nördlichen Provinzen San Jago, Tucuman, Catamarca, Salta y Injuy erſtrecken.

Durch die Verbindung der Eiſenbahn von Roſario mit jener von Buenos Aires, die ſchon in verſchiedenen Richtungen hin wirkt, wird der innere und auswärtige Handel des Argentiniſchen Staates einen doppelten Vereinigungspunkt für die Fluß- und Dampferlinien erhalten, welche die äußerſten Grenzen mit dem Centrum verbinden. Indem ſie ſich weiter ergänzen, werden ſie das induſtrielle Leben, den Reichthum und die Civiliſation in alle ſtarren Glieder des großen Länderkörpers fließen laſſen. Die weite Wüſte der Pampas und Collinas, anſtatt uns die Anarchie und jene Häuptlingsmeutereien (caudillaje) zu bringen, wird uns dann ganze Laſten der werthvollſten Produkte, jene wahrhaften Trophäen des Friedens, ſenden, welche uns der Achtung und Sympathie der civiliſirten Welt verſichern.

England, um durch den ſtillen Ocean eine nähere Verbindung mit ſeinen Colonien Neu-Holland und Auſtralien zu haben, wird die Argentiniſchen Steppen mit Briefen, Waaren und Reiſenden durchkreuzen und dieſelben zugleich mit Handel und Freiheit befruchten! denn dies ſind die Pflanzen, welche dem von England, das mit Recht Great-Britain heißt, gedüngten Boden entſprießen.

Die Dinge ſind nicht mehr ſo weit im Felde, als es ſcheint. Zum Beweiſe dafür werde ich Ihnen die Worte jenes ehrenwerthen Engländers, des Mr. William Wheelwright, anführen,

deſſen ſich das argentiniſche Volk wie das chileniſche ſtets mit Dankbarkeit erinnern wird.

Mr. Wheelwright iſt der Unternehmer der argentiniſchen Central-Eiſenbahn, deren Arbeiten er mit eignen Mitteln begonnen. Dieſer Herr ſprach ſich am 10. April d. J. bei der Einweihung derſelben folgendermaßen aus: „Da es eine durch die Erfahrung erwieſene Thatſache iſt, daß das auf Eiſenbahnen verwendete Kapital ſehr vortheilhaft angelegt iſt, ſo wird kaum eine Schwierigkeit entſtehen, unſere Linie etwa folgendermaßen zu entwickeln:

Von Cordova wird ſich die Eiſenbahn nach Chaunar, von da nach Orguatta in Catamarca, Rioja Copacabana, am Fuße der Cordillera de los Andes, erſtrecken, wo ſie durch einen Abhang über die Höhe von San Francisco nach Capiavo und Caldera geht und ſich dort mit der bereits beſtehenden Eiſenbahn nach Valparaiſo verbindet.

Dies Projekt iſt ein völlig ernſthaftes, ausführbares und wird ohne Zweifel ausgeführt werden. Es handelt ſich dabei nur um etwas mehr oder weniger Zeit. Ein Unternehmen von ſo großem Intereſſe für Südamerika wird in ſeiner Ausführung nicht lange auf ſich warten laſſen. Auch Europa hat an dieſem bedeutenden Werke ein ſehr großes Intereſſe; England zumal wird dieſe Gelegenheit ſchnell benutzen, ſich mit ſeinen Colonien in Auſtralien auf dem kürzeſten Wege in Verbindung zu ſetzen und ſeine Kapitalien mit Leichtigkeit hergeben, um einen Weg herzuſtellen, der nach dem berühmten Admiral Fitzroy nicht nur ausführbar, ſondern auch, wenn einmal ausgeführt, die Heerſtraße zwiſchen Großbritannien und ſeinen auſtraliſchen Colonien bilden wird."

Wenn dieſe Idee ſich verwirklicht, wie es geſchehen muß, wenn die Neuzeit der Argentiniſchen Republik einmal Herr wird, ihr ihren mächtigen Stempel aufdrückt und mit den Lumpen der Vergangenheit und den Pfahlbürgerintereſſen des Orts abrechnet: dann wird die ſchon 1847 von Herrn Sturz ausgeſprochene Prophezeihung nicht zu kühn ſein, daß die Anzahl der Dampfer, welche den Parana und Uruguay befahren, in 30 Jahren ſo groß

ſein wird, wie die des Miſſouri und Miſſiſſippi damals war, nämlich 800. Haben doch dieſe Flüſſe auch in ihren Größenverhältniſſen mit einander ſchlagende Aehnlichkeit. Da dieſe Reſultate vorläufig durch 1½ Millionen Einwohner nicht erreicht werden können, ſo mußten die Argentinos der Größe ihrer Natur dadurch zu Hülfe kommen, daß ſie die Thore und Flüſſe ihres Landes allen Einwanderern offen erhielten, ihnen alle bürgerlichen Rechte und vollſtändige bürgerliche, religiöſe und ökonomiſche Freiheit gewährten, ſo wie den Abkömmlingen der Ausländer wie den Ausländern ſelbſt geſtatteten, ihre urſprüngliche Nationalität zu bewahren. Schon jetzt wehen die Flaggen aller Nationen im Aeſtuarium des Plata, ſo groß und frei im Meer und begeben ſich nach Belieben nach dem oberſten Theile jedes ihm zuſtrömenden Fluſſes.

Wir dürfen hier nicht unterlaſſen, das Urtheil anzuführen, welches M. Jules Duval in ſeiner vortrefflichen Geſchichte der Auswanderung, einer von der Pariſer Akademie gekrönten Preisſchrift, fällt:

„Die Konſtitution der argentiniſchen Provinzen, die am 1. Mai 1858 ſanctionirt worden iſt, enthält in dieſer Hinſicht die vollkommenſten Beſtimmungen, die je in einer Geſetzgebung feſtgeſtellt worden ſind.“ *)

Laut Artikel 14 genießen alle Einwohner der argentiniſchen Konföderation folgende Rechte: 1) Das Recht, jede, nicht gemeinſchädliche Beſchäftigung auszuüben; 2) alle Flüſſe ungehindert zu befahren; 3) Handel zu treiben; 4) Vorſtellungen und Bittſchriften bei den Behörden einzureichen; 5) frei ein- und auszugehen; 6) ihre Gedanken ungehindert durch den Druck zu verbreiten; 7) über ihr Eigenthum frei zu verfügen; 8) ſich zu induſtriellen Zwecken zu aſſociiren und jedes Gewerbe frei zu üben, zu lehren und zu lernen; 9)

*) Dieſe Verfaſſung iſt durch den argentiniſchen Staatsmann Dr. Alberdi entworfen und in ſämmtlichen Grundſätzen durch die geſetzgebende Verſammlung ſanctionirt worden. Ihm iſt ſelbſt in der preußiſchen Kammer das hohe, aber auch verdiente Lob zu Theil geworden, der Franklin Südamerika's zu ſein.

ihre Confeſſion frei auszuüben; 10) Schulen einzurichten und 11) die Einwanderung zu befördern, welche ihrerſeits keiner Abgabe unterliegt.

Dieſe Grundſätze, welche dem Einwanderer wo möglich mehr Vortheile bieten ſollen, als er in der Heimath genießt, ſind keiner Veränderung unterworfen, indem ſie die Grundlage in Verträgen mit Frankreich, England, Preußen, Italien und Spanien bilden.

So haben der Natur und ihren Winken gehorſam die argentiniſchen Staatsmänner die Grundlagen für eine Nation von 50 bis 60 Millionen Einwohnern geſchaffen. Die deutſche Einwanderung zumal würde ihren eigenen und den Intereſſen des Mutterlandes nirgend ſo dienlich werden können, als in der Plata-Region. Indem ſie dort ihre eigenthümliche Phyſiognomie und zurückwirkende Tendenz bewahren könnte, würde ſie einen Vereinigungs- und Vermittelungspunkt für beide Länder abgeben und deren ökonomiſche Intereſſen würden ſich gegenſeitig ergänzen, ausgleichen und ſolidariſch verwachſen laſſen. Das Beiſpiel der Vereinigten Staaten iſt der beſte Beweis, was die Verbindung von induſtrieller Kraft und produktiver Fähigkeit an Größe, Reichthum und Macht zu erzeugen im Stande ſind.

Nach einer langen und ſchweren Erfahrung iſt Deutſchland zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Auswanderung von Hunderttauſenden ſeiner Landeskinder und der Export ſeiner Kapitalien über die ganze Welt hin ein unerſetzlicher Verluſt für ſeine Induſtrie und ſeinen Handel iſt. Geld, Arbeitskraft und Intelligenz werden gierig von fremden Ländern, namentlich von Nordamerika, aufgeſogen und gehen dem Vaterlande auf ewig verloren.

Da nun aber die Auswanderung eine innere Nothwendigkeit Deutſchlands iſt, ſo wird das Intereſſe beider identiſch ſein, wenn ſich jene nach einem Lande richtet, wo ſie deutſch und mit Deutſchland in vorzüglicher ökonomiſcher Verbindung bleibt. In Nord-Amerika bediente man ſich noch bis vor Kurzem kühn und rückſichtslos des Deutſchen nicht als eines Gefährten, ſondern wie eines Werkzeuges oder Materials. Man verſtand es, ſeinem Volke das deutſche Element zu aſſimiliren, um dadurch mächtig bereichert

der deutſchen Induſtrie in der ſeinigen eine gefährliche Nebenbuhlerin entgegenzuſtellen. Politiſch hat der Deutſche in Amerika bisher im Weſentlichen gehorcht. Zu Hauſe beherrſchte ihn ſein Souverain, in Amerika .... Der Unterſchied war groß und nicht groß, wie man will.

Am La Plata ſind die Rollen verſchieden. Der Eingeborne vertritt blos die Viehzucht und den Ackerbau, während der Ausländer nicht allein dieſe ausbeutet, ſondern der Hauptvertreter aller Zweige der Induſtrie und des Handels wird. Er giebt dem Rohſtoff die Form und verhundertfacht dadurch deſſen Werth. Daſſelbe Verhältniß zwiſchen Form und Stoff überträgt ſich auch in moraliſcher Hinſicht, d. h. der Ausländer, der dem Stoff und dem Lande die ökonomiſche Form giebt, wird ſogar der moraliſche Begründer des ganzen Komforts eines civiliſirten Lebens und das ſegensreiche Element in der Familie einer jungen Völkerſchaft, die zur Zeit das ſpecifiſche Gepräge ihrer Individualität noch unvollkommen entwickelt hat. Käme dieſe Entwickelungsperiode der Argentinos zum Abſchluß, ohne daß ſich während derſelben das deutſche Element in überwiegender Zahl eingeſtellt hätte, ſo würde der bis dahin eingewanderte Deutſche ſeine Rolle gewechſelt haben. Er wäre dann nicht allein außer Stande der Geſellſchaft und der Induſtrie die Formen und die Affinitäten ſeiner Race mitzutheilen, ſondern würde als Material zum dortigen Nationalaufbau verbraucht und aſſimilirt werden, wie es in Nordamerika geſchehen iſt.

Eins der Hauptbedürfniſſe Deutſchlands beſteht in der Erreichung eines centralen und vorzüglichen Stützpunktes für ſeinen Handel, der ſeinen großen, induſtriellen und merkantiliſchen Thätigkeit ſpecielle Vortheile, und damit auf einer Stelle wenigſtens die Superiorität gewährt. Die argentiniſche Republik bietet ihm mit der Gaſtfreundlichkeit ihrer Inſtitutionen und ihrer Bevölkerung überaus fruchtbare Ländereien ohne Entgelt, geeignet zu allen commerciellen und induſtriellen Zwecken.

Abgeſehen von der neuen Heimſtätte für ſo viele Landbauer, wird dem Mutterlande dadurch ein Markt geſichert, der nicht nur ſeinen Fabriken einen weſentlichen Antrieb geben würde, ſondern

auch die Lage der unteren Volksklaſſen zu Haus zu verbeſſern im Stande wäre. Durch den häufigen geiſtigen und materiellen Austauſch zwiſchen den beiden Bevölkerungen wird ſich überdies der Kreis freiſinniger Ideen, des Selbſtgefühls und der gegenſeitigen Werthſchätzung ſo erweitern, daß dadurch in beiden Ländern ein bedeutender politiſcher Aufſchwung gleichzeitig befördert, wenn nicht erzeugt würde.

Dieſe unſchätzbaren Erfolge werden auch anderen Völkern verhältnißmäßig zu Theil werden.

Bei dem Studium der ökonomiſchen Verhältniſſe meines Landes bin ich auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihre Löſung gerade mit den deutſchen Intereſſen Hand in Hand geht. Ich habe dies bereits in der Revista del Parana darzuthun geſucht. Möge er als Beweis dienen, daß ſelbſt im fernen Innern der argentiniſchen Lande dieſe Anſichten Wurzel geſchlagen hatten. Wir machten dort auf den Wohlſtand der deutſchen Einwanderer-Colonien, die von der Regierung eingerichtet wurden, aufmerkſam. Das Gedeihen der Einwanderung iſt die weſentlichſte Bedingung der ſpaniſch-amerikaniſchen Republiken, deren Regierungen gerade deshalb keinen Fuß faſſen können, weil ſie nicht genug Menſchen haben, auf die ſie ſich zu ſtützen vermögen. Dieſe Thatſache kann kaum ſchlagender als mit den Worten des berühmten argentiniſchen Staatsmannes, Hrn. Alberdi's, ausgedrückt werden: „in Südamerika heißt: regieren, bevölkern.“ . . . „Ohne Einwanderung bleibt in einem Lande von 40 bis 50,000 Q.-Meilen mit blos 800,000 Einwohnern jede Konſtitution, auch die beſte, die Konſtitution einer Wüſte!“ Wahrlich, Republiken, mit einer Bevölkerung von 250,000 — 800,000 Einwohnern, die noch dazu auf einem Gebiete zerſtreut ſind, das für 30 Millionen Menſchen ausreichend wäre — wie es deren in Mittel- und Südamerika giebt — ſind mikroskopiſchen Punkten vergleichbar, die gar nicht regierbar ſind und einen ewigen Kampf zwiſchen Anarchie und dem Geſetz, ſo vollkommen dies auch ſei, nothwendigerweiſe hervorbringen.

Aber dieſer beſtändige Anarchie-Zuſtand darf nicht dem Charakter des Landes und der Bevölkerung zugeſchrieben werden,

ſondern ihrer iſolirten Lage, ihrer verſchwindenden Minderzahl in der Einöde und einem politiſchen Vermächtniß hiſtoriſcher Vergangenheit, welche unerbittlich auf die Schickſale der Staaten einwirken. Die Revolution ſchob dieſe Völker in einem Tage 2 Jahrhunderte vorwärts, indem ſie dieſelben aus der Finſterniß des abſolutiſtiſchen Colonial-Regiments des 17. Jahrhunderts herausriß, und ſie in die Gegenwart des 19. Jahrhunderts brachte. Die Aufgabe war nun plötzlich, eine auf improviſirten demokratiſchen Elementen gegründete Regierung herzuſtellen, in einem Lande, das für kein Regierungsſyſtem vorbereitet war, als das coloniale.

So kam der Antagonismus von 2 Epochen und deren Syſtemen ſehr bald in Gang. In einer Bevölkerung, die bereits den Keim der Anarchie in ſich trug, mußte ſich ſomit fortwährende Unruhe ergeben. Bald wurde dies Verhältniß aus einem vorübergehenden zu einem dauernden und die Revolution die tägliche Nahrung, an welcher ſich die Jugend jener Völker großſäugte. Während eines halben Jahrhunderts wurde die Revolution eine organiſirte und ſo zu ſagen eigenthümliche Prozedur, eine Art ſelbſtverſtändlichen und halb geſetzmäßigen Appells in allen Formen des öffentlichen Lebens. So ging es immer weiter. Bald waren Vergangenheit und Gegenwart durch die Revolution erzeugt, vor welcher Generationen emporwuchſen und verſchwanden, fortgeriſſen durch das in ihrem Herzen flammende Feuer des Bürgerkrieges. Die Revolution iſt die einzige beſtändige und regelmäßige Regierungsform der meiſten ſpaniſchen Staaten Amerika's. Was unter dem Namen Regierung erſcheint, ſind bloße Dekorationen, innerhalb deren die Revolution Luſtſpiele, Melodrama's und Tragödien aufführen läßt, ohne daß der Geſellſchaft mehr Friede dabei wird, als der, den ihm die Zwiſchenpauſen bieten. Die Intrigue iſt ewig; die Löſung eines jeden Knotens, den ſie nach und nach erzeugt, geſchieht meiſt mit großem Lärm. Es ereignet ſich ſogar zuweilen, daß eine außeramerikaniſche Nation erſten Ranges durch ſolche Unordnungen und Verwirrungen veranlaßt, ſich ſämmtlicher Schauſpieler trotz heldenmüthigen Widerſtandes bemächtigt, wie Frankreich ſo eben an den Mexikanern gezeigt hat.

Da sich aber einige der spanisch-amerikanischen Republiken in dem Dilemma befinden, sich eine gute Regierung zu schaffen oder von Anderen sich regieren lassen zu müssen, so werden sie sich dieser letzten Gefahr dadurch entziehen, daß sie, statt Millionen von Thalern für Soldaten, Kriegsmaterial und Festungen ꝛc. zu verschleudern — ein trauriger Ruhm, selbst wenn er rühmlich endete — diese Mittel verwenden, um Legionen von Auswanderern heranzuziehen, deren industrielles Leben und ruhige Sitten die Regierung wie mit einem Wall umgeben sollen gegen die Angriffe der Anarchie und des Auslandes zugleich. Diese Völker würden sich sonst in der traurigen Alternative befinden, sich von Fractionen oder vom Auslande regieren zu lassen. Die Politik Frankreichs in Mexiko würde auch von anderen Mächten in mehr oder minderer Weise gegen sonstige unruhige Republiken zur Anwendung gebracht werden, sobald es ihren Ansichten entspricht und sich die passende Gelegenheit durch irgend einen Conflict bietet.

Unter heutigen Verhältnissen werden die ökonomischen Interessen, werden die Erdtheile selber durch das majestätische Zauberwort der Jahrhunderte regiert, welches Civilisation heißt. Die Nationen bekümmern sich mehr um die Regierungen, die ihnen Sicherheit, Ordnung und sittliche Entwickelung gewährleisten, als um die Persönlichkeiten der Regierer. Selbst die mexikanische Expedition wurde in ihrer ersten Form unter dem Beifall Europa's begonnen, und selbst die Nachricht von der Einnahme Puebla's ist noch hier und da als ein Gewinn der Civilisation begrüßt, in Rom aber sogar mit den Salutschüssen der Engelsburg gefeiert worden. Es ist übrigens bemerkenswerth, wie nach einem halben Jahrhundert das zweite Kaiserreich die Geschichte des spanischen Amerika da wieder anknüpft, wo das erste sie stehen gelassen. Napoleon I. stürzte die spanische Dynastie und wies die amerikanischen Colonien damit auf den Weg ihrer politischen Emancipation. Ihr patriotischer Heroismus erreichte das Ziel. Napoleon III. arbeitet weiter, um die Ernte für sich zu heimsen.

Soll eine ausländische Herrschaft etablirt werden? Soll die

inländiſche Anarchie fortdauern? Oder ſoll ſich das Inland zur Ruhe und Freiheit regeneriren? Dem Uebel kann nur geſteuert werden durch eine Bevölkerung, welche gewerbthätig und männlich die Wüſte des Bodens und der Geſellſchaft anbaut. Das Gebäude der Regierung wird entweder auf Sand- oder Granitſäulen ruhen, je nachdem die Pulſe der Bevölkerung in jeder individuellen Sphäre ihrer Thätigkeit, — in der Werkſtatt und der Fabrik, im Eiſenbahn- und Schifffahrtsbetrieb, im Ackerbau und der Viehzucht — lebenskräftig und froh, oder ſchwach und fieberhaft ſchlagen werden.

Entbehrt eine Regierung dieſer Grundlagen, fehlen ihrem Volke dieſe Triebfedern, ſo wird ſie nur eine lahme Maſchinerie darſtellen, deren Thätigkeit ſich auf ſchädliche Exploſionen beſchränkt. Die ſpaniſch-amerikaniſchen Völker müſſen aus der Quelle, woraus ihnen der Saft der Civiliſation zufließt, die Elemente der Ordnung und politiſchen Beſtändigkeit ſchöpfen, auf welchen feſte und regelmäßige Regierungen ſich emporheben und unter welchen perſönliche und allgemeine Freiheit, das Können, Wollen und Haben der Menſchen überall gedeihen. In der Ausführung dieſer Aufgabe, den amerikaniſchen Republiken zu Hülfe zu kommen, iſt die Rolle, die Europa zufällt, vor Allem: Deutſchland hinſichtlich der fruchtbaren und gaſtfreundlichen Regionen des La Plata.

Anmerkung. Es wäre eine irrige Annahme, daß die politiſche Schwankungen den bürgerlichen und Eigenthumsrechten, oder auch nur den weſentlichen politiſchen Inſtitutionen zu nahe treten. Einer Revolution am La Plata iſt ein gewaltſamer Wechſel in den Regierungsbeaten — nicht mehr und nicht weniger. Die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung nimmt daran weder Antheil, noch hat ſie Nutzen oder — von großen politiſchen Verhältniſſen abgeſehen — viel Schaden davon. Soldaten auf jeder Seite, die dem Bürger wenig oder nicht beſchwerlich werden, genügen für den Vorgang. Abgeſehen davon, daß eine einigermaßen zahlreiche Einwanderung dieſen Vorgängen ein natürliches Ziel ſetzen würde, braucht ſich auch heute ſchon der einzelne Einwanderer davon nicht mehr abſchrecken zu laſſen. Die Vortheile für den Einwandernden am La Plata bleiben ſelbſt jetzt ſchon entſchieden größer als die Nachtheile.

3. Reiſebericht über die Colonie Nueva Helvetia.

(Wieder abgedruckt aus der Deutſchen Auswanderer-Zeitung von Bremen 1863 Nr. 2, Nr. 4 und Nr. 5.)

Erſt jetzt komme ich dazu, meine Zuſage zu erfüllen, indem ich Ihnen die Eindrücke mittheile, welche die Colonie Nueva Helvetia auf mich gemacht hat. Da jedes neue Unternehmen zunächſt von Vielen verurtheilt wird, und eine abſprechende Kritik die Angewohnheit nicht weniger iſt, ſo hatte ich faſt nichts anderes gehört, als dieſe eine Behauptung: Ackerbaucolonien ſtoßen im Staate Uruguay auf unüberwindliche Schwierigkeiten.

Nun würde es jeder Freund dieſes Landes nur beklagen können, wenn die Europäiſche Emigration die Banda oriental zu den Ländern rechnen müßte, in denen mäßige und beſcheidene Hoffnungen der Auswanderer ſich nicht verwirklichen.

Es mag die Goldwuth und der Materialismus einer geſunkenen Menſchenrace, es mögen die Abentheurer, welche in den Abnormitäten des ſocialen Lebens ihr Element ſuchen, hier großen Täuſchungen begegnen, aber der fleißige und tüchtige Arbeiter wird ſowohl in der Stadt als auch auf dem Lande ſich eine geſicherte Zukunft ſchaffen. Es iſt ſehr häufig mit Recht darauf aufmerkſam gemacht worden, daß die Eigenthümlichkeiten des ſpaniſchen und des deutſchen Volkscharakters ſich gegenſeitig in keiner Weiſe abſtoßen, und was die Banda oriental anbetrifft, ſo fühlt ſich jeder Auswanderer gleich bei ſeiner Ankunft im Lande dadurch angenehm berührt, daß er eine höchſt freiſinnige Verfaſſung, ein wohlwollendes Entgegenkommen der Einwohner und zahlreiche Landsleute vorfindet, welche die heimiſche Sitte im Ausland unter ſich erhalten haben.

Begleiten wir alſo einmal eine Familie, welche die Abſicht hat, auf der genannten Colonie Nueva Helvetia ſich niederzulaſſen.

Sie kommt entweder von den Beſitzern dieſer Colonie entſendet oder nur mit Empfehlungen verſehen hier an. Kaum hat das Schiff in der Nähe des Cerro's von Montevideo die

Anker ausgeworfen, so nahen sich gute und schlechte Rathgeber der Familie.

Die schlechten Rathgeber sind meistens Agenten derjenigen Wirthhschaften, welche die Einwanderer anlocken, ihnen das Innere des Landes in den abschreckendsten Farben schildern, namentlich von der Colonie und von Schlangen, wilden Thieren, Messerstichen, Trockenheiten und Ueberschwemmungen gar graufige Geschichten erzählen und die armen Einwanderer, welche ihnen folgen, so lange in ihren Spelunken zurückhalten, bis die letzten Hülfsmittel verzehrt sind. Dann pflegen sie selbst den Betreffenden den Rath zu geben, sich an die Agenten der Colonie zu wenden.

Diese Bemerkung füge ich hinzu, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß Deutsche aus den brasilianischen Provinzen hier ankommen werden, denen bereits am Landungsplatz Tagediebe und allerlei Gesindel mit der freundlichen Anrede „Herr Landsmann" sich vorstellt, um guten Rath zu geben.

Jeder Auswanderer, der sich an die Agenten der Herren Siegrist & Fender wendet, wird freundlich empfangen. Er braucht nur vom Bord des Schiffes aus ein Paar Worte an Herrn Direktor Schmidt, Calle de Colon Nr. 73, zu schreiben, so wird dieser oder ein anderer Herr auf dem Schiffe erscheinen und die Familie abholen, um ihr in dem genannten Hause ein wohlfeiles Logis so lange anzubieten, bis Gelegenheit da ist, um nach der Colonie zu reisen. Diese kann man zu Wasser und zu Lande erreichen; erscheint es passend, so miethet die Direktion ein Schiff, welches die Auswanderer bis unmittelbar vor die Colonie führt.

Ist aber die Jahreszeit oder das Wetter nicht günstig, so zieht man es vor, einige der hier im Lande üblichen Ochsenkarreten zu besorgen, auf denen man allerdings langsam reist, aber Gelegenheit hat, das Land kennen zu lernen, und sich an den eigenthümlichen Charakter der Bodenformation und Vegetation zu gewöhnen. In diesen Paar Tagen lebt man sich vorläufig in das Land ein.

Dreißig Leguas (d. i. 18 deutsche Meilen) hat man zurück-

zulegen. Und das pflegt mit Ochſenkarreten 3—4 Tage zu dauern. Fünf Leguas von hier paſſirt man das Städtchen Las Piedras, welches durch den Felſenzug ſich auszeichnet, der es umgiebt. Die hellrothen Blöcke von Syenit ſehen in der Ferne wie kleine Ortſchaften aus und die Zeit wird dem Reiſenden nicht lang.

Rechts vom Wege ſchaut man bald den Kirchthurm von Canelones, welcher jeden Reiſenden an die Kirchthürme unſerer deutſchen Dörfer erinnern muß.

Hier in dieſem Städtchen befand ich mich, als gerade in Montevideo die letzte Revolution ausbrach, welche hoffentlich die Reihe der Revolutionen beſchloſſen hat. Die Anzahl eingebildeter Menſchen, welche ſich für große Staatsmänner und auf der Höhe der Bildung ſtehende Phänomene halten, wenn ſie Kleider nach der neueſten Mode tragen und in lächerlichen Allgemeinheiten über die wichtigſten Fragen der Zeit in allen möglichen Superlativen ſchreiben und reden, nimmt beträchtlich ab, und der gebildete jüngere Hauptſtadtspöbel lernt allmählig arbeiten und gehorchen, während er früher ſich darauf beſchränkte, in den Confiterien dulce zu eſſen und ſich alſo zur ſtaatsmänniſchen Carriere heranzubilden.

Bald erreicht man das freundliche Städtchen Santa Lucia, welches am Fluſſe gleichen Namens liegt. Das iſt einer der ſchönſten Punkte in der ganzen Banda Oriental, der Botaniker findet hier an den reichbewaldeten Flußufern eine große Ausbeute intereſſanter Kräuter, der Geologe kann den Untergrund des Fluſſes unterſuchen, und der Kranke, welcher einer Erholung bedürftig iſt, ſtärkt durch die vielberühmten Flußbäder und die wohlthuende Luft und durch den freundlichen Eindruck, den Stadt und Fluß macht, ſeine angegriffenen Nerven.

Durch dieſen Fluß müſſen die Auswanderer hindurch, was manchesmal ſehr mühſam iſt, wenn derſelbe ſtark angeſchwollen iſt, was jedoch nur in denjenigen Zeiten des Jahres der Fall zu ſein pflegt, in denen man den Waſſerweg vorzieht.

Die letzte Stadt, welche man erreicht, heißt San José, ſie macht ſchon den Anſpruch, etwas mehr zu ſein, als ein gewöhn-

liches Landstädtchen. Hauptstadt des Departements gleichen Namens und Wohnort vieler reichen Estanzieros, wird diese Stadt ohne Zweifel rasch in Aufschwung kommen. Man ist jetzt dabei, eine neue Kirche zu bauen, welche, wenn sie vollendet sein wird, der Hauptkirche des Landes, der Iglesia Matriz in Montevideo, wenig an Größe nachstehen würde. Wir wollen hoffen, daß die Ausführung dieses Werkes gelingen wird. Sonst erinnern alle Projecte, Vorschläge und Entwürfe, welche hier immer in großer Anzahl vorräthig sind, den denkenden Betrachter oft an die Worte Göthe's:

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und sich unterfängt, was er nicht versteht;
Kein Wunder, wenn er zu Grunde geht.

Ich gehe jetzt über zu den Erfahrungen, welche ich selbst machte, als ich diese Colonie besuchte. Ich hatte kein anderes Interesse dabei, als den Evangelischen mit Predigt und in Spenden der Sacramente zu dienen. In Begleitung des Herrn Direktor Schmidt legte ich den mir schon aus früheren Amtsreisen bekannten Weg zurück, es war an einem Freitag Mittag, als wir ankamen. Noch am Abend desselben Tages wurde ich durch ein Ständchen überrascht, welches der Gesangverein der Colonie uns brachte. Das zeigt schon von Lebenskraft, wenn freie Associationen sich bilden, wenn nicht allein das utile, sondern auch das dulce in den Gesichtskreis der Menschen eintritt, und wo man verkümmert, da singt man nicht. Als in dieser mondhellen Nacht deutsche Lieder auf diesem Hügel gesungen wurden und die Sterne Gottes den Fluß und seine waldigen Ufer beschienen und nur die Laute der deutschen Zunge kräftig durch die Luft schallten, da ergriff meine Seele der Gedanke, daß die göttliche Vorsehung dem deutschen Stamm vielleicht doch noch das Loos vorbehalten hat, auf diesem Boden eine Rolle zu spielen und seine Eigenthümlichkeiten zum Besten der gesammten Menschheit fortzupflanzen.

Aber leider haben wir im Inland wie im Ausland gar zu viele Propheten des „Wenns" und des „Abers".

Am folgenden Tage, also am Sonnabend, besuchte ich viele einzelne deutsche und französische Familien, welche auf dem Gebiet der Colonie ihre Chacaras bebauen.

Es war eine etwas mühsame Wanderung zu Fuß, aber es interessirte mich lebhaft, zu sehen, wie so ein jeder seine kleine Welt sich schafft, und wie der geistige und moralische Charakter der Menschen in der Art und Weise sich abspiegelt, wie ein jeder in der Wildniß sich sein Haus baut, oder vielmehr seine Hütte, seinen Rancho, deren es bereits 60 auf der Colonie giebt. Aber es ist hier nicht der Ort, Bemerkungen zur Philosophie des Ranchos und seiner Bewohner zu machen, und den sonderbündlichen Großrath und den preußischen Wühlhuber in ihrer südamerikanischen Metamorphose Revue passiren zu lassen oder zu sehen, wie der Großsprecher und wie der im Kleinen getreue Mann sein Leben sich einrichtet. Ich kann nur sagen, Zufriedenheit herrschte überall, vom Hauptgebäude aus bis an das Tyroler Thal.

Der Berner, der Baseler, der Mann aus St. Gallen, der Bürger von Apenzell, der französische Schweizer, der Tyroler und selbst der etwas wunderliche Elsässer, alle freuten sich über ihr aufgerissenes Weizenland, über ihre schönen Pflüge und über ihr Vieh, obgleich sie gar nicht mit den grünen Papageien zufrieden waren, welche in großen Schaaren Bekanntschaft mit ihren Saatfeldern machten.

Aber bald, das versicherten sie, würden sie die Ausrottung der Nester dieser Vögel an den waldigen Flußufern als Gemeindesache betrachten, und an der Geschicklichkeit der Colonisten in allen edlen Jagdunternehmungen ist nicht zu zweifeln, da schon mancher Rehbock (cervus campestris — Guazú-ú oder venado) sein Leben hat einbüßen müssen.

Da das Land der meisten Chacaras bereits aufgerissen ist, so haben dieselben im Laufe von ungefähr 10 Monaten bedeutend an Werth zugenommen, und einige, welche für 1000 Frank gekauft wurden, sind jetzt bereits für 3000 Frank in andere Hände übergegangen, denn einige Familien waren nicht geneigt, sich auf ein mäßiges Leben zu beschränken, und nahmen von der Colonie-

Verwaltung auf Credit in so unsinniger Weise Lebensmittel zum Backen und Braten, und arbeiteten dabei so wenig, daß man voraussehen konnte, wie diese Leute niemals in der Colonie zu etwas kommen würden.

Es mußte also mit ihnen abgerechnet und sie aus der Colonie entfernt werden. Die Besitzer der Colonie werden es dem Direktor derselben nur danken können, daß er gleich anfangs mit hinlänglicher Geduld aber mit voller Entschiedenheit diejenigen Elemente zu entfernen wußte, welche später bei jeder Veranlassung als Arbeitsscheue zugleich Mittelpunkte einer Opposition geworden wären, wie sie in jeder Gesellschaft aus den üblen Elementen sich zu erzeugen pflegt.

Auf diese Weise wurden Chacaras frei, welche für den angegebenen Preis andere Eigenthümer erhielten. Im Allgemeinen machen die Colonisten namentlich aus den protestantischen Schweizerkantonen den Eindruck tüchtiger und ehrenwerther Leute. Ich bin gern unter ihnen gewesen und habe die Ueberzeugung gewonnen, daß unter Gottes Segen alles gut gehen wird. Am Abende desselben Tages hielt ich mit den einflußreichsten Hausvätern eine Besprechung über die Einrichtung einer Sonntagsschule, über die Wahl eines Kirchenvorstandes, über die Kirchhofs-Angelegenheit und über den Anschluß der evangelischen Familien an die Gemeinde in Montevideo. Dies sollte eine Vorbereitung für die Gemeindeversammlung sein, welche auf Sonntag Abend angesetzt war. Herr Direktor Schmidt hat nämlich die allgemein ansprechende Sitte eingeführt, daß alle allgemeinen Angelegenheiten auf Gemeindeversammlungen besprochen werden. Alle sind verpflichtet, hier zu erscheinen, deshalb werden sie beim Anfang der Versammlung namentlich aufgerufen, und dann werden die Debatten in deutscher und französischer Sprache von dem Direktor geleitet. Alles, wie z. B. die Anlegung der Gräben und Wege von Seiten der Gemeinde, wird durch Majorität bestimmt, der jeder folgen muß.

Es war sehr feierlich, als am Sonntag Morgen ungefähr 120 bis 150 Personen in dem ganz ausgeräumten Direktionshause erschienen, um zum ersten Mal einen evangelischen Gottes-

dienſt am Tage des Herrn zu feiern. Vom Hügel herab ertönte die Glocke wie bei uns in der Heimath und mit großer Andacht nahmen die Anweſenden Theil an den Geſängen, welche der Sängerverein ausführte, an der Liturgie, der Feier des heiligen Abendmahls, wie an den Taufen und Trauungen. Die ganze Feier hatte ungefähr etwas über 4 Stunden gedauert, und nachdem wir ungefähr eine Stunde uns ausgeruht hatten, gingen wir alle um 3 Uhr Nachmittag nach dem Kirchhofe, welcher in einiger Entfernung von dem Direktions-Gebäude ſich befindet, um ihn einzuweihen. Zwei neugeborne Kinder und ein alter Waldenſer aus der benachbarten proteſtantiſchen Piemonteſer-Colonie waren bereits auf ihm begraben worden. Auch hier führte der Geſangverein einige in der Schweiz gebräuchliche Lieder auf, und in der Einweihungsrede erinnerte ich die anweſenden Proteſtanten und Katholiken daran, daß wie dieſer Kirchhof für beide Confeſſionen beſtimmt ſei, auch beide im Leben unter einander Frieden halten und Geduld mit einander haben möchten. Wir haben auch ſonſt vielfach darüber geſprochen, wie man jeder Störung deß confeſſionellen Friedens gleich anfangs vorbeugen kann, und man wird ein wachſames Auge haben, damit nicht beklagenswerthe Tendenzen hier einen ganz überflüſſigen Streit anzünden. Wahrlich, deutſche Colonien im Ausland ſind gewiß nicht dazu berufen, einen Kampf auszukämpfen, und eine Frage zu erledigen, welche auf den Schauplätzen der höchſten Bildung vergeblich nach Entſcheidung ringt und der Punkt, um welchen die höchſten Intereſſen der Menſchen ewig kreiſen werden, muß auf das Zarteſte behandelt werden. Die Rechte beider Kirchen anerkennen und nicht vor der Zeit das andere wollen, was nur die verſöhnende Hand Gottes heilen kann, das muß das Grundgefühl aller poſitiven Katholiken und Proteſtanten ſein.

Heimgekehrt vom Kirchhof hielten wir bald darauf die Gemeindeverſammlung. Ich will nicht Ihre Geduld länger in Anſpruch nehmen, ich will nur darauf hinweiſen, daß manch ein vielbewegtes Lebensſchickſal, Lebenserfahrungen und Gedanken und wohl auch manch eine überwundene Thräne auf den Angeſichtern der Leute ſich abſpiegelte. Mancher hatte ſchon in der

Schweiz das eine oder das andre Gemeinde-Amt verſehen, mancher befand ſich in wohlhabenden Verhältniſſen und hatte deshalb den Preis für ſeine Chacara rein ausbezahlen können, und ſo traten auch hier gewichtige Männer hervor und auf ſie fiel bei den Wahlen die dieſes Mal richtig ſich ausſprechende Volksſtimme. Andre Colonien kenne ich nicht, ob auf ihnen ſo etwas wie ein freies Gemeindeweſen ſich ſpüren läßt, weiß ich nicht; auch ſelbſt bei den Schilderungen der braſilianiſchen Colonien in denjenigen Reiſebeſchreibungen, welche die Farbe Roſa lieben, empfing ich keinen Eindruck, ob ein freies Gemeindeweſen ſich in ihnen in Wirklichkeit entwickelt hat. Alſo kann ich darüber nicht urtheilen, auch nicht Vergleiche anſtellen, ſondern nur ſagen, daß die materiellen Intereſſen nicht allein das Dichten und Trachten dieſer Coloniſten beherrſchen. Am folgenden Morgen gab mir der freiwillige Schützenverein das Geleite bis nach der Diligenceſtation, welche eine Viertelſtunde vom Direktions-Gebäude entfernt liegt. Es giebt nämlich zwei Schützenvereine auf der Colonie, einer bei welchem die Mitgliedſchaft obligatoriſch iſt, und ein andrer, welcher, aus freiwilligen Theilnehmern gebildet, jeden Sonntag Nachmittag ſich verſammelt, ſeinen Präſidenten, ſeine Statuten und einige 30 Mitglieder hat. Nachdem einige Salven abgefeuert und ein Lied zum Abſchied geſungen war, nahm ich Abſchied von den Anweſenden, ihnen und der ganzen Colonie ein fröhliches Aufblühen wünſchend. Bei der umſichtigen Leitung der Colonie und bei dem tüchtigen Charakter ihrer Angehörigen wird ſolches kein todter Wunſch ſein. Bis jetzt waren Canarier und Basken diejenigen, welche vorzüglich mit Landbau in der Banda Oriental ſich beſchäftigten, aber ſie thaten dies in iſolirter Weiſe. Eine maſſenhafte Emigration von Deutſchen und Schweizern wird hoffentlich den Beweis liefern, daß überall, wo gemäßigtes Klima herrſcht, der Ackerbau die Grundlage ruhiger, geordneter und civiliſirter Staatszuſtände abgeben wird.

4. Aus einer Einleitung über ein Aktien-Unternehmen zur Begründung einer Estancia in der Banda oriental von A. H. Grieben.

Die politischen Verhältnisse der La Plata-Staaten, noch vor einigen Jahren ungeordnet, haben sich in den letzten Jahren durch die weisen Maßnahmen Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Bartholomeo Mitre so günstig geordnet, daß Ruhe und Friede für lange Zeiten zu erwarten stehen. Der beste Beweis für die Einigkeit der Provinzen und Uebereinstimmung derselben mit den Maßnahmen des Präsidenten ist immer die von allen Provinzen ohne Ausnahme erfolgte Beschickung der Kammern durch Deputirte, die das Volk in freien Wahlen gewählt hat; — kommen auch in den entfernteren Provinzen noch oftmals kleine Unruhen vor, die einige exaltirte Köpfe anzetteln, so sind dieselben doch stets so lächerlicher Natur, daß sie meist von den Provinzen selbst schon leichtlich gedämpft werden, und sonst durch kleine Truppenkörper leicht beseitigt werden. — Diese kleinen Unruhen werden nun von speculativen Köpfen durch unsinnige, lügnerische Zeitungsberichte für Bank-Geschäfte ausgebeutet, zugleich dienen aber diese Berichte auch dazu, das Land in Verruf zu bringen, wozu besonders einen großen Theil Brasilien thut, das eifersüchtig das Emporblühen der ländlichen Verhältnisse von Buenos Aires und der Banda oriental beobachtet. — Möchte doch ein Jeder sich, will er genauen Bescheid, ja an die richtigen Quellen wenden, damit er nicht durch speculative Geschäftsnachrichten oder eifersüchtelnde Politik von Nachbarstaaten sich abhalten lasse, Geschäfte mit einem Lande zu machen, das ohne allen und jeden Zweifel einer großen Zukunft entgegengeht. — Die Gemüther sämmtlich, mit Ausnahme vielleicht einiger wilden, zügellosen Charactere, sehnen sich nach einer dauernden Ruhe, um die in früheren Jahre gehabten Verluste wieder durch neue ungestörte Arbeit und Handel decken zu können; — anderntheils drängt eine kluge und anerkennenswerthe Politik der Regierung dazu, unbedingt für einen dauernden Frieden zu sorgen, um den Strom der Einwanderung aus der alten Welt nach den La Plata-

Staaten zu lenken, der jetzt nicht wie sonst in den Nordamerikanischen Freistaaten ausmünden kann. — Ich will hier hauptsächlich von den La Plata-Staaten, vornehmlich von der Republik Uruguay reden, da ich letztere vom landwirthschaftlichen Standpunkt aus noch günstiger gelegen und ergiebiger halte als Buenos Aires, und deshalb auch mein Unternehmen dort zu begründen beabsichtige. — Die Republik Uruguay (Banda oriental) besitzt Alles, was die nordamerikanischen Freistaaten besitzen, hat aber für den Ansiedler noch etwas voraus, — er braucht nicht die Ackerflächen durch Ausroden von Urwald erst zu lichten, sondern kann sofort den Pflug ansetzen. Gewässer von allen Dimensionen durchziehen nach allen Seiten ein wellenförmig sich hebend und senkendes Land, das mit geringen Ausnahmen durchweg der schönste Lehm- und Marschboden ist; die Ufer der Flüsse sind mit Waldungen besetzt, die — abgehauen — sich ungemein rasch wieder ergänzen, da der Boden, begünstigt durch das schöne Clima, eine erstaunliche Produktionsfähigkeit besitzt. Leider ist es noch nicht möglich, diese schönen Fluren im Großen durch den Pflug zu bearbeiten, da die Bevölkerung noch eine so unverhältnißmäßig geringe ist, daß die Feldarbeiten in größerem Maßstabe einestheils nicht ausgeführt werden könnten, anderntheils aber auch diese wenigen vorhandenen Arbeitskräfte zu theuer zu erwerben wären. Den Beweis, daß der Ackerbau die schönsten Erfolge erzielt, haben wir in der Nähe der Städte, wo mehr Arbeiter vorhanden, wenn auch noch immer sehr theuer; außerdem aber geben uns der Korn- und Früchtebau der Colonien schon genügend Aufschluß über die Leistungsfähigkeit des Bodens. Wären der größere Prozenttheil der Einwohner des Landes norddeutsche Elemente statt in der Republik Geborene und Einwanderer von Spanien, Südfrankreich und Italien, die über alle Begriffe träge und arbeitsscheu sind, dann wäre der Ackerbau schon bei weitem mehr vorgerückt, und ein so reiches Land bedürfte nicht des Weizens und anderer Körner von Nord-Amerika und Chili, die in großen Massen hier eingeführt werden. Die allerwegen das Land durchziehenden Ströme und Gewässer machen den Transport der Waaren leicht, und wie bald

wird nach einer größeren Einwanderung die Speculation wach gerufen werden zum Bau von Eisenbahnen, die den Verkehr sofort noch weiter erhöhen werden, wie wir dies schon in Buenos Aires sehen. Aus diesem Vorhergesagten ist ersichtlich, daß vorläufig sich die Ausnutzung des Bodens nur durch Viehzucht betreiben läßt, was auch durch Schaf-, Rindvieh- und Pferdezucht geschieht, und zwar mit sehr brillantem Erfolge. — Wie lohnend das ist, will ich ganz kurz aus einer Erfahrung beweisen, die ich während meiner Anwesenheit in Buenos Aires machte, und genau davon unterrichtet bin, da die Betheiligten mir nahe bekannt sind. — 1855 kauften zwei Kaufleute, mit dem Entschluß, sich nach 7 Jahren wieder zu trennen, eine Estancia in der Banda oriental für 12,000 Lst.; der eine derselben ist in diesem vergangenen Jahr aus der Compagnie geschieden, war vor 7 Jahren ein Mann von 1000 Lst., ging aus der Association als ein Mann von 24,000 Lst.; das ist factisch und steht nicht vereinzelt da. — Die Erträge durch Viehzucht würden noch bedeutend lohnender sein, wenn man einestheils durch Heuwerbung den Mangel in trocknen Zeiten des Winters vorbeugte, wodurch die Thiere zum Hungern, — oft zum Verhungern gezwungen sind, aber auch die Schaf-Wollen so entnervt werden, daß das Gewicht der Wollen selbstredend bedeutend vermindert wird, — anderntheils — und ich spreche hier hauptsächlich von der Schafzucht — die Schafe sorgfältiger vor starken Regengüssen und dem nächtlichen Lagern in dachlosen Koppeln schützte, die oft nach Regengüssen ein wahrer Morast sind; — darin lagern auch die zarten, erst geborenen Lämmer, durchnäßt vom Regen am Tage, den kalten, starken Nachtthau auf den Pelz bekommend. — Rechnet man nun die starken Verluste, die durch diese Sorglosigkeit und Nachlässigkeit entstehen, und hält dagegen die Kosten, die eine richtige, intelligente Fürsorge erfordert, so staunt man über die grenzenlose Trägheit der Leute, die allerdings auch in der Unwissenheit der Leute mit ländlichen Verhältnissen beruht, da es fast Alle Kaufleute sind. — Ein rationelles Verfahren, gegründet auf langjährige, landwirthschaftliche Erfahrungen würde darum bestimmt sehr bedeutende Vor-

theile vor dem auf den Estancien üblichen Verfahren erringen. Wie lohnend wird in späteren Zeiten der Ackerbau auf dem reichhaltigen Boden sein, wenn die Arbeitskräfte erst nicht mehr fehlen werden, und darum auch billiger sein werden. Was nun speciell meine Ansicht anbetrifft in Betreff der Bewirthschaftung einer Estancia, so erlaube ich mir, in Nachstehendem einen Plan vorzulegen, nach dem ich zu Anfang wirthschaften würde.

Ich nehme an, daß die zu kaufende Fläche Landes 3 Suerte groß sei (jede Suerte enthält 243,000,000 Q.-Ruthen spanisch, ungefähr $\frac{1}{5}$ Q.-Meile deutsch). Jede Suerte kann ohne Futterbau eine Zahl von 10,000 Schafen ernähren, was dort im Lande gewöhnlich auch als fester Satz angenommen wird; sie würde aber, wären die Thiere vor Mangel in trocknen Zeiten durch Heufutter geschützt, vollständig 15,000 Thiere ernähren können. Den Anfang würde ich auf der neuen Estancia außer der Stammheerde mit 8000 Schafen machen, die ich auf zehn verschiedene Vorwerke (Puestos) vertheilte, so daß auf jedes Vorwerk 800 Schafe kämen; die Stammheerde bliebe auf der Estancia selbst. — Anliegend an jeder Puesto würde ich eine Luzerne-Anlage machen von zwei Quader Größe = 12 preuß. Morgen, und mit jedem Jahr mit der Vermehrung durch Lämmer auch die Luzerne-Anlage vergrößern. Um nun die nöthigen Arbeitskräfte zu diesen Arbeiten zu haben, wie auch zur Schafschur, würde ich mir außer den eilf Schäfern zwanzig deutsche Arbeiterfamilien engagiren, die ich in einem Dörfchen nahe der Estancia ansiedeln würde, wo ich einer jeden Familie während des Zeitraums des Bestehens des Actien-Geschäfts circa 20 Morgen zur eigenen Ausnutzung für sich überlassen würde. — Dafür wäre jede Familie verpflichtet mir, so oft ich es forderte, einen Mann zu stellen, während der Schafschur auch sämmtliche Familienglieder, soweit ich sie bedürfte, wofür ich neben einer gewissen Portion Fleisch pro anno denselben ein den hiesigen Verhältnissen angemessenes Tagelohn geben würde. Die verhältnißmäßig immer wenige Arbeit für die Estancia würde den Leuten hinlänglich Zeit lassen zur Bearbeitung ihrer 20 Morgen, und würde ihnen bei der Produktionsfähigkeit des Bodens nach 10 Jahren

daraus ein Kapital erwachsen sein, daß sie berechtigte, mit eigenen Kräften etwas Tüchtiges zu beginnen, und dies Aussicht für die Zukunft Geben halte ich für völlig nothwendig, um die Leute zu fesseln, damit sie nicht sich verblenden lassen, anderweitig zu contrahiren. — Was nun den Vortheil der Arbeitskräfte für die Verwaltung der Estancia anbetrifft, so liegt derselbe klar in den billigeren und besseren Arbeiten der Deutschen, und so würde ich mit geringen Kosten (gegenüber den Kosten durch die immensen Verluste auf anderen Estancien) dem Mangel in trocknen Zeiten entgegentreten können, und stets befähigt sein, nothwendig andere Arbeiten sofort ausführen zu können, — wie auch wenigstens soviel Körner zu bauen, als zum Bedarf an Brodkorn für die Estancia und Schäfer nothwendig ist.

Uebergehend zu den Ertragsverhältnissen der Estancia durch die Schafzucht bemerke ich, daß ich nicht allein glaube, sondern weiß, daß eine Stammheerde unter meiner Leitung mir einen sehr großen Theil der Käufer zuziehen würde. Durch mein bisheriges Bockgeschäft bis in die weitesten Provinzen der großen Argentinischen Konföderation und in der ganzen Republik Uruguay als sachkundiger Mann bekannt, da aus allen diesen Gegenden die Herren Estancieres bei mir gekauft und mich kennen gelernt haben, — dazu mich bei Allen zu meiner Freude der besten Achtung erfreuen dürfend, kann ich nicht zweifeln, daß ich durch Halten einer Stammheerde nicht allein gute, sondern äußerst brillante Resultate erzielen würde.

Zur bessern Uebersicht lege ich eine, nach Rechnungen vorhandener Estancien, angefertigte, ungefähre Berechnung einer Estancia während fünf Jahren bei.

Um die Vermehrung bei den Schafen in diesem fünfjährigen Anschlage zu beleuchten, bemerke ich, daß es nicht so ganz vereinzelt dasteht, daß Schafzüchter in einem Jahre ihre Heerden verdoppelt sahen, da man zweimalige Lammung hier hat und wird es darum Jedem einleuchten, daß meine Annahme von 50 Procent nichts Uebertriebenes ist; außerdem ist ersichtlich, daß ich die Mutterlämmer erst nach vollendetem zweiten Jahre zum Bock lasse, um kräftigere Thiere zu erzielen, — welche Rücksicht

dort sonst nicht genommen wird, wo man die Thiere schon als Jährlinge zum Bock läßt. Die im dritten Jahre zum Verkauf kommenden Böcke der Stammheerde sind von mir zu 100 Patagon angerechnet; — das ist gering gerechnet im Verhältniß zu den Preisen, die drüben für feine Böcke gezahlt werden, daß mir der Vorwurf der Uebersetzung in den Preisen der Einnahmen gewiß nicht im mindesten gemacht werden kann.

Man wird aus dieser Berechnung ersehen, daß das Anlage-Kapital, das ich auf 110,000 Patagon angenommen, sich wie folgt vergrößert hat:

1) steht zu erwarten nach den Erfahrungen der letzten 5 Jahre, trotz Krieg und Vertrauenslosigkeit, dem jetzigen Frieden und Vertrauen zu der Regierung gegenüber, daß der Werth der drei Suerte nach 5 Jahren **mindestens** um 25 Procent gestiegen sein wird, also würden die drei Suerte dann ein Kapital repräsentiren von . . Pat. 37,500
2) nach 5 Jahren würden 66 Quader Luzerne-Anlagen mindestens ein Kapital repräsentiren von . . „ 13,800
3) das ganze, todte Inventarium, bei der Begründung der Estancia mit 24,000 Pat. berechnet, wovon ich 25 Proc. als Abnutzung in 5 Jahren berechne, repräsentirt . . . . „ 18,000
4) das lebende Inventarium, nach denselben Preisen berechnet, wie bei der Begründung der Estancia, obgleich leicht ersichtlich, daß die Schafe nach 5 Jahren durch ihre fortwährende Sortirung und Veredlung einen höheren Werth erreichen würden, würde ein Kapital repräsentiren von . „ 188,730

zusammen also nach 5 J. eine Summe von Pat. 258,030
dazu noch ein Kassen-Vorrath von . . „ 25,766

Summa 258,030 Pat.
davon abgezogen das Anlage-Kapital mit . 110,000 „
läßt einen reinen Ueberschuß d. Geschäftes nach 5 J. 173,797 Pat.

Die Berechnung zeigt, daß die baaren Ausgaben in d
ersten beiden Jahren die baaren Einnahmen übersteigen, wesha
es nothwendig ist, wie dies auch die Berechnungen anderer neu
Estancien zur Genüge lehren, ein Betriebs-Kapital für di
Jahre zur Hand zu haben, was ich für diese Berechnung weg
Abrundung der Totalsumme mit 10,540 Patagon angenomm
habe. Das dritte Jahr bringt einen Ueberschuß an Einnahm
und wird das von den Aktionären unter sich gewählte Direkt
rium am Ende des Wirthschafts-Jahres darüber mit dem V
walter der Estancia zu berathen haben, welche Summe dies
Ueberschusses zur weitern Verwaltung der Estancia dem V
walter bleiben muß, nach deren Abzug die Dividende aus d
Rest den Aktionären berechnet und ausgezahlt wird. — Sch
im dritten Jahre würde der Werth der Aktie, — bei Ausga
derselben 500 Pat. werth, — 709 Pat. betragen.

Leichtlich ist zu übersehen, daß die weiteren 5 Jahre
fortwährend steigerndes Resultat herbeiführen würden; ich wü
durch die Anlage der Luzerne-Quadern im Stande sein, p
Suerte 15,000 Schafe zu ernähren, würde aber vom 6. Jah
an beginnen können und müssen mit dem Verkauf des zu
werdenden Mutter-Schafviehes, doch würde die Vermehrung sch
in einem Jahre diese Verminderung mehr als decken; im 7. Jah
würden die Suertes voll, und könnte vom 8. Jahre an mit d
Verkauf von Merzen begonnen werden. — —

Druck von J. F. Starcke in Berlin.